BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36600123570011

<36600123570011

Bayer. Staatsbibliothek

H. P. 1795. a.

Hist. miscell. 256.

Remer.

Historische Basreliefs

in

Darstellungen
ausgezeichnet merkwürdiger
Scenen
aus der Geschichte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Mit einer Vorrede
von
Herrn Hofrath und Professor
Remer
zu Helmstedt.

Halle,
im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses,
1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Die Geschichte bietet uns mehrere Vorfälle dar, deren Erzählung eben so unterhaltend als belehrend ist. Der Geschichtskundige weiß sie aufzufinden; sie haben ihm die Arbeit versüßt, die mit einem gründlichen Studium der Geschichte verbunden ist, und ihn vor der Ermüdung geschützt, welche trockne Untersuchungen leicht hervorbringen. Aber sie sind in größern Werken zerstreuet. Nicht ein jeder hat Gelegenheit, sie darin aufzusuchen. Fände sich aber auch diese, so enthalten jene Werke selbst für diejenigen, welche Geschichtsbücher nicht bloß zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung zu lesen wünschen, zu viel Unbrauchbares, als daß sie eifrig nach ihnen trachten sollten. Unsre Nachbarn sind schon lange geschäftig gewesen, solchen Lesern Bü-

cher in die Hand zu geben, die wichtige Begebenheiten zugleich unterhaltend erzählen. Sie sind angenehm geschrieben, aber häufig fehlt es ihnen, besonders denen, die Franzosen zu Verfassern haben, an Wahrheit und Gründlichkeit. Wenn die Deutschen erst in unsern Zeiten angefangen haben, lesbare Bücher dieser Art zu liefern, so war dieses nicht Mangel an Fleiß, sondern an Geschmack. Den ersten kann man uns nicht vorwerfen.

Die Deutschen haben eine erstaunliche Menge kleiner historischer Schriften geschrieben, in welchen einzelne Thatsachen abgehandelt, untersucht, und berichtigt sind. Allein die Verfasser derselben schrieben für den eigentlichen Historiker, oder für den Publicisten, nicht für das lesende Publikum. Als die Italiener, Franzosen und Engländer sich zu ihren historischen Schriften schon lange ihrer Landessprache bedienten, schrieben unsre Geschichtsschreiber noch in lateinischer Sprache, oder,

wenn sie Gründe hatten, die deutsche Sprache zu wählen, so war ihre Schreibart so beschaffen, daß derjenige sie nicht ohne Ekel las, der an die gebildete Sprache der Ausländer gewöhnt war. Auch war Unterhaltung überall nicht ihr Zweck. Sie wollten unterrichten, dunkle Begebenheiten aufhellen, streitige und widersprechende Erzählungen berichtigen, noch in dem Staube der Vorzeit begrabene Thatsachen ans Licht ziehen, Irrthümer widerlegen, oft auch, in genauerer Beziehung, die Rechtmäßigkeit eines Besitzthums beweisen, Anforderungen bekräftigen oder widerlegen, und Streitigkeiten aus dem, was ehemals geschehen und verhandelt war, entscheiden. Das Studium der Geschichte mußte nothwendig einen andern Character in einem Lande annehmen, das von hundert Herrn beherrscht wird, als in einer großen Monarchie, in welcher sich die Theilnahme an dem, was einzelnen Theilen begegnet, in einem Punkte vereinigt.

Es kam dazu, daß unsre Sprache, wie wir schon gesagt haben, lange ungebildet blieb, und daß selbst, als schon unsre Mosheime, Gellerte, Rabner ein reines Deutsch schrieben, die Geschichtschreiber sich keinesweges verpflichtet hielten, sie nachzuahmen, wenn sie sie nicht gar verachteten; daß sie häufig Männer ohne Weltkenntniß waren, die entweder in einem steifen Ceremonien- oder gezierten Tone redeten, oder durch eine unanständig grobe Sprache ihren Worten Gewicht und Nachdruck zu geben glaubten; daß endlich nur selten ein philosophischer Geist auf ihnen ruhte, sondern daß man in ihnen bloß den fleißigen Sammler fand, der redlich zusammen trug, was er zu seinem Zweck für nöthig hielt, seine Ehre darin setzte, nichts Falsches gesagt, und seinen Ruhm einen Irrthum ausgemerzt, und eine bisher unbekannte Thatsache aufgefunden zu haben.

Geschmack, Annehmlichkeit, Anziehung

muß man also von diesen Schriften gar nicht, Beweise eines denkenden Kopfs nur selten erwarten. Allein diese Bemühung um Gründlichkeit, diese emsige Forschung nach Wahrheit, diese Ausmerzung der Irrthümer, sind an der andern Seite Eigenschaften von großem, selbst von vorzüglicherm Werthe als jene; der jetzige ächte deutsche Geschichtschreiber ringt nach ihrem Besitz eben so eifrig, und zeichnet sich dadurch vor den Schriftstellern andrer Nationen aus. Von ihnen hat er dafür gelernt seinen Schriften den Schmuck zu geben, durch welchen sie geschickt werden, zu einem der wichtigsten Zwecke der Geschichte zu führen, nemlich Menschen aus allen Ständen und von jeder Beschäftigung Bücher in die Hände zu geben, die sie, ohne sie zu ermüden, unterrichten und bessern, sie in einem Spiegel den Werth und die Folgen ihres Beginnens und Treibens erblicken lassen, den Fehlerhaften oder Unvorsichtigen schrecken oder warnen, den

mit Schwierigkeiten oder einem widrigen Schicksale Kåmpfenden ermuntern und stårken.

Wir besitzen jetzt mehrere Schriften in unsrer Sprache, die allein zu diesem Zwecke bestimmt sind, und wenn die Zahl der vorzüglichen gleich noch nicht groß ist, so sind doch darunter verschiedne von der Hand vortreflicher Meister. Sie lehren uns, wie Schriften dieser Art beschaffen seyn müssen, und was man von ihren Verfassern mit Recht fordern kann, sollte es auch in einem mindern Grade seyn, als diese Vorgånger es leisten. Wåren sie von den vielen, welche historische Lesebücher unter mancherlei Benennungen geschrieben haben, in der Absicht gelesen, sich nach ihnen zu bilden, so würden wir weniger schlechte Arbeiten von ihnen erhalten haben. Es ist nicht hinlånglich, wie diese Månner zu glauben scheinen, über die Begebenheiten, die man erzåhlen will, ein oder das andere Geschichtsbuch nachzulesen, sie in eine neue, gute oder

böse, Form zu kleiden, und das Publikum in der Vorrede zu versichern, daß es großen Nutzen davon haben würde, wenn es statt fader Romane die fade Erzählung läse.

Man darf mit Recht von den Schriftstellern in den Arbeiten dieser Art mehrern Fleiß und größre Beweise von Anstrengung verlangen, und ich kann hinzusetzen: man darf sie von einem deutschen Schriftsteller zwiefach erwarten. Der Verfasser eines großen historischen Werkes wird, mag er noch so gut zu seiner Arbeit gerüstet seyn, unfehlbar auf Materien stoßen, von denen er nicht hinlänglich unterrichtet ist, und wo er seine Quellen mangelhaft findet. Dennoch darf er nicht darüber weggehen. Dieser Zwang entschuldigt ihn aber einigermaßen, wenn der Kenner diese Theile der übrigen Arbeit nicht gleichschätzet. Derjenige, der eine einzelne Begebenheit erzählen will, kömmt nie in diese Verlegenheit, denn er hat die Auswahl. Er kann

vorher übersehen, ob er der Materie gewachsen ist, und ob ihm hinlängliche Hülfsmittel dazu zu Dienste stehen. Der deutsche Erzähler hat dabei noch einen zwiefachen Vortheil. Der Engländer, der Italiener, selbst der Franzose lieset lieber die Begebenheiten seines Vaterlandes. Er nimmt keinen lebhaften Antheil an Vorfällen, die andere länder glücklich oder unglücklich machten, weil er die jetzige Beschaffenheit dieser länder nicht kennt. Der Deutsche ist aus bekannten Ursachen mehr Cosmopolit; er höret der Erzählung des Kriegs der rothen und weißen Rose mit eben dem Vergnügen zu, als der Beschreibung des Umsturzes des mächtigen Hauses der Welfen, durch Friedrich Rothbarths Ränke; Philipps des Schönen, dieses schlauen Tirannen, Sieg über Bonifacius VIII. mit eben der Theilnahme, als Friedrichs II. Riesenkampf mit den Vorgängern dieses Pabstes. Aus der Geschichte aller Staaten bleibt also dem deutschen

Schriftsteller die Wahl. Es ist ihm allerdings zu rathen, solche Begebenheiten zu wählen, die wegen ihrer ausgedehnten Folgen eine allgemeine Berühmtheit haben. Allein es giebt auch mehrere, deren selbstständiger Gehalt groß genug ist, sie zum Gegenstande einer unterhaltenden Erzählung zu machen. Wer wird z. B. die Erzählung der Begebenheiten des tapfern Abentheurers Richard Löwenherz nicht mit Theilnahme lesen, wenn gleich keine Veränderungen von Bedeutung durch ihn hervorgebracht sind?

Die Kenntniß der neuern Sprachen, die den Deutschen eigen ist, gewährt ihren Schriftstellern einen zweiten Vortheil. Der Geschichtschreiber, der die Begebenheiten einer auswärtigen Nation erzählen will, muß ihrer Sprache mächtig seyn, denn nur ihre neuern Schriftsteller sind übersezt, die Quellen und die ältern Werke selten. Ohne den Gebrauch der lezten erhält jedoch seine Erzählung weder Richtigkeit noch

Nutzbarkeit. Richtigkeit und Nutzbarkeit! Wie selten finden wir sie in den zur Unterhaltung bestimmten historischen Schriften! Ich rede hier nicht von kleinen Irrthümern, die man in solchen Schriften am leichtesten übersehen kann. Aber der Leser, der Unterricht in ihnen sucht, verlangt, daß ihre Erzählung in den Geist der Begebenheit dringe, daß sie Ursachen und Folgen gehörig angeben, die Charactere der handelnden Personen richtig zeichnen, so daß Beschreibung und That mit einander übereinstimmen; sie sollen sein Urtheil über die Begebenheiten leiten, freilich mehr dadurch, daß sie ihn dieselben aus dem rechten Gesichtspunkte anschauen lassen, als daß sie ihn mit moralischen und politischen Betrachtungen überschütten; er will endlich belehrt, und, ist er ein vernünftig denkender Mann, auch von Irrthümern zurückgebracht, aber nicht beleidigt und gekränkt seyn. Politische und Religionsparteilichkeit ist daher ein zwiefa-

cher Fehler eines Buchs, dessen Lesung Vergnügen gewähren soll. Wenn eine böse Thatsache aus einem angenommenen politischen oder Religions-Systeme geflossen ist, so kann man nicht umhin, dieses zu zeigen. Aber man hüte sich, gegen das System im Ganzen zu laut Unwillen zu zeigen. Der nachdenkende Mann wird aus der Erzählung das Nachtheilige desselben von selbst einsehen, und den nicht Nachdenkenden bringt man von einmal gefaßten Vorurtheilen, sie mögen politisch oder religiös seyn, nicht zurük.

Die Schriftsteller der historischen Lesebücher sind sämtlich überzeugt, daß ein gefälliger Vortrag eine nothwendige Eigenschaft derselben sei. Man hat selbst oft Ursache zu glauben, daß sie ihr größtes Verdienst darin sezen. Er ist ihnen allerdings unentbehrlicher als irgend einem historischen Werke andrer Art. Aber zu oft finden wir, daß man völlig falsche Begriffe davon zu der Arbeit bringt; daß man

eine gezierte Schreibart für eine schöne, eine aufgedunsene für eine edle, eine tobende für eine Begeisterung ausdrückende, und eine grobe für eine kraftvolle gehalten hat. Die historischen Unterhaltungsbücher sind vieles Schmukkes fähig, aber sie erregen Ekel, wenn sie damit überladen sind. Die schöne korinthische Säule schmeichelt dem Auge des Kunstkenners und gewinnt den Vorzug vor ihren Schwestern. Aber thue zu ihren Zierrathen mehrere hinzu, so wird er seinen Blick misfällig oder spottend von ihr abwenden. Wollen unsre jüngern deutschen Schriftsteller niemals richtigen Gebrauch von Uebertreibung unterscheiden lernen? Sie haben das Beispiel von zwei vortreflichen, Deutschlands literärischen Ruhm auch bei Ausländern befördernden Historikern vor sich. In beider ersten historischen Schriften findet man die mehrsten der oben angeführten Fehler. Sie haben sie in den folgenden ganz vermieden, und nur noch eine geschmückte

Schreibart ist ihnen übrig geblieben, die keinesweges misfällt. Die Nachahmer ihrer ehemaligen Fehler verstehen keine Auswahl zu treffen. Ihre Schreibart ist poetische Prose; sie reden von alltäglichen Vorfällen im Schwunge, und wo mäßige Begeisterung Lob verdienen würde, im Sturme. Glücklich sind noch ihre Leser, wenn die Bilder nicht der Natur und Wahrheit widersprechend gewählt sind.

Die historischen Basreliefs, die zu den vorstehenden Betrachtungen Gelegenheit gegeben haben, scheinen mir zu den Büchern zu gehören, die eine lobenswürdige Ausnahme von jenen fehlerhaften Schriften machen. Sie wurden mir von einem verehrungswürdigen Manne im Manuscript zugesandt, weil ihr bescheidener Verfasser meine Meinung davon zu erfahren wünschte. Ich fand die Begebenheiten sehr glücklich gewählt, in der Ausführung Fleiß, keine gemeine Bekanntschaft mit der Geschichte, Gebrauch von den besten

Quellen und Hülfsmitteln, die Urtheile wol zuweilen etwas kühn, aber doch der Vertheidigung fähig, die Schreibart rein, in einzelnen — jedoch nur wenigen Stellen, und nie bei geringfügigen Sachen — vielleicht zu rednerisch für den Geschichtsstil. Ich wurde gebeten, dieses Urtheil öffentlich zu sagen, und that es desto williger, da es völlig unparteiisch ist. Denn der Verfasser ist mir bis auf diesen Augenblick selbst dem Namen nach unbekannt geblieben. Mein Freund giebt mir nur die Versicherung, er sei ein fleißiger Geschichtsforscher, der vielleicht bald mit einem größern Werke vor dem Publikum auftreten würde. Mit dem Fleiß geschrieben, wie die gegenwärtige Arbeit ausgeführt ist, wird es den Kennern der Geschichte, so wie diese Schrift allen Dilettanten und Freunden einer edlen Unterhaltung, sehr willkommen seyn.

Helmstedt den 28. April 1803.

Julius August Remer.

Sizi=

Sizilianische Vesper.

Historisches Gemählde
aus
dem dreizehnten Jahrhundert.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Sizilianische Vesper.

Unter den Begebenheiten des dreizehnten Jahrhunderts, zeichnet sich jene sonderbare Empörung aus, welche wir aus den Annalen der Vorzeit unter dem Namen der Sizilianischen Vesper kennen; so wohl durch ihr unerwartetes Entstehen und ihre reißendschnelle Verbreitung über ein ganzes Land, als durch die unerbittliche Grausamkeit mit der sie ausgeführt ward, und durch die außerordentlichen Folgen welche sie erzeugte. Dem Anschein nach das Resultat der durchdachtesten und künstlichsten Plane eines kühnen und verschlagenen Kopfs, war sie in der That nichts als das schnelle Werk des Zufalls — den freilich eine Verkettung früherer Begebenheiten herbeiführte — die Geburt eines Augenbliks, ein Brand von einem plözlichen Windstoß erregt, und durch seine eigene Stärke zur allgemeinen und weithinzerstörenden Feuersbrunst emporgewachsen. Sie lehrt die Tirannen und alle unwürdigen Regenten, welcher furchtbaren Explosionen die gemishandelte Menschheit fähig ist, wenn die Unterdrükkung bis

zu einem gewissen Grade getrieben wird. Und da sie sich in einem der finstersten Jahrhunderte, und unter einem Volke ereignete, das tiefer als irgend ein anderes in die Nacht der Geistesarmuth und Bigotterie begraben lag: so beweist sie zugleich, daß es nicht immer der Aufklärung oder sogenannten Freidenkerei zur Hervorbringung ähnlicher Szenen bedarf, und daß Dummheit und Aberglaube ein unsicherer Schild des Despotismus sind. —

Die Insel Sizilien, eines der fruchtbarsten Länder Europa's, stand im zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter der Regierung des Schwäbisch-Hohenstauffischen Hauses. Einige Fürsten aus diesem berühmten Kaisergeschlechte, aufgeklärter und gebildeter als der größte Theil ihrer Zeitgenossen, hatten den ungleichen Kampf mit der Römischen Hierarchie unternommen; aber ihre Waffen waren zu ohnmächtig wider diesen Koloß, der ganz Europa in Ketten hielt. Sie unterlagen, und die Rache ihres unversöhnlichen Feindes konnte nur durch den Untergang des ganzen unglüklichen Hauses, welches sich wider seine Allmacht aufzulehnen gewagt hatte, gesättiget werden. Konradin, der lezte männliche Sprößling des verhaßten Geschlechts, verlor

auf dem Blutgerüste sein jugendliches Leben.* Der Jüngling starb als ein Opfer der grausamen Politik einer Nazion, die sich von je her, bei so mancher liebenswürdigen Eigenschaft, durch barbarische Grausamkeit geschändet hat. Teutschland that nichts, seinen unglüklichen Sohn** zu rächen; aber das Schiksal selbst übernahm die Blutrache des unschuldig Ermordeten.

Karl von Anjou, Bruder des heiligen Ludwigs von Frankreich, war des enthaupteten Jünglings Mörder, und beherrschte damals als König Neapel und Sizilien, das Erbe Konradin's, dessen er sich durch Waffengewalt, unterstüzt durch den Pabst und andere Italienische Fürsten, bemächtiget hatte. Die unersättliche Eroberungssucht des neuen Monarchen, obgleich er sich schon zum mächtigsten Regenten Italiens emporgeschwungen hatte, dürstete dennoch stets nach neuer Machtvergrößerung, und erregte dadurch bald die Eifersucht und Besorgniß der übrigen Italienischen Staaten. Sie fürchteten früh oder spät das Opfer seiner Uebermacht zu werden, und selbst die, welche ihn einst bei seinem Kampfe wider die Hohenstauf-

* 29. Oktober 1268. ** Konradin war zwar in Neapel geboren, aber durch seine Abkunft ein Teutscher.

sen begünstiget hatten, wurden jezt seine öffentlichen oder heimlichen Feinde.

Noch weniger günstig für ihn war die Stimmung seiner neuen Unterthanen. Ganze Schaaren Französischer Abentheurer waren dem Könige gefolgt, und zur Dankbarkeit, daß sie ihm bei der Eroberung jener Länder ihr Schwert geliehen hatten, wurden die Bewohner derselben ihren Bedrükkungen preisgegeben. Alle Provinzen des Reichs waren von diesen Ausländern überschwemmt, welche sich durch Uebermuth und Raubsucht, und vorzüglich durch ein zügelloses Betragen gegen das weibliche Geschlecht, allgemein verhaßt machten. Die neue Regierung ward verabscheut. Viele wünschten die alten glüklichen Zeiten der Hohenstauffen zurük.

Mehr noch als in Neapel, äußerte sich die Unzufriedenheit des Volks mit der Französischen Herrschaft in Sizilien. Dieses Land ward durch Statthalter regiert, und da König Karl selten oder nie dahinkam: so war es ganz der Willkühr seiner Stellvertreter und ihrer Untergebenen und Anhänger überlassen. Es war mit den drükkendsten Auflagen belastet. Die alten Rechte und Freiheiten der Städte wurden nicht geachtet. Nur Franzosen erhielten geistliche Pfründen und weltliche

Aemter. Fast alle Familien wurden unter dem Vorwande, heimliche Anhänger des Hohenstaufenschen Hauses zu seyn, gedrükt und verfolgt. Kein Vater durfte seine Tochter verheirathen ohne besondere Erlaubniß; und diese ward den Reichen gewöhnlich nur dann ertheilt, wenn der Bräutigam ein Franzose war. Die Mishandlungen des weiblichen Geschlechts gingen so weit, daß mancher Statthalter in den Provinzen sich sogar nicht scheuete, Verlobten ihre Bräute vorzuenthalten, um selbst den ersten Genuß zu rauben.

Leicht vorher zu sehen sind die Wirkungen eines so despotischen und ungerechten Verfahrens. Die Einwohner, durch die glühende Sonne ihres Himmelsstrichs zu den heftigsten Ausbrüchen der Leidenschaften gereizt, trugen mit dem höchsten Unwillen das eiserne Joch ihrer Unterdrükker, und wüthende Erbitterung brütete in ihrer Brust. Eine Gesandschaft aus ihrer Mitte ging nach Neapel ab, um dem Könige die gerechten Beschwerden einer ganzen mishandelten Nazion vorzutragen. Sie fand Gehör, und an den Oberstatthalter von Sizilien, Herbert von Aureillon, erging Befehl: die Klagen des Volks zu untersuchen, und die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen. Aber dieser Befehl blieb unbefolgt,

und vermehrte nur noch den Uebermuth der Franzosen.

Nach diesem fruchtlosen Versuche ihren traurigen Zustand zu verbessern, sandten die Sizilianer zween Abgeordnete, den Bischof Bartholomäus Patti und den berühmten Dominikaner Johann Marino, an den Pabst als Oberlehnsherrn des Landes, um bei ihm Schuz und Erleichterung zu suchen. Als der König Nachricht von diesem Schritte seiner Sizilischen Unterthanen erhielt, ward er äußerst entrüstet darüber, und ließ die Abgesandten in den Kerker werfen, worin auch der Mönch sein Leben beschloß.

Keiner von allen empfand das harte Schiksal seines Vaterlandes tiefer und schmerzlicher, als Johann von Procida; aber er ergoß seine Gefühle nicht in feigen und fruchtlosen Klagen, die dem Manne nicht ziemen, sondern in seinem großen Geiste entwikkelte sich der erhabene Gedanke, Retter und Rächer seiner unterdrükten Landsleute zu werden. Dieser edle Sizilianer, von Salerno gebürtig, Besizzer der kleinen Insel Procida bei Sizilien und anderer Güter, einer der größten Männer seines Vaterlandes, war mit Talenten und Kenntnissen jeder Art ausgestattet, und hatte sich, nach damaliger Sitte, vorzüglich in der

Arzneikunde Erfahrung erworben, ohne jedoch ausübender Arzt zu seyn. Schon Kaiser Friedrich der 2te, dieser Kenner und Beschüzzer guter und gebildeter Köpfe, hatte ihn sehr geschäzt. Nach Friedrich's Tode diente er dessen natürlichem Sohne Manfred, und trat endlich auch auf die Seite des unglüklichen Konradin's. Ein so treuer Anhänger der Hohenstauffen, konnte unmöglich ein Freund der Franzosen seyn. Die Folgen seiner politischen Grundsäzze waren: daß ihn König Karl von seinem Hoflager, wo er sich anfangs aufhielt, verwies, daß seine meisten Güter eingezogen wurden, und daß man sogar, wie einige Schriftsteller versichern, um ihn jede Kränkung erdulden zu lassen, seine Gattin mishandelte.

Procida stand in großen und weitläuftigen Verbindungen in seinem Vaterlande. Er kannte den durch alle Klassen seiner Landsleute verbreiteten Abscheu wider die Französische Regierung, und theilte einigen seiner vertrautesten Freunde seine geheimen Plane zur Befreiung Siziliens mit. Sie wurden mit Wärme aufgenommen von Männern, welche gleich ihm das Vaterland liebten, und die Fesseln desselben zu zerbrechen wünschten. Er verließ hierauf Sizilien, und begab sich an den Hof der Königin Konstantia, Gattin König Pe-

dro's des 3ten von Arragonien, welche eine Tochter Manfred's und nebst ihrer zu Neapel verhafteten Schwester Bianka, die einzige noch lebende Abkömmlingin des Hohenstauffischen Geschlechts war. Pedro und Konstantia nahmen den treuen Freund ihres Hauses mit ausgezeichneter Huld auf. Er erhielt beträchtliche Güter im Königreiche Valencia, dem Paradiese Spaniens, und ward mit Würden und Ehrenstellen überhäuft.

Dankbarkeit befestigte seinen geheimen Entschluß: sein Vaterland den Franzosen zu entreißen, und das Arragonische Königspaar in den Besiz einer Krone zu sezzen, deren sich Karl von Anjou mit Unrecht bemächtiget hatte. Troz aller Kühnheit seines unternehmenden Geistes, sah er jedoch bald ein, daß dieser Entschluß in Rücksicht Neapel's nicht ausführbar seyn würde, weil dort der Einfluß und das Ansehn König Karl's wegen seiner Nähe größer waren. Desto eher aber glaubte er ihn in Sizilien ausführen zu können, wo der Haß wider die Ausländer heftiger, und der Anhang der Hohenstauffen zahlreicher war.

Stets von der Vorstellung seines großen Entwurfs umschwebt und zu Thaten angefeuert, verließ er Spanien wieder, und begab sich insgeheim nach Malta, und von dort in verstellter Kleidung

nach Sizilien, wo er während seiner Abwesenheit seine geheimen Verbindungen unterhalten hatte.

Freudig empfingen den Wiederkehrenden seine Freunde wie ihren Erretter, und berathschlagten mit ihm über die zwekmäßigsten Mittel zur Befreiung des Vaterlandes. Daß es Tollkühnheit seyn würde, ohne den Beistand auswärtiger Fürsten, sich mit einem so mächtigen Monarchen, als Karl war, in offenen Kampf einzulassen; darüber waren leicht alle einverstanden. Sie beschlossen daher bei dem Pabste, dem Griechischen Kaiser und dem Könige von Arragon, als denen Mächten, von welchen sich am wahrscheinlichsten Beförderung ihrer Plane hoffen ließ, Beistand und Unterstüzzung zu suchen. Johann von Procida übernahm das Geschäft, die erwähnten Fürsten mit dem Vorhaben der Verschwornen bekannt zu machen, und sie für ihr Interesse zu gewinnen.

Zuerst ging er als Barfüßermönch nach Rom, und es glükte ihm, von dem damaligen Pabste, Nicolaus dem 3ten, aus dem Geschlechte der Ursini, welchen Familienzwiste und andere Streitigkeiten zu Karl's Feinde machten, das Versprechen zu erhalten: daß er den König von Arragon mit Sizilien belehnen wollte, wenn es den Verschwornen gelänge, die Franzosen zu vertreiben.

Von Rom sezte Procida, in eben der Verkleidung, seine Reise nach Konstantinopel fort. Unter allen Europäischen Regenten hatte Michael Paläologus, damaliger Beherrscher des Griechischen Reichs, die wichtigsten Gründe, Karl's Machtverringerung zu wünschen. Der leztere, aufgereizt durch seine Vergrößerungssucht und durch die dringenden Vorstellungen seines Verwandten Philipp, eines Sohnes des lezten, durch Michael vertriebenen Abendländischen Kaisers Balduin von Konstantinopel, war längst schon entschlossen, eine ähnliche Unternehmung wider das Griechische Reich zu wagen, als die war, welche seine Landsleute zu Anfange des Jahrhunderts in Verbindung mit den Venetianern ausführten, und die sich mit der Eroberung Konstantinopels endigte. Schon war er mit den Rüstungen dazu auf das eifrigste beschäftiget, eine ansehnliche Kriegsmacht war bereits versammelt und nahe die Zeit der Ausführung. Was Wunder also, daß Michael die Anträge Procida's mit dem größten Beifall anhörte, und gleich bereit war, ein Unternehmen, wodurch das über seinem Haupte schwebende Ungewitter abgewendet werden konnte, mit ansehnlichen Geldbeiträgen zu unterstüzzen.

Nach so glüklich beendigten Geschäften kehrte Procida wieder an das Arragonische Hoflager zurück, eröffnete jezt dem Beherrscher Arragoniens die Wünsche der Sizilianer und die Versprechungen des Pabstes und des Griechischen Kaisers, und foderte ihn auf: zur Eroberung der Krone Siziliens die Waffen zu ergreifen! Pedro, vielleicht weil ihm der Kampf mit einem so mächtigen und kriegerischen Fürsten, wie Karl war, zu gewagt schien, äußerte anfangs Bedenklichkeiten. Aber Procida's wiederholte Vorstellungen; die verführerische Aussicht auf Vergrößerung, welche selten, selbst auf das ruhigste Gemüth, ihre Wirkung verfehlt; und die Bitten seiner Gattin Konstantia, die ihn beschwor: Rächer ihres Vaters und ihres unglüklichen Vetters zu werden, und den Todfeinden ihres Hauses Sizilien zu entreißen! — so viel mächtige Bewegungsgründe bestimmten ihn endlich, seine Einwilligung zu geben.

Die Klugheit erforderte indes, eine so wichtige Angelegenheit unter dem Schleier des Geheimnisses zu verbergen, und sie besonders vor Karl so lange als möglich verborgen zu halten, um ihn nicht zu früh in die Waffen zu bringen. Pedro ließ daher allgemein verbreiten, daß er einen Kriegszug gegen Tunis unternehmen wolle, um

den heiligen Ludwig an den Ungläubigen zu rächen. Dieses fromme Vorgeben fand überall Glauben und Beifall; und Pedro erhielt zu seinen Rüstungen nicht nur von dem Griechischen Kaiser, sondern auch von dem Könige von Frankreich, Philipp, dem Sohne und Nachfolger des heiligen Ludwig's, und sogar vom Könige Karl selbst, Geldbeiträge und Unterstüzzung. So wenig ahnete der leztere die wahren Absichten des schlauen Arragonesers und die verderblichen Anschläge Procida's und seiner Verbündeten.

Mehrere Jahre verflossen unter jenen Verhandlungen zur Befreiung Siziliens, und immer noch waren Procida's Entwürfe nicht zur Ausführung gereift: da ereignete sich dort die außerordentliche Begebenheit, welche unerwartet der Herrschaft der Franzosen über diese Insel, fast in einem Augenblikke ein Ende voll Blut und Schrekken machte.

Die Franzosen hatten nicht aufgehört, die unglüklichen Einwohner gleich Orientalischen Despoten zu behandeln. Ohne auf Billigkeit und Gesezze zu achten, übten sie nur das Recht des Stärkern aus, folgten der Stimme ihrer Begierden,

und jeder, vom Oberstatthalter bis zum gemeinsten Krieger herab, erlaubte sich alle Arten von Mishandlungen. Die Geschichtschreiber haben verschiedene kaum glaubliche Thatsachen von den Ausbrüchen ihrer Zügellosigkeit aufgezeichnet. So soll Ludolf, Befehlshaber von Monone, jede Woche ein junges Mädchen zu seiner Wollust genommen haben; und Faramund von Artois, Statthalter von Roto, ließ alle junge Frauenzimmer zu seinem Genusse aufheben.

Gewaltthaten wie diese, und eine so freche Verspottung der heiligsten Menschenrechte, hätten endlich selbst den verworfensten Sklaven empört, und den lezten Faden seiner Geduld zerrissen. In den Gemüthern der gemishandelten Insulaner trieben sie die Erbitterung wider ihre Unterdrükker auf den höchsten Grad; und die Anhänger Procida's und der Hohenstauffen säumten nicht, die verborgene Glut durch unaufhörliche Anreizungen zur hochauflodernden Flamme anzublasen. Nur noch ein kleiner Stoß, und die schreklichste Explosion war unvermeidlich.

Den Franzosen, so groß auch die Sicherheit war, in welche sie das Vertrauen auf ihre Uebermacht gewiegt hatte, entging doch die gefährliche Stimmung des Volks nicht ganz. Jean de St.

Remi, Statthalter von Palermo, einer von denen Befehlshabern, welche ihren Untergebenen die größten Ausschweifungen verstatteten, untersagte deshalb den Einwohnern Palermo's den Gebrauch und das Tragen aller Arten von Waffen, um die Ausbrüche ihrer Wuth unschädlich zu machen; und gebot seinen Kriegsleuten, genau über die Befolgung dieses Befehls zu wachen. Der Kurzsichtige wähnte nicht, daß eben das Mittel, wodurch er sich und den Theilnehmern seiner Tirannei die größte Sicherheit zu verschaffen glaubte, gerade das Gegentheil bewirken und die Veranlassung zu seinem Verderben geben würde, indem es Palermo zur Wiege einer Revoluzion machte, als deren erste Opfer er und seine Landsleute fielen.

Es war uralte Volkssitte bei den Palermitanern, an hohen Festtagen mit Schwert und Lanze gerüstet zur Kirche zu gehen, und sich so bewaffnet nach dem Gottesdienste auf der Ebene vor der Stadt zu ergözzen, bis das Läuten zur Vesper sie abermals zur Andacht rief. Alte, von den Vorfahren ererbte Gewohnheiten und Gebräuche sind jedem Volke ehrwürdig. Jede Verlezzung derselben ist gefährlich, und reißt oft zur schreklichsten Wuth und Rache hin. Deshalb kränkte auch keine andere Beschränkung ihrer natürlichen Freiheit, keine

Gewaltthätigkeit ihrer Tirannen die Bewohner Palermo's so schmerzlich, als das Verbot Waffen zu tragen; und die unverschämte Art, mit welcher die Französischen Kriegsleute die deshalb erhaltenen Befehle vollzogen, vermehrte noch ihre Erbitterung.

Jezt kam das Osterfest* heran. Am Ostermontage, den 30sten März, wallfahrteten die Palermitaner, wie gewöhnlich an diesen heiligen Tagen, in zahlreichen Schaaren nach Montereale, eine Stunde von der Stadt, um dort in der Kirche zum heiligen Geiste die Vesper zu hören. Der große Volkszulauf und die erwähnte Volkssitte, welche den Franzosen bekannt war, veranlaßten eine strengere Durchsuchung nach verborgenen Waffen als sonst gewöhnlich war, und die Kriegsleute erlaubten sich dabei manchen Unfug und beleidigenden Frevel.

Auf einmal erhebt sich ein schrekliches Getümmel. Drouhet, ein junger muthwilliger Franzose, hat unter den hinausströmenden Volksgruppen eine schöne junge Frau bemerkt, ist auf sie zugesprungen, und hat sie unter dem Vorwande, nach verborgenen Waffen bei ihr zu suchen, durch unanständige Griffe mishandelt. Die Beleidigte,

* 1282.

Tochter eines angesehenen Bürgers von Palermo, Namens Maestro Angelo, und einigen Nachrichten zu Folge eine verlobte Braut, schreit laut auf und ihr Gefolge thut ein Gleiches. Das Geschrei zieht den Vater und Bräutigam der Gemishandelten herbei, und der erstere, als er den Vorfall erfährt, ruft von plözlicher Wuth ergriffen mit lauter Stimme: Nieder mit dem Buben, der meine Tochter mishandelte! Da stürzt aus dem dichten Haufen des herandrängenden Volks ein kühner Sizilianischer Jüngling hervor, wirft sich auf Drouhet, entreißt ihm sein Schwert, und durchbohrt den Unglüklichen, der seinen üppigen Muthwillen mit dem Leben bezahlt.

Diese rasche That ist die Loosung zu einem allgemeinen Aufstande. Wuth und Mordlust theilen sich reißendschnell allen anwesenden Sizilianern mit. Plözlich blinken tausend verborgene Dolche. Der Aufruhr ergreift ganz Palermo wie Sturmerregte Meeresfluth. Die lezte Stunde seiner Tirannen ist gekommen. Schlagt zu! Schlagt die Franzosen todt! ist das allgemeine Feldgeschrei der wüthenden Menge. Ein entsezliches Schauspiel hebt an. Mit Waffen, wie sie jedem der Zufall zuerst in die Hände giebt, mit Knütteln, Messern, Steinen, Dolchen, Schwertern und Lanzen, schla-

gen, stoßen und hauen sie ihre Feinde zu Boden. Man läßt den leztern keine Zeit sich zu sammeln und zu ordnen. Weder Alter noch Geschlecht wird verschont. Jeder Franzose, den sein Unstern den Rasenden entgegenführt, fällt als ein Schlachtopfer der Rache. Weder das Wimmern des Wehrlosen um Erbarmen, noch das Anerbieten reicher Lösegelder retten von dem gewissen Tode, und das schon vergossene Blut reizt den Durst nach mehrerem. Die ganze Stadt ist ein Schauplaz des Mordens, der Barbarei und Gräuelszenen aller Art. Die Unglüklichen, welche sich in Keller und Winkel verkrochen haben, werden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und niedergehauen. Ja selbst der eigenen Töchter und Schwestern, welche von Franzosen schwanger sind, schont die wilde Volkswuth nicht. Man schneidet ihnen den Leib auf, reißt die Frucht heraus und zerschmettert diese gegen die Mauern. Allgemein verbreitet durch alle Klassen der Einwohner war der blutige Wahnsinn. Sogar die Mönche brachen aus ihren geheiligten Kerkern hervor, reizten die erhizten Gemüther ihrer Landsleute noch mehr, und wütheten und mordeten selbst.

Der Statthalter St. Remi, der Urheber dieser Gräuel, flüchtete in das Kastel. Aber es

ward erstürmt, und als er hierauf in verstellter Kleidung entfliehen wollte, ward er von seinen Verfolgern erkannt, und mußte das tragische Schikfal seiner Landsleute theilen.

Nach zwei Stunden lebte kein Franzose mehr in Palermo. So schreklich rächten die erbitterten Bewohner dieser Stadt die von ihnen erduldeten Frevel. Ein alter Sizilischer Geschichtschreiber erzählt: daß noch zu seiner Zeit auf dem Kirchhofe St. Kosmus und Damians große Haufen von den Gebeinen der erschlagenen Franzosen gelegen hätten, an welchen noch die Spuren der erhaltenen gräslichen Wunden sichtbar gewesen wären.

Der plözliche Ausbruch dieses Blutbades wie durch Verabredung; die schnelle Verbreitung des Aufstandes über die ganze Insel; und die nachfolgenden ähnlichen Mordszenen in mehreren andern Städten haben wahrscheinlich die gewöhnliche Behauptung der Schriftsteller veranlaßt: daß sie ein vorher beschlossenes Werk Procida's und seiner Anhänger gewesen, daß das Läuten zur Vesper die Loosung dazu gegeben habe, und daß die Explosion durch die ganze Insel an dem nehmlichen Tage zur Vesperstunde erfolgt sei. Diese Darstellung jener merkwürdigen Begebenheit ist jedoch falsch. Es finden sich keine Beweise von einer unmittelbaren

Einmischung Procida's und seines Anhangs bei dem Aufstande; die Tageszeit, wo er in Palermo geschah, war blos zufällig, und die Nachrichten der besten Geschichtschreiber beweisen: daß die Ermordung der Franzosen in den übrigen Städten Siziliens an verschiedenen Tagen vorfiel. —

Nach vollendeter Blutrache in Palermo rief das Volk, in der Freude, seine Fesseln zersprengt zu haben: Freiheit! und wählte den Vater des durch Drouhet beleidigten Frauenzimmers zu seinem Anführer.

Noch an eben dem Tage ergriff der Geist des Aufruhrs, alle zunächst um Palermo liegenden kleineren Städte. Auch hier wurden alle Franzosen ermordet und verjagt. Den folgenden Tag fielen ähnliche Auftritte in verschiedenen andern Städten vor. Ueberall sah man die schauderhaften Szenen der Hauptstadt erneuert, und gleiche Ausbrüche der unversöhnlichsten Wuth. Bourdac, der Befehlshaber von Marsalo, hatte noch kurz zuvor, ehe er als ein Opfer der Volksrache fiel, den Befehl gegeben: daß jeder Einwohner sein Gold und Silber in den Königlichen Schaz abliefern sollte. Zwei Tage nach dem Blutbade in Palermo, wurden in Girgenti und Leucate die Franzosen erwürgt. Den folgenden Tag erstach Gio=

vanni von Torella den Statthalter von St. Giovanni, Louis von Montpellier, der seine Frau entführt hatte. Noch lebend ward der Unglükliche vor die Fenster seiner Wohnung gehenkt, und als das Volk ihn sah, fiel es über seine Landsleute her, und erschlug alle, deren es sich bemächtigen konnte.

Am 4ten des Ostermonats erhob sich zu Catanea der Sturm des Aufruhrs; und ein ähnlicher Vorfall wie zu Palermo, war auch hier die Veranlassung desselben. Jean Viglemade, ein junger wegen seines unanständigen Betragens gegen das weibliche Geschlecht berüchtigter Franzose, wollte einer jungen Frau, Namens Julie Villanelli, mit Gewalt einen Kuß rauben. Ihr Mann, welcher in eben dem Augenblik ins Zimmer trit, widersezt sich dem Unenthaltsamen und wird erstochen. Julie aber entspringt indes, läuft durch die Straßen und ruft das Volk zur Rache auf. Alles greift zu den Waffen. Ein schrekliches Blutbad beginnt. Und damit ja keiner der verhaßten Ausländer dem Tode entrinnen möge, lassen die wüthenden Cataneenser jeden, der ihnen verdächtig scheint, das Wort Ciceri aussprechen, um an diesem Schiboleth die Franzosen zu erkennen. Nur zwei, worunter sich der Statthalter Gatta

befand, retten sich durch die Flucht, und entkommen in verstellter Kleidung nach Messina. Eine beträchtliche Anzahl der Verfolgten hatte sich in das Kastel Sperlinga geworfen, aber es ward durch Hunger überwältigt. Hier in Catanea allein sollen 8000 Franzosen gefallen seyn. — Nur einen Mann aus dieser Nazion rettete die allgemeine Liebe und Achtung, die er sich durch seine Tugenden erworben hatte, mitten aus dem Sturme des allesvernichtenden Ungewitters. Dies war Wilhelm von Porcelles, Befehlshaber von Catalafiama, ein Provenzalischer Edelmann. Man schonte nicht nur seines Lebens, sondern gab ihm auch ein Fahrzeug, um sicher der Gefahr zu entgehen. Diese Achtung großer und treflicher Eigenschaften, welche hier ein wüthendes Volk bewies, ist um so außerordentlicher und bewunderungswürdiger, da außerdem der rasende Durst nach Rache und Mord alle Gefühle der Menschlichkeit so ganz erstikt hatte, daß selbst die Unschuld und hülflose Kindheit keine Schonung fanden.

Auf der ganzen Insel waren jezt die Franzosen ausgerottet; nur Messina und Taormine gehorchten noch ihrer Herrschaft. Die Einwohner Palermo's, welche das Trauerspiel eröffnet und zuerst die Freiheit errungen hatten, zeigten sich auch am

thätigsten in Beförderung des angefangenen Werk's. Sie stellten drei kleine Heere auf, reizten die übrigen Städte zum Aufstande, stürzten überall das Wappen Karl's um, und pflanzten dafür das Kreuz der Kirche auf.

Indes beschloß Herbert von Aureillon, der Französische Unterkönig Siziliens, welcher Messina mit einem zahlreichen Heerhaufen besezt hielt, einen Versuch zur Wiederunterjochung Palermo's zu machen. Eine kleine Flotte ward zu der Unternehmung ausgesandt; aber die bewaffneten Bürger Palermo's schlugen sie in die Flucht. Die Sieger, vereint mit mehreren andern Sizilianern, rükten darauf vor Taormine, griffen die Stadt an, eroberten sie im Angesichte des aus Messina gesandten Entsazzes, und hieben alle darin befindlichen Franzosen nieder.

Auch in Messina herrschte längst schon dumpfe Gährung unter den Einwohnern, denn das Beispiel ihrer Landsleute, und die geheimen Aufreizungen Alaimo's von Lentini, eines geheimen Anhängers Procida's, hatten ihnen den Geist der Empörung mitgetheilt. Nur die zahlreiche Französische Besazzung vermochte noch den Ausbruch der heimlichen Glut zu unterdrükken.

Doch endlich schlug auch hier den Franzosen die Stunde der blutigen Vergeltung.

Ein gewisser Collura erschien einst bewaffnet auf dem öffentlichen Plazze. Sogleich umringen ihn vier Franzosen, um ihn als einen Uebertreter des bekannten Verbotes in das Kastel Matagriton zu führen. Der Lärm zieht mehrere Messineser herbei. Sie nehmen sich ihres Landsmannes an, und eine schrekliche Schlägerei ist die Folge. Endlich erscheint auch Alaimo. Er bringt die Kämpfenden aus einander, und um allen Verdacht von sich abzuwälzen, liefert er den Collura samt seinen Helfern den Kriegsleuten des Vicekönigs aus, der sie samt ihren Weibern einkerkern läßt. — Vielleicht wäre der ganze Vorfall ohne weitere Folgen geblieben, hätte nicht die Verhaftung der Frauen die Einwohner aufgebracht. Auch hier, wie zu Palermo und Catanea, war es eine Beleidigung jenes Geschlechts, was die Volkswuth gegen die Franzosen wekte. Der Sturm ergriff plözlich ganz Messina. Mit den Waffen in der Hand erheben sich die Einwohner; Bartholomäus, ein Verwandter Collura's, wird zum Anführer gewählt. Alle Straßen schwimmen auf einmahl im Blute der erschlagenen Franzosen. Auch Alaimo wirft jezt die Maske der Verstellung ab, läuft

während der Mordszene durch die Stadt, und ruft mit lauter Stimme: „Freiheit, Freiheit! Nieder mit den Franzosen!„*

Dem unvermeidlichen Tode zu entfliehen, warf sich Herbert mit seinem Gefolge in das Kastel Matagriton; und da er auch hier keine Sicherheit fand, zog er sich in die Feste Castelluzzo. Aber er entging seinem Verhängnisse nicht, das Verderben folgte ihm auf der Ferse. Der rastlose Alaimo benuzt den ersten Feuereifer des Volks. Nicht nur das Kastel Matagriton, auch die Feste Castelluzzo wird angegriffen, und noch in der nehmlichen Nacht mit Sturm erobert. Die Besazzungen werden bis auf den lezten Mann niedergehauen. Den Unterkönig giebt Alaimo dem barbarischen Muthwillen des rasenden Pöbels preis, der den unglüklichen Mann wie im Triumphe durch die Straßen schleppt, dann ihn erdrosselt und seinen Leichnam auf dem Markte zur öffentlichen Schau aufhenkt. Dreitausend Franzosen fielen hier, und nur einer, Philipp Scalambre, Befehlshaber des Thales Noto, der sich durch Popularität und Gerechtigkeitsliebe die Volksgunst erworben hatte, ward wie Wilhelm von Porcelles verschont.

* 29. April.

Die Würgeszene zu Messina war der lezte Akt des blutigen Drama's auf Sizilien, welches sich mit Vertilgung aller auf dieser Insel befindlichen Franzosen endigte, und nach der Versicherung der Geschichtschreiber mehr als 20000 von ihnen das Leben kostete. Nach vollendeter Blutrache schlossen die Städte Palermo und Messina ein Bündniß, und ordneten eine Art von Regierungsverfassung für das nun von seinen Feinden befreite Vaterland an. Auch sah man schon hier und dort das Arragonische Wappen emporsteigen, dem zum Ehrengedächtniß für die Hohenstauffen zwei Adler beigefügt wurden.

König Karl befand sich eben bei dem heiligen Vater zu Montefiascone, als ein Schreiben des Erzbischofs von Montreale an den leztern einging, worin der Prälat die Revoluzion und den Franzosenmord auf Sizilien meldete. Diese schrekliche und unerwartete Nachricht machte den heftigsten Eindruk auf den König. Bewegungslos wie ein Marmorbild stand er da, biß voll stummen Ingrimms in seinen Stok, und rief endlich mit wüthender Miene aus: „So will ich denn der ganzen Nachwelt ein Beispiel hinterlassen, das allen Re-

bellen naher und ferner Zeiten ein Schrekken seyn soll!„

Er säumte nicht, sogleich Anstalten zur Erfüllung seiner Drohung zu machen. Der Pabst, nicht mehr jener Nicolaus der 3te, welcher Procida's Plane begünstigt hatte, sondern dessen Nachfolger, Martin der 4te, ein Franzose von Geburt und dem Könige Karl geneigt, — sandte den Kardinal Gerhard Bianchi nach Sizilien, ließ das Kreuz gegen die Einwohner predigen und belegte sie mit dem Bann. Der erbitterte König aber segelte an der Spizze von 100000 Streitern nach der Insel. Messina traf der erste Sturm. Die Stadt ward belagert, und würde troz ihrer langen und tapfern Vertheidigung, wobei der Freiheitliebende Lentini großen Ruhm erwarb, doch zulezt gefallen seyn, und die Rache des ergrimmten und grausamen Siegers schreklich gebüßt haben, — wäre nicht endlich, da schon alles verloren schien, der längsterwartete Retter aufgetreten.

König Pedro von Arragon hatte endlich seine Rüstungen vollendet, und war im Julius mit einer Armade von 50 Galeeren und 10000 Kriegsleuten in See gestochen. Roger Loria, ein Kalabrese, der kühnste und unerschrokkenste Seemann

seiner Zeit, führte die Flotte, welche sich nach der Afrikanischen Küste wandte. Hier erschien Procida in Begleitung mehrerer seiner vornehmsten Landsleute, und trug dem Beherrscher Arragon's noch einmahl die Krone Siziliens an. Pedro fand jezt keine Bedenklichkeiten mehr, den ehrenvollen Vorschlag feierlich anzunehmen. Er hob die Anker, verließ die Afrikanische Küste und segelte nach Sizilien über. Messina ward entsezt, der mächtige und kriegerische Karl mußte den Waffen seines glüklicheren Feindes weichen und die ganze Insel räumen, und Pedro ward zum König derselben ausgerufen.

In dem Kriege, welcher sich hierauf zwischen den beiden Fürsten um den Besiz der Sizilianischen Krone erhob, und an welchem auch der König von Frankreich thätigen Antheil wider Pedro nahm, lieferte das vergeltende Schiksal Karl's Sohn, Karl den Lahmen, Prinzen von Sorento, in seines Feindes Hand. Der tapfere Loria nahm ihn gefangen in der glorreichen Seeschlacht bei Neapel,* und die Sizilianer, besonders die Einwohner Messina's, drangen darauf: den Schatten Konradin's durch das Blut des Sohnes seines Mörders zu versöhnen. Aber die großmüthige Königin Konstantia entsagte dem den Bewoh-

* 1284.

nern ihres Vaterlandes und ihrem Geschlechte sonst so süßem Genusse der Rache, widersezte sich dem Verlangen ihrer neuen Unterthanen, und sandte den jungen Prinzen nach Barcellona. So rettete ihr Edelmuth dem Sohne des Todfeindes ihres Hauses das Leben; Karl behielt sein Kind, aber der Schmerz über die erlittenen Unfälle brachte ihm bald nach jener Begebenheit den Tod, welchen er sich nach der Versicherung mehrerer Geschichtschreiber, mit eigener Hand durch den Strik gegeben haben soll. Kurze Zeit nach ihm starb auch sein Gegner, König Pedro, an einer empfangenen tödtlichen Wunde. Die Nachkommen des lezteren behaupteten sich im Besizze Siziliens; und vernichtet auf immer war die Herrschaft der Franzosen über diese Insel.

Schlacht bei Tolosa.

Szene
aus
dem dreizehnten Jahrhundert.

Schlacht bei Tolosa.

Im Anfange des 8ten Jahrhunderts hatten die Sarazenen dem Reiche der Westgothen in Spanien ein Ende gemacht, und diese schöne Halbinsel ihrer Herrschaft unterworfen. Seit jener Epoke dauerte dort der Kampf zwischen den Verehrern des Islams und den Bekennern des Evangeliums. Mehrere große Revoluzionen und ein unaufhörlicher Wettstreit einzelner feindlicher Partheien erschütterten, während eines Zeitraums von fünf Jahrhunderten, die Sarazenische Staatsverfassung, und gaben ihr mehr als einmahl eine veränderte Gestalt. Die Kristlichen Nachkommen der Westgothen, anfangs nur auf einen kleinen Erdstrich im tiefsten Schooße der rauhen Asturischen Gebirge eingeschränkt, benuzten das Sinken der Macht ihrer ehemaligen Ueberwinder, und entrissen ihnen nach und nach einige der ansehnlichsten Provinzen des Landes. Aus diesen Eroberungen wurden neue Kristliche Staaten geschaffen, wovon jeder seinen eigenen unabhängigen Beherrscher erhielt.

Fast alle diese kleinen Fürsten gaben sich den Königstitel, und ihre gegenseitige Eifersucht, nebst den Folgen der fehlerhaften politischen Verfassung ihrer Länder, welche das Ansehn und die Macht der obersten Gewalthaber durch den Uebermuth mächtiger und unabhängiger Vasallen einschränkte, hemmten oder verzögerten wenigstens ihre Fortschritte wider den gemeinschaftlichen Feind. Zum Glük für sie brachten bei den Sarazenen ähnliche Ursachen dieselben Wirkungen hervor. Das einst so blühende, von Abdorrhaman, einem der treflichsten Sarazenischen Fürsten, gestiftete Königreich Cordua, während dessen Daseyn das goldene Zeitalter Spaniens fällt, ward in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts in eine Anzahl unbedeutender Staaten aufgelöst, deren Beherrscher, bei ihrem getheilten Intresse, den Kristen nur einen ohnmächtigen Widerstand leisten konnten, und zum Theil sogar Vasallen der Kristlichen Könige wurden.

Während diese Veränderungen in Spanien vorfielen, hatten zwei neuere, aus dem Innern des alten Arabischen Stammreichs hervorgegangene Sekten Sarazenischer Schwärmer, die Almoraviden und später die Almohaditen die AfrikanischSarazenischen Provinzen unterjocht, und dort ein mächtiges Reich gestiftet, dessen Oberhaupt sich

Emir al Mumenien, (Miramulin) Beherrscher der Rechtgläubigen nannte. Diese Afrikaner schifften von Zeit zu Zeit nach Spanien über, unterwarfen sich die kleinen Sarazenischen Fürsten dieses Landes, und bekriegten auch die Kristen mit abwechselndem Erfolge.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Muhamed Alna'sser, das ist der Grüne, ein Beiname, den er von der Farbe seines Turban's führte, Beherrscher des AfrikanischSarazenischen Reichs. Dieser Fürst, Krieger und Eroberer wie seine Vorfahren, beschloß durch eine Hauptunternehmung die Macht und das Ansehen seiner Nazion in Spanien wieder zu heben, und wie ein zweiter Musa und Tarik die Herrschaft der Kristen zu vernichten, und das ganze Land noch einmahl zu einer Sarazenischen Provinz zu machen. Bald zeigte er durch die That, daß es ihm Ernst mit diesem Vorhaben sei. Denn kaum hatte er die in seinen Afrikanischen Provinzen ausgebrochenen Unruhen unterdrükt: so fing er an, sich mit dem größten Eifer zu dem Spanischen Zuge zu rüsten. Seine ganze Macht ward aufgeboten. Kriegerischer Geist, Fanatismus und Durst nach Beute, trieben ein ungeheures Heer zusammen.

Unter den Kristlichen Fürsten Spaniens waren um diese Zeit die Könige von Kastilien, Arragon, Leon und Navarra die bedeutendsten. Aber Eifersucht und Vergrößerungssucht gaben ihnen unaufhörlich das Schwert wider einander in die Hand, und eben jezt hatten Alfonso der 8te von Kastilien und Pedro der 2te von Arragon ein Bündniß wider Sancho den Starken von Navarra geschlossen, und waren im Begriff ihn anzugreifen, um sich seines Gebiets zu bemächtigen, als die Nachricht von den furchtbaren Rüstungen des Sarazenenbeherrschers nach Spanien erscholl.

Diese von Afrika herüber drohende Gefahr ließ sie plözlich ihre Zwistigkeiten vergessen. Ueberzeugt, daß ihre Rettung und fernere politische Existenz nur allein von ihrer Vereinigung und Eintracht zu erwarten sei, schlossen sie zu Alvaro* ein Bündniß zur Vertheidigung wider den gemeinschaftlichen Feind, und bewarben sich zugleich um auswärtige Hülfe und Unterstüzzung. Der Erzbischof von Toledo, Rodrigo Ximenne de Reda, Augenzeuge und Geschichtschreiber der nachfolgenden Begebenheiten, ward an den Pabst Innocenz den 3ten abgesandt, um ihn zu bewegen, das Kreuz wider die Sarazenen predigen zu lassen, damit auch

* 1211.

Ausländer die Waffen wider die Todfeinde des Kristlichen Namens ergreifen möchten.

Rodrigo's Sendung hatte erwünschten Erfolg, denn noch schwindelte Europa von dem Geiste der frommen Abentheuer, und vier unglükliche Kreuzzüge nach den Morgenländern und das Blut von Hunderttausenden, welche dort Tod oder Sklaverei fanden, hatten das Feuer der unseligen Schwärmerei noch nicht gelöscht. Innocenz gewährte mit Freuden eine Hülfe, die ganz nach seinem Geschmakke war, und ihn nichts als einige Schriftzüge kostete, und bald sah man Franzosen und Teutsche in zahlreichen Haufen über die Pirenäen strömen, um unter den Panieren der Könige von Kastilien und Arragon wider die Feinde des Evangeliums zu kämpfen.

Bei Toledo war der Sammelplaz der ganzen Kristlichen Kriegsmacht. Die Könige von Kastilien, Navarra und Arragon führten in eigener Person ihre Krieger. Leons und Portugal's Fürsten erschienen zwar nicht persönlich beim Heere, aber sie verstärkten es durch auserlesene Schaaren von Rittern und Fußgängern. Auch die bekreuzten Schwärme der Ausländer fanden sich nach und nach bei Toledo ein, und diese zügellosen Horden, raubgierig und wüthend gegen alles, was nicht

Krist hieß, übten in Ermangelung eines andern Feindes ihren Muth an den Juden, welche die Vorstädte von Toledo bewohnten, und konnten kaum abgehalten werden, diese Unglüklichen auszuplündern und zu morden.

Als die ganze Macht der Kristen beisammen war, brachen die Könige auf, um noch vor der Ankunft des Afrikanischen Monarchen in Spanien eine Unternehmung wider die Feinde auszuführen. Ein Sarazenischer Heerhaufen wird angegriffen und in die Flucht geschlagen; dann rükt das Kristliche Heer vor Kalatrava. Dieser Ort, von welchem einer der geistlichen Ritterorden Spaniens den Namen führt, war lange eine Grenzfeste der Spanischen Kristen wider ihre Sarazenischen Nachbarn gewesen, bis er endlich in die Gewalt der lezteren fiel. Ihn wieder zu nehmen war jezt die Absicht der Kristen. Eine zahlreiche Besazzung vertheidigte ihn. Sie nahm den Vorschlag eines freien Abzuges an, und so kam dieser wichtige Plaz wieder an seine alten Herren zurük.

Schon jezt verließ der größte Theil der Teutschen und Französischen Kreuzbrüder das Kristliche Heer wieder. Von ihrer Ankunft an hatten sie die bittersten Klagen über das unerträgliche Klima und über die schlechten Nahrungsmittel geführt,

und da überdem die reiche Beute, von der sie geträumt hatten, sich immer noch nicht zeigen wollte: so kehrten sie endlich, taub gegen alle Vorstellungen des Königs von Kastilien, über die Pirenäen zurük, und nur wenige tapfere Männer von ihnen blieben bei'm Heere; welches die Könige jezt über Salvatierra gegen die Engpässe des schwarzen Gebirgs zwischen Kastilien und Adalusien* führten, wo Mahomet Alnasser mit seinen Hunderttausenden stand.

An der Spizze einer zahllosen Menge von Afrikanern war der Miramulin in Spanien gelandet. Gleichzeitige Schriftsteller geben seine ganze Macht auf 600000 Streiter an; diese Rechnung ist wahrscheinlich sehr übertrieben, aber so viel scheint doch gewiß, daß noch nie ein so zahlreiches Sarazenenheer in Spanien aufgetreten war. Auch soll Alnasser so stolz auf die Zahl und Stärke desselben gewesen seyn, daß er von nichts Geringerem als der Unterjochung des ganzen Europa sprach, und sich laut vermaß: St. Peters Heiligthum zu Rom in einen Pferdestall umzuwandeln, und Mahomet's Fahnen auf den Zinnen der Hauptkirche der Kristlichen Welt aufzupflanzen.

* Sierra Morena.

Diese übermüthigen Aeußerungen, welche die Geschichtschreiber dem Sarazenischen Monarchen vielleicht nur andichten, stimmten nicht zu seinen Handlungen, welche von Vorsicht und Mäßigung zeugten. Anstatt den Erfolg seiner großen Plane auf den zweifelhaften Ausgang einer Schlacht zu wagen, suchte er vielmehr einen entscheidenden Kampf so lange als möglich zu vermeiden. Er begnügte sich daher, die engen Päße der Sierra Morena zu besezzen, und mit dem Hauptheere eine vortheilhafte Stellung in den sogenannten Naves de Tolosa, oder den Thälern ohnweit dieser Stadt, zwischen jenem Gebirge und dem Guadalquivir zu nehmen, wo er vermittelst dieses Flusses von den benachbarten ansehnlichen Städten Cordua, Sevilla u. s. w. Lebensmittel und alle Bedürfnisse im Ueberflusse zog. Ruhig erwartete er hier die Unternehmungen seiner Feinde.

Den vereinigten Kristlichen Königen lag sehr daran, den Krieg so bald als möglich durch einen Hauptschlag zur Entscheidung zu bringen, denn die Lehnsverfassung verstattete keine lange Dauer kriegerischer Unternehmungen. Sie hatten deshalb dem Sarazenenfürsten gleich nach seiner Ankunft auf Spanischem Boden, nach damaliger Sitte, durch einen Waffenherold einen Absagebrief zuge-

sandt, und ihn zur Schlacht herausgefodert. Aber er ließ sich dadurch in seinem Plane nicht stören, denn er kannte die Verfassung seiner Feinde genau, und wußte, daß Zögerung und Mangel bald Uneinigkeit und Trennung unter ihnen hervorbringen, und ihm einen wohlfeilen Sieg verschaffen würden.

Der Erfolg bewies, daß Alnasser nicht ganz unrichtig geurtheilt hatte. Mehr kühn als vorsichtig waren die Kristen auf eine Höhe vorgedrungen, von welcher nur ein schmaler Pfad in jenen von Felsenbergen umgebenen Schlund herabführte, der die Naves von Tolosa bildet. In dieser Gebirgsöffnung, wo nach einem Schreiben des Königs von Kastilien an den Pabst, tausend Bewaffnete allen Kriegern der Welt den Durchzug streitig machen konnten, lagen einzelne Sarazenenhaufen im Hinterhalte, und in der Ebene, wozu der Thalgrund der Naves den Eingang bildet, zwischen Baeza und Jaen, am Guadalquivir entlang, lagerte das ganze unübersehbare Heer Mahomet's. Die Kristen, auf einem feindseligen Boden eingeengt und von den leichten Völkern eines unternehmenden Feindes umschwärmt, fühlten bald die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit; und der Mangel an Lebensmitteln und Wasser vermehrte das Ungemach ihrer gefährlichen Lage.

In dieser drükkenden Verlegenheit wurden die Anführer der Kriegsleute und die vornehmsten Ritter, von den Königen zu einem Kriegsrathe zusammenberufen. Jeder sagte seine Meinung, aber selbst die besten Vorschläge boten so große Schwierigkeiten in der Ausführung dar, daß man sich leicht überzeugte: es werde nicht weniger gefährlich seyn, die ungünstige Stellung zu verlassen, als sich darin behaupten zu wollen. Dennoch fielen endlich die meisten Stimmen des Kriegsraths dahin aus: man müsse sich auf eben dem Wege, welchen man gekommen sei, zurük zu ziehen, und dann durch einen Umweg die Ebene zu gewinnen suchen.

Aber dieser Meinung widersprach der fromme und tapfere König von Kastilien. „Wenden wir uns rükwärts — beginnt er mit Feuer — so werden unsere Krieger den Rükzug für eine Flucht halten und sich zerstreuen. Nein, laßt uns bleiben, und Gott, für dessen Sache wir kämpfen, um Beistand anrufen. Unser Glaube, den wir wider einen unversöhnlichen Feind verfechten, wird uns endlich einen Weg durch jene Waldgebirge öffnen, die uns jezt undurchdringlich scheinen!„

Diese im Geiste des Zeitalters gesprochene Worte machten einen tiefen Eindruk auf die Versammlung, und fanden allgemeinen Beifall. Die

Feldherrn der Kristen beschlossen, wie die Helden der Urzeit, hier wo Menschenkraft und Weisheit verloren schien, von den Himmlischen Hülfe zu erwarten. Aber vergebens, diese Hülfe bleibt aus, und sie forschen umsonst nach einem Ausgange aus dem schreklichen Labirinthe, in welches ein unbesonnener Schritt sie verwikkelt hat. Immer mehr trübt sich der Horizont ihrer Hoffnungen, immer drükkender wird der Mangel, immer lauter die Stimme der Unzufriedenheit und des Mismuths der Krieger, welche mit einer allgemeinen Empörung wider ihre Anführer drohen.

Schon schien der Untergang oder wenigstens die Auflösung des ganzen Kristlichen Heers unvermeidlich, als plözlich wie vom Himmel gesandt ein Retter erschien. Es war ein unbekannter Mann, der zum Könige von Kastilien kam und sich erbot: den Kristen einen sichern Weg über den Gipfel der Sierra Morena in die sehnlich gewünschte Ebene zu zeigen. — Dieser Unbekannte, dieser unerwartete Retter, der in dem Augenblikke auftrat, wo schon alles verloren schien, — was konnte er anders seyn, als ein höheres Wesen, vielleicht ein Heiliger oder ein Engel? So glaubte man im vollen Ernste in der ersten freudigen Bestürzung, aber jener war nichts mehr als ein armer Schäfer, der

mit seinen Heerden diese von Rosmarin und andern aromatischen Stauden und Kräutern duftenden Berge, schon manches Jahr durchzogen hatte, und die verschlungenen Windungen derselben auf das genaueste kannte.

Sogleich wurden Anstalten zum Aufbruch gemacht, doch beschlossen die Könige, sich dem Unbekannten nicht ohne Vorsicht anzuvertrauen. Diego von Haro, ein tapferer und erfahrner Kriegsmann, machte mit einer Anzahl auserlesener Ritter den Vortrab, bei welchem auch der Führer sich befand. Darauf folgte in gehöriger Entfernung das Hauptheer.

Der Weg, welchen der treue Schäfer die Kristen führte, bot mancherlei Gefahren und Hindernisse dar. Man mußte sich durch Hohlwege winden, Felsen erklettern, Abgründe umgehen und schmale schroffe Fußsteige einschlagen. Alle Schwierigkeiten wurden jedoch besiegt, und das erwünschte Ziel ward glüklich erreicht. Am 14ten des Heumonats* stieg das Heer, nachdem die Engpässe umgangen waren, in die Ebene herab, zum großen Erstaunen der Sarazenen, die sich jezt von ihren Feinden getäuscht und die leztern, wider alle Erwartung, in einer vortheilhaften Stellung vor

* 1212.

sich sahen. Schon waren sie von dem Untergange der Kristen fest überzeugt gewesen, und ihr Beherrscher selbst hatte nach Afrika geschrieben: er habe die drei Könige gleich wilden Thieren im Walde gestellt, und sie sollten ihm nicht entwischen.

Die Kristen lagerten sich in einer Niederung, welche sich zu beiden Seiten gegen das Gebirge emporhob. Eine Hauptschlacht war jezt nahe und unvermeidlich, und die Sarazenischen Feldherrn waren mit Recht der Meinung, daß es für sie am vortheilhaftesten seyn würde, solche noch an diesem Tage zu wagen, wo ihre Feinde durch einen langen und beschwerlichen Marsch ermüdet wären. Sie sandten deshalb nach allen Seiten leichte Streifpartheien aus, um die Kristen zu beunruhigen, und durch kleine Gefechte nach und nach in ein allgemeines Treffen zu verwikkeln. Aber die lezteren vermieden ein ernstliches Gefecht, und wandten diesen und den folgenden Tag, welches ein Sonntag war, theils zur Ruhe, theils zur Erforschung der feindlichen Stellung an.

Montags am 16ten des Heumonats, als die Sonne am Horizonte erschien, rükten die Kristen zur Schlacht aus. Jeder Krieger empfängt die

Absoluzion und das heilige Sakrament. Die Könige geben das Beispiel bei dieser feierlichen Handlung, welche den Muth der Kriegsleute bis zur Begeisterung entflammt. Auf die Entsündigung folgt das allgemeine Gebet und die Weihe der Waffen, dann ordnen sich die Schaaren zum Kampfe.

Die Kastilier nahmen die Mitte ein. Sie waren in drei Haufen getheilt. Den ersten führt Diego de Haro, der Schlachterfahrne Krieger. An der Spizze des zweiten, welcher aus Tempelherren, Hospitalitern und Rittern von St. Jago bestand, erschien der unerschrokkene Gonsalva Nugnez. Bei dem dritten befand sich der König selbst, umringt von seiner ganzen Ritterschaft. Ihm zur Seite sah man den Erzbischof von Toledo, vor welchem der Canonicus Dominico Pacquiez das Kreuz mit nervigten Armen emporhielt. Sancho der Starke, durch häufigen Wechsel des Glüks mit der Gefahr vertraut, behauptete mit seinen Navarrern den rechten, und Pedro der 2te mit den Arragonischen Kriegern stand auf dem linken Flügel. Ein großes Panier mit dem Zeichen des Kreuzes, wallte im Angesichte des Heers empor.

Also die Schlachtordnung der Kristen. Ihnen gegenüber dehnten sich die Hunderttausende der Sarazenen in unabsehbaren Reihen aus. In der Mitte standen die versuchtesten Krieger der Afrikanischen und Spanischen Provinzen. Auf beiden Flügeln hielten die Araber, gewohnt ohne Ordnung zu fechten, durch plözliche Angriffe die Glieder ihrer Gegner zu durchbrechen, nach verbreiteter Verwirrung schnell wieder umzuwenden, und gleich den Parthern im Fliehen zu fechten. Im Mittelpunkte des Heers befand sich ein erhabener Plaz, mit Pfählen und eisernen Ketten umschlossen, und dadurch wider die ungestümen Angriffe der schwergeharnischten Reiterei der Kristen geschüzt. In dieser außerordentlichen Verschanzung sah man den Sarazenischen Monarchen, angethan mit einem glänzenden Leibrokke, den seine Glaubensgenossen wie eine Reliquie verehrten, weil ihn der Sage nach schon der erste Fürst der Almohaditen, der in Spanien einfiel, getragen haben sollte. In der linken Hand hielt er den Koran, mit der rechten schwang er einen Säbel. Jener sollte sein Volk an den Glauben des Propheten und an die süßen Freuden des Paradieses erinnern, welche er den Helden verheißt, die im Kampfe fielen; dieser warnte seine Feldherrn, mehr den Zorn ihres

Gebieters, als das Schwert der Feinde zu scheuen.

Zum Angriff rückten die ersten Reihen der Kristen kühn und entschlossen heran. Ihnen entgegen stürmen mit wilder Schlachtgier die Sarazenen. Schnell verbreitet sich die Flamme der Schlacht von Flügel zu Flügel. Blut strömt auf allen Punkten. Wuthgeschrei der Kämpfenden, Geheul der Verwundeten, und Rasseln und Klirren der Waffen erfüllen die Luft. Unerschrokken fochten die Kristen, aber nach einem rastlosen Kampfe von mehreren Stunden schwanden nach und nach ihre Kräfte, denn von ihren zahllosen Feinden traten immer wieder frische Haufen ins Gefecht.

Bei dieser Gefahr wendet sich der edle König von Kastilien an den Erzbischof von Toledo, und spricht zu ihm mit ruhigentschlossener Miene: Erzbischof, wir müssen hier sterben, ich und Ihr! — Nein Herr, erwiedert der Prälat, Ihr werdet nicht sterben, sondern Eure Feinde besiegen! — Doch der König, nicht achtend auf seine Worte, spornt sein Roß nach dem Gedränge, und ruft seinem Gefolge zu: Auf! unsern Kastiliern zur Hülfe! — Mit diesen Worten will er sich in's Schlachtgetümmel stürzen. Aber Fernando Garzias, ein tapferer Ritter aus seinem Gefolge, ergreift

das

das Roß des Königs beim Zügel, hält es an und spricht: Herr, noch ist es nicht Zeit das Aeußerste zu wagen, laßt uns standhaft und kaltmüthig fechten!

Während dieses edlen Wettstreits zwischen feurigem Heldenmuthe und kalter Entschlossenheit, erhebt sich dort der hochherzige Gonsalva Nugnez, und eilt mit den geistlichen Rittern seinen ermattenden Waffengenossen zur Hülfe. Wie Gewittersturm braust die kühne Heldenschaar dahin, bricht zerstörend in die dichten Haufen der Feinde, und stürzt alles vor sich nieder. Aber die unermeßlichen Schaaren der Sarazenen wogen über Blut und Leichen wie Meeresfluth heran, und umrauschen von allen Seiten die vom Würgen müden Ritter.

Alfonso der Kastilier, stets aufmerksam auf die Wendung des Treffens, bemerkt die Noth und Gefahr der geistlichen Helden, und ruft abermals dem Erzbischof zu: Erzbischof, wir müssen hier sterben! glorreich ist ein solcher Tod. — Spricht's, und eilt nach der Seite der Schlacht, wo seine Krieger am härtesten gedrängt werden. Lautrasselnd sprengt sein ganzes Gefolge ihm nach. Auch der ehrwürdige Prälat blieb nicht zurük. Du siegst Alfonso, rief er ihm nach, oder wir alle sterben

willig mit dir. An der Spizze des treflichen und auserlesenen Zuges erhebt sich das Kreuz, und das Leibpanier des Königs mit dem Bilde der hochheiligen Jungfrau.

Die Kastilier bei der Ankunft ihres Königs ermannen sich wieder. Das halberloschene Feuer ihres Muths erhebt sich von neuem zur Schrekkenverbreitenden Flamme, und bei dem Anblik des Kreuzes stürmen sie wie Rasende in den Feind. Nichts widersteht jezt ihrer fanatischen Wuth. Furcht und Verwirrung verbreiten sich über die Feinde, Hügel von Todten thürmen sich vor ihnen auf. Und immer kämpft Alfonso im wildesten Handgemenge an der Spizze seiner Krieger.

Aber auch du feiertest nicht, Waffenkühner Beherrscher Navarra's! und du, edler Pedro, dem die Freiheitliebenden Arragoner* gehorchten! Entflammt durch eigenen Muth und durch das heroische Beispiel der Kastilier, brachet ihr hervor mit euern tapfern Haufen, und bekämpftet die Feinde im rühmlichen Wetteifer mit euern Bundesgenossen.

* Keine Völkerschaft des Kristlichen Spaniens war so eifersüchtig auf ihre Freiheiten und Vorrechte, als die Arragonier. Daher war auch bei ihnen die Königliche Macht am meisten beschränkt.

Alle Kräfte der Kristen vereinigten sich endlich in Bestürmung, so wie die der Sarazenen in Vertheidigung der befestigten Anhöhe, wo Muhamed Alnasser seinen erhabenen Standpunkt hatte. Lange noch dauert hier der Kampf mit Erbitterung fort. Endlich dringt Sancho von Navarra bis an die Ketten vor, welche die Anhöhen umschlossen, zersprengt sie mit nervigter Rechte, nnd stürmt siegend hinein. Die Geschichte sagt nicht, ob der Sarazenische Monarch erst in dem Augenblik, wo diese Schuzwehr zerrissen ward, den Kampfplaz verließ, oder ob er es schon früher gethan hatte. Genug, er entzog sich der Schlacht, und seine Entfernung war die Loosung zur allgemeinen Flucht seiner Krieger.

Die siegreichen Kristen verfolgten ihre Feinde, und richteten ein entsezliches Blutbad unter den Flüchtigen an. Es sollen 200000 Sarazenen in dieser furchtbaren Schlacht gefallen seyn, eine Angabe, welche ohnstreitig sehr übertrieben ist. Eben so unwahrscheinlich wird der Verlust der Kristen nur auf 115 Mann angegeben. Kaum durch ein Wunder, — welche jedoch bei den Schriftstellern jener Zeit keine Seltenheiten sind, — konnten die Sieger eine solche Schlacht mit kriegerischen und erbitterten Feinden so wohlfeil gewinnen.

Es ist leicht zu erachten, daß die Kristlichen Chroniken von einem so merkwürdigen und für die Waffen ihrer Glaubensgenossen so rühmlichen Tage, eine Menge wunderbarer Umstände aufgezeichnet haben. Es sei indes genug, hier nur einige davon zu erwähnen, welche leicht auf die übrigen schließen lassen. So liest man dort, daß der Geistliche, welcher während dem Treffen das Kreuz des Erzbischofs trug, keine Wunde empfing, obgleich die Stange, woran das Kreuz befestiget war, von mehreren Pfeilen getroffen ward; daß die Masse der von beiden Theilen abgeschossenen Wurfspieße und Pfeile so ungeheuer gewesen sei, daß die Sieger das Holz davon in mehreren Tagen nicht hätten verbrennen können; und endlich, daß sich troz der außerordentlichen Menge von Todten, welche noch überdem größtentheils durch das Schwert gefallen wären, doch gar keine Spur von Blut auf dem Schlachtfelde gefunden habe: eine Erscheinung, die sich als eine Folge der glühenden Sonnenhizze jenes südlichen Himmels sehr natürlich erklären läßt. Doch genug von diesen und ähnlichen Anekdoten, deren Geist man nicht verkennt, — und dafür noch einige Worte über die Folgen des Siegs.

Die Unternehmungen der Kristen nach der Schlacht, beschränkten sich auf die Verwüstung des

platten Landes bis Baeza, und auf die Eroberung von Alkantara. Hunger und Krankheiten thaten sich unter ihnen hervor. Viele Ritter kehrten in ihre Heimath zurük, und das geschwächte Heer nahm den Rükweg nach Toledo, wohin auch die gemachte Beute gebracht ward. Bei der Theilung derselben überließ der König von Kastilien den auf ihn fallenden Antheil großmüthig seinen Rittern. Die Teutschen und Französischen Krieger kehrten darauf über die Pirenäen, und die Könige von Kastilien und Arragon in ihre Staaten zurük.

Allgemein durch die ganze Kristenheit war die Freude über den erfochtenen glorreichen Sieg. Der Pabst stellte feierliche Dankgebete an, und ließ die Fahne des Sarazenischen Fürsten, welche ihm der König von Kastilien übersandt hatte, in der Peterskirche aufhängen. Auch ward in Spanien ein neues Fest gestiftet, welches jährlich am Tage der Schlacht zum Andenken derselben, unter dem Namen Triumph des Kreuzes, begangen ward. Noch jezt ist der Sieg von Tolosa der Stolz und die Freude der Spanier. Die alten Geschlechter des Landes kennen die Theilnehmer desselben namentlich. Sie wissen noch wer dieses oder jenes Panier, wer die Stifts- und Stadtfahnen getragen hat, wenn und wie er damit in die Schanzen der Ungläubigen

eingedrungen ist, welche Wunder der Tapferkeit er verrichtet hat. Sancho von Navarra hing das Bild der durchbrochenen Kette um das Navarrische Wappen, zum Gedächtniß seiner Heldenthat.

Wenig benuzten zwar, wie schon erwähnt ward, die Kristen den erfochtenen Sieg, dennoch ward er äußerst wichtig in seinen entfernteren Folgen. Für mehrere Sarazenische Fürsten in Valenzia und Andalusien, ja selbst in Afrika, war er die Loosung zum Aufstande wider die Oberherrschaft Muhamed Alnasser's und seiner Nachfolger. Sie machten sich unabhängig und stifteten verschiedene kleine Staaten, wodurch die Macht der Sarazenen immer mehr getheilt und geschwächt, und der gänzliche Untergang ihrer Herrschaft in Spanien vorbereitet ward. Und so war es denn eigentlich die große Schlacht bei Tolosa, welche den langen schweren Kampf des Islams und des Evangeliums in jenem Lande, auf immer zum Vortheil des lezteren entschied.

Tod
Karl's des Kühnen,
Herzog's von Burgund.

Historisches Gemählde
aus
dem funfzehnten Jahrhundert.

Tod
Karl's des Kühnen,
Herzog's von Burgund.

Das Herzogthum Bourgogne und die Grafschaft Hochburgund (Franche Comté), wozu nach und nach die sämmtlichen Niederländischen Provinzen bis auf Ober-Issel, Utrecht und Gröningen kamen, bildeten den Burgundischen Staat, welcher im 14ten und 15ten Jahrhunderte einen sehr bedeutenden und glänzenden Rang unter den Europäischen Mächten einnahm. Ein trefliches und nicht unwichtiges Land war Bourgogne, aber die Hauptstärke jenes Staats ging von den Niederlanden aus, welche allein ein ganzes Königreich aufwogen. Diese blühenden Provinzen, der Siz des Handels und der Manufakturen, welche Kleider, Puz, Spizzen, Tücher und Treffen im Ueberfluß lieferten, bildeten damals nebst den Italienischen Republiken und den Hanseeständten die vornehmsten Seemächte Europa's. Dort war der Stapelplaz dieses Welttheils, wo von den Venetianern die für den Norden desselben bestimmten Ostindischen Waaren, welche zu der Zeit noch den Weg über Egip-

ten nehmen mußten, ausgeladen wurden, und wo deshalb ein großer Theil des baaren Geldes von Europa zusammenfloß. Die Folgen eines so glüklichen Zustandes waren: eine Menge großer, volkreicher und mit wichtigen Freiheiten begabter Städte, ein Land, wo ganze Distrikte an Kultur dem schönsten Garten glichen, und wohlhabende und reiche Einwohner.

Bis zum Jahre 1361 hatten Regenten aus dem sogenannten älteren Burgundischen Fürstenstamme, den größten Theil dieser schönen Länder beherrscht. Nach dem Erlöschen jenes Geschlechts zog König Johann von Frankreich das Herzogthum Bourgogne als Lehnsherr ein, und verlieh es bald darauf seinem jüngsten Sohne und Lieblinge Philipp, welcher durch Heirath auch den größten Theil der Niederlande erwarb. Er ward der Stifter der neueren Burgundischen Linie, und seine drei Nachfolger vereinigten nach und nach den größten Theil der Niederländischen Provinzen unter ihre Herrschaft.

Der lezte dieser Fürsten war der in der Geschichte seines Zeitalters so berühmte Karl der Kühne, der als ein erschütterndes Beispiel von dem Wechsel des Glüks und von der Hinfälligkeit menschli-

cher Größe seine anfangs so glänzende Rolle auf eine höchsttragische Art beschloß.

Er war der Sohn Herzog Philipp's des Gütigen und Isabella's von Portugal, und ward am 10ten November 1433 zu Dijon geboren. Schon seine früheste Jugend bezeichnete eine außerordentliche Lebhaftigkeit, und ein wildes Feuer in allen Handlungen und Aeußerungen. Uebungen in ritterlichen Künsten und Wissenschaften waren seine Lieblingsbeschäftigungen, und schon im achtzehnten Jahre brach er mit einem berühmten Französischen Ritter eine Lanze. Nach dem Tode seines Vaters,* mit welchem er selten in Eintracht gelebt hatte, vertauschte er den bisher geführten Titel eines Grafen von Charoloi mit der erhabenen Würde eines Herzogs von Burgund, und die erste und kürzere Epoke seiner Regierung zeichnete sich durch eine seltene Gerechtigkeitsliebe des jungen Fürsten aus. Aber leider wurden bald alle guten und großen Anlagen seiner Seele durch den ungemessensten Stolz und eine grenzenlose Macht- und Länderbegierde, bei der ersten Entwikkelung ihrer vielversprechenden Blüthen erstikt. Seine Lebhaftigkeit artete in Jähzorn, seine Beharrlichkeit in unbeugsamen Starrsinn aus, und allen sanfteren Empfin-

* 1467.

dungen, selbst den süßen Gefühlen der Liebe verschloß sich sein hartes Herz. Schon besaß er die Macht eines Königs, aber seinem Stolze gnügte an dem Wesentlichen nicht, er strebte auch nach dem Range und den Attributen der Königswürde. Sein unersättlicher Durst nach Vergrößerung verwandelte das volkreiche und blühende Lüttich in einen Leichenbedekten Schutthaufen, entzündete eine Reihe blutiger Kriege mit Frankreich und dem Teutschen Reiche, dessen Oberhaupt damals der schwachköpfige Friedrich der 3te von Oestreich war; machte nach und nach alle seine Nachbaren, die ihn entweder fürchteten oder beneideten, zu seinen erbitterten Feinden, und führte endlich die lezte unglükliche Kastastrofe seines kurzen und stürmischen Lebens herbei, welche der eigentliche Gegenstand dieser Erzählung ist.

Der große Plan, welchen falscher Ehrgeiz und Eroberungssucht, diese Geißeln des Menschengeschlechts, seinem kühnen und unternehmenden Geiste vorgezeichnet hatten, war höchstwahrscheinlich der: die ganze geschlossene Landschaft von der Südersee und den Mündungen des Rheins, bis hinauf in das Elsas seiner Herrschaft zu unterwerfen. Wie ausschweifend und ungeheuer auch dieses Vorhaben war, so schien doch die Ausführung desselben, bei

der Macht und den unermeßlichen Hülfsquellen, welche ihm zu Gebote standen, nicht ganz unmöglich, und vielleicht wäre sie ihm sogar gelungen, hätte nicht gerade damals ein Ludwig der 11te auf dem Französischen Throne gesessen. Dieser Fürst ohne Edelmuth und Tugend, der nach der grellen aber nicht unrichtigen Zeichnung eines neueren Franzosen von seinem Karakter, ein böser Sohn, hartherziger Vater, barbarischer Bruder, undankbarer Gebieter, gefährlicher Freund und unversöhnlicher treuloser Feind war, haßte den Herzog von Burgund unter allen seinen zahlreichen Feinden am wüthendsten, und legte jeder seiner Unternehmungen Hindernisse in den Weg. Die Folgen dieser feindseligen Gesinnungen waren, daß Karl und Ludwig stets entweder in Fehde oder in Unterhandlungen mit einander begriffen waren, und daß beide sich bestrebten einander zu hintergehen; ein Wettstreit, worin endlich der leztere den Sieg über seinen mächtigen und kriegerischen Feind davontrug, weil er ihn an Verschlagenheit, Bosheit und Arglist übertraf.

Da sich diese Erzählung, wie schon vorhin bemerkt ist, nur auf die lezten blutigen Auftritte beschränken soll, mit denen Karl seine Herrscherrolle beschloß: so wird sie nicht verweilen bei den

übrigen Begebenheiten seiner Regierung, der Eroberung und Zerstörung der Stadt Lüttich, der fruchtlosen Unterhandlung mit dem Kaiser wegen Erlangung der Königswürde, der Erwerbung des Herzogthums Geldern und der Grafschaft Zütphen, der unglüklichen Belagerung der Stadt Neuß und einer Reihe unentscheidender Kriege mit Frankreich, — sondern zu der Darstellung der Ursachen und Umstände übergehen, die das Ungewitter über ihn heraufführten, welches allen seinen ehrsüchtigen Planen zugleich mit seinem Leben ein Ende machte.

Während Karl mit der langwierigen Belagerung von Neuß, einer Stadt im Erzbisthum Kölln, sich beschäftigte, war der Herzog Renatus von Lothringen, ein Jüngling von zwanzig Jahren, aufgereizt durch den König von Frankreich, in das Luxemburgsche eingefallen. Zugleich hatte der Herzog Siegmund von Oestreich seine ehemaligen Besizzungen im Breisgau und Sundgau, die Grafschaft Pfirt und die Waldstädte, welche er zuvor dem Herzoge von Burgund verpfändet und jezt vergebens gegen Wiederbezahlung des Pfandschillings zurükgefodert hatte, durch Hülfe des Elsassischen Städtebundes wieder erobert. Auch die Schweizer, durch Ludwig den 11ten,

den Kaiser und andere Teutsche Fürsten heimlich zum Kriege verleitet, hatten dem Herzoge einen förmlichen Absagebrief zugeschikt, ob er gleich von so viel Feinden auf einmahl bestürmt, jezt lieber den Frieden mit ihnen erhalten hätte. Eine schrekliche Kriegsflamme loderte auf, beide Theile kämpften mit der höchsten Erbitterung, und übten unerhörte Gräuel aus. Besonders schändeten die Eidgenossen den alten Ruhm ihrer Waffen durch jene Barbarei und rohe Wildheit, von welcher die Geschichte ihrer Kriege so manches schauderhafte Denkmahl aufstellt. Die Unglüklichen, welche das Schiksal in ihre Hände gab, wurden größtentheils erwürgt, und weil wilde Leidenschaften sich oft mit religiösen Meinungen vereinigen, nicht selten dem Feuer geopfert.

Der hochfahrende Karl, glühend von Zorn über die Kühnheit und die Mishandlungen seiner grausamen Feinde, hob eilend die Belagerung von Neuß auf, und schloß mit dem Könige von Frankreich einen neunjährigen Waffenstillstand. Darauf fiel er mit aller seiner Macht über den Herzog von Lothringen her, nahm ihm, ehe ihm seine Bundesgenossen Unterstüzzung zuführen konnten, ganz Lothringen ab, und behandelte das eroberte Land auf eine Art, welche bewies, daß er nicht gesonnen

sei, eine so schöne Beute, wodurch Hochburgund mit den Niederlanden verbunden ward, wieder zurük zu geben. Nach so schnellen und glüklichen Fortschritten, wodurch er den einen seiner Feinde mit einem Streiche zu Boden gestürzt hatte, wandte sich der Sieger, Rachedürstend und auf neue Eroberungen in Helvetien und selbst in Italien sinnend, wider die Eidgenossen, die verhaßtesten unter seinen Gegnern. Umsonst verschwendeten diese jezt Bitten und demüthigende Anerbietungen, den mächtigen Feind zu versöhnen; sie wurden nicht gehört, denn fest hatte er ihren Untergang beschlossen.

An der Spizze eines zahlreichen Heers brach er durch die Pässe des Jura, belagerte und eroberte das Städtchen Granson, und ließ die 450 Mann starke Besazzung, zur Vergeltung für die von den Schweizern verübten Grausamkeiten aufhängen oder ersäufen. Darauf rükte er dem kleinen Heere der Eidgenossen, welche sich eilend zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgemacht hatten, entgegen, und der so oft siegreiche gefürchtete Fürst erlitt von einem Feinde, den er tief verachtete, eine schnelle und schimpfliche Niederlage.* Geschüz, Heergeräthe und Gepäkke gingen verloren, und die

* 3. März 1476.

die Sieger erbeuteten einen Schaz von Kostbarkeiten, welche Karl gleich einem Asiatischen Monarchen stets bei sich zu führen pflegte; denn er, der in seinem Hause sich mit schlechter Kost und Kleidung begnügen ließ, fröhnte außer demselben einer Orientalischen Prachtliebe.

Ein so unerwarteter Schlag brachte den stolzen Herzog ganz außer sich. Er ward von einer hizzigen Krankheit ergriffen, floh allen menschlichen Umgang, und entzog sich heimlich Speise und Trank. So bald er aber wieder hergestellt und zur Besinnung gekommen war, sezte er den Krieg mit der äußersten Anstrengung fort, entschlossen, die Niederlage bei Granson mit Strömen Bluts zu rächen. Bald stand er wieder an der Spizze von 60000 Kriegern und belagerte Murten. Mit einem halb so starken Heere, bei welchem sich auch der Herzog von Lothringen befand, rükten die Schweizer zum Entsaz heran. Am 22sten des Brachmonats geschah die furchtbare Schlacht bei Murten. Die Eidgenossen, an Kriegszucht und kriegerischem Geiste ihren Feinden überlegen, beseelt von dem wilden Feuer der Freiheit und durch die Erinnerung an die Waffenthaten ihrer Väter, und Schrekkenverbreitend wegen ihrer Tapferkeit und Grausamkeit im Kriege, erfochten, unterstüzt

durch die trefliche Reiterei des Herzogs von Lothringen, abermals einen herrlichen Sieg. Der größte Theil der Burgunder fiel unter ihren Streichen, denn sie waren nicht gewohnt Schonung und Erbarmen zu üben. Geschüz und Gepäkke wurden wie bei Granson die Beute der Sieger.

Schreklich war der Eindruk, welchen der unglükliche Tag bei Murten auf den Herzog machte. Geist und Körper erlitten eine gleich heftige Erschütterung. Das Blut stokte in den Adern, und mußte durch hizzige Getränke, deren Genuß er außerdem sorgfältig vermied, wieder in Umlauf gebracht werden. Man sezte ihm Schröpfköpfe mit glühendem Werg auf die linke Seite der Brust, um das Blut nach dem Herzen zu leiten. Wie tief war jezt sein Stolz gedemüthigt. Er, der sonst mit Kaisern und Königen rühmlich gekämpft hatte, er, der von Allen Gefürchtete, sieht jezt auf einmahl durch eine Horde roher Bergbauern — sein gewöhnlicher Ausdruk von den Schweizern — und durch einen zwanzigjährigen Jüngling, das ganze Gebäude seines Ruhms und Ansehns zertrümmert. Der Glanz seiner Größe war erloschen, untergegangen auf immer der Stern seines Glüks. Alle die hochfliegenden Plane von Machtvergrößerung und Eroberungen waren dahin, und

mit ihnen seine vorige Energie und Geistesstärke, an deren Stelle jezt Tiefsinn und träge Schwermuth traten. Ueber sechs Wochen brachte er zu Riviere in Unthätigkeit und Melankolie zu. Mehrere seiner treuen Diener verließen ihn in dieser bedauernswerthen Lage; unter andern der damals so berühmte Astrologe Angelus Cato aus Tarent, der zugleich sein Arzt und Rathgeber gewesen war, und jezt in die Dienste des Königs von Frankreich trat. Treflich benuzten dagegen die Unthätigkeit Karl's die Eidgenossen und ihr Waffenverbündeter Renatus von Lothringen, in Verfolgung ihres Glüks. Der lezte wagte einen Versuch auf Lothringen, der so glüklich für ihn ausfiel, daß er schon am 6ten des Weinmonats die Hauptstadt Nancy wieder erobert hatte.

Die Nachricht von den schnellen Fortschritten seiner Feinde, und vor allem der Verlust jener schönen und wichtigen Stadt, wekten endlich den Herzog von Burgund aus seinem trägen und unrühmlichen Schlummer. Noch einmahl lodert die Flamme seines vormaligen ungestümen Feuers empor. Er bricht plözlich von Riviere auf, entschlossen, seinem unversöhnlichen Feinde die gemachte Erobe-

rung, es koste auch was es wolle, wieder zu entreißen. Schon am dritten Tage steht er vor Nancy, und unternimmt sogleich die Belagerung dieser Stadt.

Der Kern seiner Krieger war bei Granson und Murten gefallen, nur 6000 Mann, größtentheils krank und schlechtgekleidet, waren dem ehemaligen Anführer der zahlreichsten und mächtigsten Heere jezt noch übrig. Troz dieser geringen Anzahl wagt es doch der Herzog von Lothringen nicht, seinem immer noch gefürchteten Gegner im offenen Felde zu begegnen; er vertheilt seine Krieger in die festen Pläzze des Landes, und macht sich auf, die Hülfe seiner Bundesgenossen aufzurufen.

Aeußerst gewagt und mislich war Karl's Unternehmen. Denn nicht nur war die Jahreszeit schon rauh und ungünstig, und sein Heer schwach, in schlechtem Zustande und muthlos durch die erlittenen Niederlagen, sondern seine Niederländischen Unterthanen weigerten sich auch, ihm die verlangte Unterstüzzung an Geld und Mannschaft zu leisten. Die Niederländer liebten ihren kriegerischen Fürsten nicht, der um seine Lieblingsneigungen befriedigen zu können, sie oft mit drükkenden Auflagen belästiget hatte. Dennoch würden sie ihm in der Verlegenheit, worin er sich jezt befand, ihren Beistand

wahrscheinlich nicht so hartnäkkig verweigert haben, hätte sie nicht selbst einer seiner Vertrauten in ihrer Weigerung bestärkt.

Dieser Verräther, welcher aus Rache, Eigennuz und Hang zu Bubenthaten den Untergang des Herzogs von Burgund beschlossen hatte, und gleich einem bösen Dämon jeden Schritt seines Gebieters zu dessen Verderben zu lenken suchte, war Nicolaus von Montfort Graf von Campobasso, ein Neapolitaner. Er hatte sich lange als unstäter Abentheurer umhergetrieben, kam arm und dürftig an Karl's Hoflager, und ward von ihm mit Wohlthaten überhäuft. Zur Vergeltung that der Niederträchtige dem Könige von Frankreich den Vorschlag, ihm den Herzog für 20000 Thaler und eine Grafschaft in Frankreich auszuliefern; bot alles auf, die Belagerung von Nancy mislingen zu machen, welches er dem Herzoge von Lothringen versprochen hatte; und krönte endlich seine Verrätherei in der nachfolgenden Schlacht. Karl ward mehr als einmahl, sogar von dem Könige von Frankreich selbst vor ihm gewarnt: aber er achtete nicht darauf, sondern hielt diese Warnungen für listige Versuche seiner Feinde, ihm einen treflichen Krieger und treuen Diener zu rauben, und entzog ihm sein Vertrauen nicht. Cam-

pobasso war es, der die Niederländer zur Widerspenstigkeit aufreizte, denn er schrieb an einige der Vornehmsten: es sei unnöthig jezt im Winter die Waffen zu ergreifen, die geforderte Beihülfe sei nur durch ängstliche Besorgniß des Kanzlers verlangt, und sie brauchten sie nicht zu leisten.

Indes ward doch die Belagerung von Nancy, allen obwaltenden Hindernissen zum Troz eröffnet, denn Karls Ungestüm verwarf den langsamen Gang einer Umschließung des Orts, der ihn ohnstreitig weit sicherer an das Ziel seiner Wünsche geführt haben würde. Er befand sich in Person bei seinem Heere, und wohnte während der Belagerung in einem kleinen hölzernen Hause. Aber bald zeigten sich die Folgen einer Unternehmung, welche unter so ungünstigen Umständen begann. Die schlechtgekleideten und dürftig genährten Burgundischen Kriegsleute, welche mit jeder Art von Mangel und Ungemach zu kämpfen hatten, erkrankten und starben häufig als Opfer des Eigensinns ihres Herrn. Schon im November gab es strenge Kälte, und während des Weihnachtsfests erreichte sie einen solchen Grad, daß 400 Burgunder im Lager erfroren und 300 andern Arme und Füße abge-

nommen werden mußten. Doch diese traurigen Ereignisse, welche gleichsam warnende Vorzeichen eines noch größeren Unglüks waren, konnten den Herzog nicht von seinem Vorhaben abschrekken; hartnäkkig sezte er die Belagerung fort.

Verschiedene Lothringer von Adel versuchten es, sich in die belagerte Stadt zu schleichen, um zu ihrer Vertheidigung mitzuwirken. Einigen von ihnen gelang auch das Wagestük, andere aber wurden gefangen. Unter denen, welche dies Unglük betraf, war auch ein gewisser Cifron, ein Provençale von Geburt. Karl befahl ihn aufzuhenken. Der Unglükliche in der Todesangst erbot sich, wenn ihm das Leben geschenkt würde, dem Herzoge ein wichtiges Geheimniß, die verrätherischen Verhandlungen Campobasso's mit dem Herzoge von Lothringen betreffend, wobei er selbst als Mittelsperson gebraucht worden war, zu entdekken; aber Karl wollte nichts hören, und Cifron starb durch den Strang. Die Lothringer rächten den Tod dieses unglüklichen Mannes dadurch, daß sie alle Burgunder, welche ihnen das Kriegsglük in die Hände lieferte, mit gleicher Barbarei behandelten.

Renatus von Lothringen hatte jezt durch seine rastlose Thätigkeit ein Heer von 20000 Schweizern, Elsassern, Lothringern und Oestreichern zusammengebracht, und erschien mit demselben zu Niclasport in der Nähe der belagerten Stadt*. Die leztere war schon auf das Aeußerste gebracht; hatte alle Gräuel des wüthendsten Hungers erlitten, so daß nicht nur alle Pferde, sondern auch unreine Thiere verzehrt worden waren, und stand eben im Begriff sich den Burgundern zu ergeben. Diese Umstände, verbunden mit der Schwierigkeit, sich in einem verödeten Lande bei der strengen Winterkälte mit seinem Heere zu erhalten, bestimmten den Lothringer den Angriff auf die Belagerer und den Entsaz der bedrängten Feste zu beschleunigen.

Jeder anderer Feldherr als Karl würde wahrscheinlich, bei einer so traurigen Verfassung als die war, worin seine Krieger sich befanden, auf die Herannäherung eines vierfach stärkeren Feindes, die Belagerung aufgehoben und sich in das Luxemburgische zurükgezogen haben. In der That ertheilten auch dem Herzoge von Burgund die weisesten Mitglieder seines Kriegsraths, den er jezt wider seine Gewohnheit

* 2 Jenner 1477.

zusammenberief, den Rath, eine Schlacht zu vermeiden und sich nach Point a Mousson zurük zu ziehen. Aber Karl, so wenig ihm auch die Gefahr, der er sich aussezte, entgehen konnte, verwarf ihren Vorschlag. Er beschloß allen Abmahnungen zum Troz eine Schlacht zu liefern, und der Verräther Campobasso bestärkte ihn in dem tollkühnen Vorhaben.

Nachdem er noch einen wüthenden und fruchtlosen Sturm auf die Stadt unternommen hatte, rükte er mit 2000 Kriegern, dem ganzen Ueberreste seiner Waffenfähigen Mannschaft, den Lothringern und ihren Bundesgenossen entgegen. Er nahm eine vortheilhafte Stellung, so daß der eine Flügel durch einen Graben mit doppeltem Gehäge; der andere aber, welcher sich gegen die Landstraße dehnte, durch einen Zug schweren Geschüzzes gedekt war. Unglüklicherweise fehlte es dabei an Pulver und Kugeln und an den nöthigen Officieren.

Es war am 5ten Jenner als sich bei Jarville ohnweit Nancy die merkwürdige Schlacht begab, welche auf immer das Schiksal Karls des Burgunders entschied. Ein allgemeiner Donner des groben Geschüzzes eröffnet die Szene des Mordens. Darauf stürzt Renatus von

Lothringen schnell und ungestüm, wie der Waldstrom vom Felsen, auf die Burgundische Reiterei. Diese, troz ihrer geringen Anzahl, besteht mit rühmlicher Entschlossenheit den Angriff. Aber plözlich wendet sich der verrätherische Campobasso von ihnen ab, und geht, um das Maaß seiner Schande und seiner Verbrechen zu füllen mit 400 welschen Reitern zu den Feinden über. Bestürzt stehn die Burgunder da, und ehe sie sich von ihrem Erstaunen über Campobasso's Verrätherei wieder erhohlen können, werden sie von Hermann von Eptinge, der die Teutschen Fußknechte führte, mit Ungestüm angegriffen. Zwei entflohene Schweizer, welche bei Karls Heere gedient hatten, waren zu den Feinden übergegangen, und hatten ihnen, um sich wieder mit ihren Landsleuten zu versöhnen, die Stellung der Burgunder verrathen. Der Angriff ließ sich am leichtesten gegen den linken Flügel ausführen, aber um dahin zu gelangen, mußte ein halbgefrorner Graben durchwatet, ein Gebüsch zurükgelegt und eine Anhöhe erstiegen werden. Alle diese Schwierigkeiten, die noch durch ein heftiges Schneetreiben vermehrt wurden, besiegte der entschlossene Hermann; und sein unerwarteter und heftiger Anfall, machte

einen so schreklichen Eindruk, daß die Burgunder nach kurzem Widerstande zurükwichen.

In diesen Augenblikken des Schrekkens und der Verwirrung, that auch die Besazzung von Nancy einen Ausfall, und zündete das Lager der Belagerer an. So auf allen Seiten von erbitterten Feinden umringt und angegriffen, verlor der kleine Haufe Karls den Muth. Alle Ordnung ward aufgelöst, aller Widerstand hörte auf. Jeder suchte nur durch eilige Flucht sein Leben zu retten. Doch die wenigsten begünstigte das Glük. Viele von den Fliehenden fanden ihren Tod in der Mosel, andere verirrten sich in den Wäldern, und wurden von den ergrimmten Bauern erschlagen.

Renatus von Lothringen hatte gefochten wie ein Held, zur Behauptung seines väterlichen Erbes. Ihm gegenüber kämpfte mit dem wilden Muthe der Verzweiflung Karl von Burgund. Aber alle seine Tapferkeit konnte ihn vom Verderben nicht retten, denn die schwarze Stunde seines Verhängnisses war da. Lange hatte er Bitten und Drohungen verschwendet, seine muthlosen Krieger zur Erneurung des Kampfs zu bewegen. Endlich da jede Hoffnung auf Sieg dahin ist, schlägt er sich mit wenigen Rittern durch

die ihn umringenden Lothringer, von denen noch mancher ein Opfer seiner lezten Wuth wird. Ein Bach hemmt seinen Rükzug. Er versucht hinüber zu sezzen. Aber seinem entkräfteten Rosse mislingt der Sprung, und es stürzt mit seinem Reiter in's Wasser. Unfähig sich selbst wieder heraus zu helfen, ruft er einem Lothringer von Adel, Namens Claude Beaumont, der den fliehenden Burgundern zu Fuße nachjagte, zu: Sauve le duc de Bourgogne! Dieser etwas schwerhörig und im Schlachteifer versteht: Vive le duc de Bourgogne! hält diese Worte für Troz und Ausforderung, und giebt dem unglüklichen hülflosen Fürsten mit seiner Hellebarde mehrere Hiebe und Stiche, welche ihn todt in den Bach stürzen. Die nachfolgenden Teutschen Kriegsleute, welche ihn nicht kannten, beraubten ihn seiner Kleider und Waffen.

So erzählen die mehresten Schriftsteller das Ende des Herzogs, indes läßt sich doch nicht mit Gewißheit bestimmen, ob die angegebenen Umstände seines Todes auch die wahren sind. Einige davon tragen wenigstens das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit, unter andern der angebliche Irrthum des harthörigen Beaumont.

Wie war es möglich, daß dieser Mann bei aller seiner Taubheit Karl's Worte für eine Ausforderung halten konnte, da ihn doch die hülflose Lage des Fürsten in dem Graben, auf den ersten Blik vom Gegentheil überzeugen mußte! Auch beweisen die Wunden, welche man nachher an dem Leichnam fand, und die alle von hintenher beigebracht waren, daß hier wol nicht von Ausforderung und Kampf die Rede gewesen seyn konnte. Die Art wie Karl starb, ist also immer noch nicht hinlänglich ausgemittelt, und es bleibt ungewiß: ob er durch Feindes- oder Verrätherhand gefallen ist? Leicht konnte lezteres der Fall seyn, da er von Mördern umringt war. Campobasso hatte bei seinem Uebergange zu den Feinden während der Schlacht, 20 von seinen Leuten ausgesandt, welche dem Herzoge auflauren und ihn umbringen sollten.

Einige Schriftsteller bemerken den Umstand: König Ludwig der 11te, des Herzogs ewiger und unversöhnlicher Gegner, sei schon vorher genau von dem Tode seines Feindes unterrichtet gewesen. Eine andere Nachricht sagt: der schon erwähnte Angelus Cato habe die Niederlage vorher verkündigt, ja sogar in der Kirche St. Martin zu Tours in dem Augenblikke, da Karl

gefallen sei, seinen Tod dem Könige gemeldet. Es sei dahin gestellt, wieviel von diesen Anekdoten Wahrheit, und was davon Erdichtung ist. Das Ende eines jeden merkwürdigen Mannes giebt Stoff zu hundert Fabeln. Wären jene Sagen gegründet, so würden sie den Verdacht, daß Karl durch Verrath und Mord gefallen sei, bestärken.

Der treulose Campobasso fand keine erfreuliche Aufnahme beim feindlichen Heere. Die Teutschen Kriegsleute ließen ihm sagen: er solle sich eilend davon machen, denn sie duldeten keinen Verräther unter sich! Er mußte sich deshalb entfernen, und sein wohlverdientes Schicksal in der Folge war, daß er endlich von Allen verachtet in Schmach und Dürftigkeit sein ehrloses Leben beschloß.

Die Sieger brachten nach alter Schweizer Sitte drei Tage auf der Wahlstatt zu. Erst am dritten Tage nach der Schlacht, fand man in einem Sumpfe, worin er fest gefroren war, den Leichnam Karl's, durch Wunden und Kälte entstellt und aufgetrieben. Wahrscheinlich wäre er nie entdeckt worden, hätte ihn nicht einer seiner Edelknaben fallen sehen, und sich die Stelle

gemerkt. Der Leibarzt des Herzogs, Lobo, und sein Helmträger, Baptista Colonna, erkannten den Körper an einer Narbe am Halse, einer großen Warze auf der Brust, an zwei verlornen Zähnen, den Nägeln, welche er länger zu tragen pflegte als andre Menschen, und an einem Fehler am Zeugungsgliede. Er hatte eine tödtliche Hiebwunde am Kopfe, und zwei Stiche in der Hüfte und im Hintern. Der Leichnam ward mehrere Tage zur Schau ausgestellt, dann ließ ihn der Herzog von Lothringen, nebst mehreren in der Schlacht gefallenen vornehmen Burgundern, in der Hauptkirche zu Nancy begraben. Die Stelle, wo er fiel, bezeichnet ein steinernes Kreuz mit einer Inschrift; und ohnweit davon sieht man die sogenannte Burgundische Kapelle mit ihrem Kirchhofe. Stürmisch war Karl's Leben, auch im Tode noch störte man seine Ruhe. Kaiser Karl der 5te, des Verstorbenen Urenkel, ließ seine Gebeine von Nancy nach Luxemburg bringen; und auch von hier wurden sie späterhin, auf Verlangen der Schwester des Kaisers Eleonore, nach Brugges in Flandern geführt, und dort in der Lieben Frauen Kirche, neben der Asche seiner einzigen Tochter, Maria von

Burgund, die ihn nur wenige Jahre überlebte, bestattet.

Dies war, im blühenden Alter von vier und vierzig Jahren, nach einer neunzehnjährigen Stürmevollen Regierung, das Ende Karl's von Burgund, eines der merkwürdigsten und mächtigsten Fürsten seines Zeitalters. Sein Körper war von mittlerer Größe und starkem Bau, das Gesicht länglicht, die Stirn breit, Nase und Kinn lang, Augen und Haare schwarz. Dieser für den Krieg geformte Körper, war abgehärtet, alle Beschwerden des Mangels und der Witterung zu ertragen, denn bei aller seiner Prachtliebe war der Herzog doch ein Feind der Weichlichkeit und Wollust, und stand immer selbst an der Spizze seiner Krieger, mit denen er oft Mühseligkeiten und Gefahren theilte. Stolz und Eroberungssucht waren die Hauptzüge seines Karakters. Alexanders Thaten hatten schon im Jünglingsalter seine Einbildungskraft entzündet, und es schien, als habe er sich jenen Eroberer der grauen Vorzeit zum Vorbilde gewählt. Von seinen Unterthanen war er wenig geliebt, und sie führten oft bittere

Klagen

Klagen über die drükkenden Abgaben, womit er sie belästigte. Selbst seine Vertrauten und treuesten Diener, wurden durch die Ausbrüche seines heftigen Temperaments oft veranlaßt, ihn zu verlassen.

König Ludwigs Freude über die Nachricht von dem traurigen Schiksale seines verhaßten und gefürchteten Gegners war grenzenlos; denn seine Seele war zu klein, um durch das Unglük eines Feindes versöhnt zu werden, dessen schreklicher Fall nach einer so glänzenden Rolle, selbst die, welche ihn nicht geliebt hatten, zum Mitleiden bewegte.

Aber es hielt schwer und dauerte lange, ehe man sich von dem Tode des Herzogs überzeugen konnte, denn er hatte so viel Geräusch und Aufsehen in der Welt gemacht, daß es nicht möglich schien, daß er dahin seyn sollte. Viele Sagen und Gerüchte von ihm trieben sich unter dem Volke umher. Bald hieß es, er sei heimlich nach Teutschland gegangen, und werde in kurzer Zeit an der Spizze eines zahlreichen Heers wieder erscheinen. Bald sagte man, er halte sich im Verborgenen in Bourgogne auf, um dort sieben Jahr für seine begangenen Sünden zu büßen, worauf er wieder öffentlich auftreten und die Regierung seiner Länder von neuem übernehmen werde. Ja man hielt sogar einen Unbekannten, der sich in der Stadt Bruchsal durch eine ungewöhnlich harte Lebensart auszeichnete,

eine Zeitlang für den Herzog, ob er selbst gleich diesem Wahne widersprach und auch nicht die kleinste Aehnlichkeit mit jenem Fürsten hatte. Als endlich sieben Jahre vergangen waren, ohne daß er sich wieder sehen ließ, verschwand nach und nach die Hoffnung auf seine Rükkehr.

Herzog Karl war der lezte männliche Zweig seines Stammes. Mit ihm erlosch die neue Burgundische Fürstenlinie. Maria seine einzige Tochter, war die Erbin seiner Länder. Diese, damals das reichste Mädchen in Europa, ward nach ihres Vaters Tode an den Erzherzog Maximilian, nachherigen Kaiser der Teutschen vermählt, und starb nach einer kurzen Ehe. Die ganze Burgundische Ländermasse, mit Ausschluß von Bourgogne, welches König Ludwig einzog, kam hierauf an das Haus Oestreich, und ward der Gegenstand einer Jahrhundertlangen Fehde zwischen den Beherrschern Frankreichs und den Nachkommen Maximilian's und Maria's. „Sehet hier die Quelle aller unserer Kriege!„ rief einst Ludwig der 15te Frankreichs vorlezter König aus, als er zu Brügges an dem Grabe Herzog Karl's und seiner Tochter stand. Ludwigs Nachfolger starb auf dem Blutgerüste in der Hauptstadt seines Reichs. Aber seiner Nazion gelang es, dem Hause Oestreich den lezten Ueberrest der reichen Burgundischen Erbschaft zu entreißen.

Kaiser Albert's des 1sten Tod.

Historisches Basrelief.

Kaiser Albert's des 1sten Tod.

In der Schlacht im freundlichen Zellerthale, da, wo noch jezt die hohe Ulme ihr dunkles Haupt weit über die Ebene emporhebt, und ein veraltetes Denkmahl den Wandrer an die Schrekken der Vorzeit erinnert, fiel Adolf von Nassau durch Albert's von Oestreich Hand. Ein Ruhmloser Fürst war der Gefallene, aber nicht besser war sein Mörder, der sein Nachfolger auf Teutschlands Throne ward. Rudolf von Habsburg, Adolfs Vorfahr, zwar oft zu hoch gepriesen von Schmeichlern und Kurzsichtigen, besaß doch einige trefliche Eigenschaften, aber keine von allen hatte er auf Albert vererbt. Nur seine Länderbegierde und Herrschsucht, das Erbtheil aller nachfolgenden Sprößlinge dieses Geschlechts, war auf den Sohn übergegangen. Durch jene unseligen Leidenschaften verwikkelte er Teutschland, während seiner zehnjährigen Regierung, in unaufhörliche Kriege, und sie waren es, die ihn endlich einem frühen und schreklichen Tod überlieferten.

An Albert's Hoflager ward Johann, der Sohn seines* verstorbenen Bruders Rudolf von Schwaben, erzogen. Der Vater war schon einige Tage todt, als der Knabe geboren ward, Albert hatte die Vormundschaft über ihn übernommen, unter seinen Augen reifte er zum Jünglinge heran. Johann wußte, daß er zum Herrscher geboren sei, mit Unwillen trug sein feuriger Geist das Joch der Abhängigkeit. Als er endlich zu seiner Freude die Volljährigkeit erreicht hatte, lag er oft den Oheim an: ihm sein Antheil an der Habsburgschen Erbschaft und an den Lehen ihres Hauses herauszugeben. Aber Albert verzögerte von einer Zeit zur andern die Erfüllung seiner gerechten Wünsche, denn ihn selbst gelüstete nach dem Besiz des schönen Schwabens, und er hatte beschlossen, Johann's Erbtheil für sich zu behalten, und diesen zur Entschädigung mit der Markgrafschaft Meissen zu belehnen, welche jedoch erst erobert und ihren damaligen rechtmäßigen Besizzern entzogen werden mußte.

Einst als Johann sein Anliegen dringender als je wiederholte, sezte ihm Albert einen Kranz von Laub auf, und sagte mit höhnischem Lächeln: Siehe! Neffe, das Kränzlein steht dir besser an als Länderbeherrschen! — Tief kränkte den Ehrgeiz des Jünglings der bittere Spott, er zerriß den

* 1289.

Kranz, und ging mit brennendem Zorne im Herzen hinaus.

Albert hatte einen neuen Krieg wider Böhmen beschlossen. Um die Rüstungen zu dem Zuge zu betreiben und ein mächtiges Heer aufzustellen, begab er sich in die Vorlande und hatte sein Hoflager zu Rheinfelden. Von dort aus durchzog er das Aargau und Turgau mit einem zahlreichen Gefolge, bei welchem auch sein Neffe Johann sich befand. Der Anblik Herzog Leopold's, Albert's Sohnes, der jünger als er schon viel Güter besaß und in einem glänzenden Aufzuge erschien; die heimlichen Aufreizungen mehrerer Aargauer Edlen, welche, unzufrieden mit der Herrschaft des verhaßten Oheims, die Regierung des jugendlichen Neffens mit Sehnsucht wünschten; und selbst der Kriegszug gegen Böhmen, auf welches Land er näheres Recht zu haben glaubte, weil seine Mutter König Ottokar's Tochter war; — spannten Johann's Unwillen auf's höchste, und verwandelten ihn in Erbitterung, welche sein Herz ganz von dem ungerechten Oheim abwandte. Noch einmahl trat er ihn an, und bat um Kiburg, welches seiner Mutter zum Leibgedinge verschrieben war, und um den Aargau. Aber Worte und Bitten waren fruchtlos verschwendet, und fanden kein

Gehör; Albert vertröstete ihn auf das Ende des Böhmischen Zuges.

Schmerz und Kummer eröffnen gern der Freundschaft das Herz, und finden Trost im gegenseitigen Erguß. Walther von Eschenbach, einer der angesehensten und mächtigsten Freiherrn im Aargau, Turgau und Rhätien, aus edlem und berühmten Geschlechte; Rudolf, Freiherr von der Wart, des vorigen Vetter, dessen Burg Wart von einer hohen Bergspizze in der Grafschaft Kiburg herabsah; Rudolf von der Balm, gebürtig aus der Grafschaft Lenzburg; und Ritter Konrad von Tegerfeld, — waren Johann's vertrauteste Freunde. In ihren Busen ergoß er seine Verzweiflung, und klagte ihnen das Unrecht, welches er leiden mußte. Sie theilten seinen Zorn wider den habsüchtigen Unterdrükker, der die Bande des Bluts und die heiligsten Pflichten nicht achtete, und den alle gleich heftig haßten. Ihr Unwille stieg immer höher, je mehr sie sich ihm dahingaben. Johann's Haß entbrannte zur verzehrenden Flamme. Ein schreklicher Gedanke entwikkelte sich in seiner Seele. Wie sollte er, der Machtlose Jüngling, mit dem Despoten rechten, der, seiner Gewalt vertrauend, nicht auf die Stimme des Rechts und der Billigkeit

hörte? nur durch sein Schwert, wenn er es in die Brust des Kaiserlichen Räubers stieß, konnte er sich Recht und Rache schaffen. Mit Eschenbach, Balm, Wart und Tegerfeld, der sein Erzieher gewesen war, schloß der neunzehnjährige Jüngling den Todesbund der Rache. Den Verhaßten, der durch Ungerechtigkeit gegen seine Vasallen sich selbst des Schuzzes der Gesezze beraubt hatte, bei der ersten günstigen Gelegenheit zu ermorden, — war der Entschluß, zu dessen Ausführung sie sich im Taumel wildempörter Leidenschaft verbanden.

So war der Bund zu Albert's Verderben geschlossen. Die Stunde der Vergeltung war gekommen. Das rächende Schiksal forderte sein Blut für Adolf's Leben. Er selbst zeigte den Verschwornen die Gelegenheit zur Vollführung der That, durch welche das Verhängniß die gemishandelte Menschheit an ihrem Beleidiger rächte, und zugleich die Vollzieher der Rache in den selbstgeöffneten Rettungslosen Abgrund hinabriß.

Am 1sten des Wonnemonats* unternahm Albert eine Reise von Baden nach Rheinfelden. Eine große Anzahl seiner vornehmsten Ritter und Räthe, auch die Verschwornen befanden sich in sei-

* 1308.

nem Gefolge. Der Zug kam in die Thalgründe hinab, welche die ungestüme Reus durchströmt, an die Ueberfahrt bei Windisch. Die Verschwornen glaubten, jezt sei es Zeit, ihren blutigen Vorsaz auszuführen, und schnell war ihr Plan gemacht. Unter dem Vorwande, das Fahrzeug, welches den Kaiser und sein Gefolge über den Fluß sezzen sollte, so wenig als möglich zu belasten, wußten sie es zu veranstalten, daß Albert, sie und noch ein Ritter, zuerst übergeführt wurden. So war der Unglükliche von seinem übrigen Gefolge getrennt, und in ihre Gewalt gegeben.

Am jenseitigen Ufer, in dem großen Kornfelde unter der Höhe, von welcher sein Stammhaus Habsburg auf die berühmte Ebene herabsah, wo einst die alte Vindonissa* prangte, und wo dreizehn Jahrhunderte zuvor das Schwert der Römischen Legionen die tapfern Vertheidiger Helvetiens vertilgte**, — ritt Albert, nicht ahndend das schrekliche Schiksal, welches hier auf der väterlichen Erde seiner wartete. An seiner Seite ritt Walther von Kasteelen, ein Ritter, welchen er hier getroffen hatte; unbesorgt unterhielt er sich mit ihm.

* Das heutige Windisch. ** 69 Jahre vor unserer jezzigen Zeitrechnung.

Plözlich wendet sich gegen ihn Herzog Johann mit gebäumten Speere, ruft mit gräßlicher Stimme: Da empfange den Lohn des Unrechts, und durchbohrt ihm die Gurgel. Auch Balm durchstößt ihn, und Eschenbach's Schwert spaltet sein Haupt. Wart allein — er selbst betheuerte es noch in den lezten Augenblikken seines Lebens, — steht bestürzt da. Ein plözliches Schrekken hat seine Rechte gelähmt, er vermag sie nicht an den Kaiser zu legen. Kasteelen, voll Entsezzen über das unerwartete grausende Schauspiel, sprengt eilend davon. Ohnmächtig, in seinem Blute schwimmend, sinkt Albert vom Rosse. Eine arme Bäuerin, welche in der Nähe war, eilt herbei, nimmt sich des Hülflosen mitleidig an, und er stirbt in ihrem Schopße. Sein Leichnam ward in der Folge nach Speier gebracht, und im Dom neben den Gebeinen Kaiser Adolfs von Nassau bestattet.

Die erste Nachricht von dem schreklichen und unerwarteten Tode des Kaisers verbreitete allgemeine Bestürzung. Gattin, Sohn und Geschwister des Erschlagenen waren betäubt, und fürchteten einen allgemeinen Aufstand. Besonders waren sie

der Schweizer wegen in großen Sorgen, welche, gereizt durch Albert's Weigerung, ihre alten Rechte zu bestätigen und die Bedrükkungen seiner Vögte abzustellen, wenige Monden zuvor in der Neujahrsnacht* den Bund ihrer jugendlichen Freiheit geschlossen hatten. Als aber die Eidgenossen erklärten, sie würden zwar Albert's Tod nicht rächen, weil er ihnen nie Gutes erzeigt habe, aber sie würden sich dadurch auch nicht zum Kriege wider seine Nachfolger reizen lassen, sondern die Folgen ruhig erwarten; da erholten sich jene wieder von ihrer Furcht, und rüsteten sich zur Blutrache des Ermordeten.

Herzog Johann und seine Genossen, als der verblendende Zauber der Leidenschaft durch das Blut des Erschlagenen plözlich aufgelöst war, erschraken vor der begangenen That, die jezt in ihrer ganzen furchtbaren Gestalt vor ihnen stand. Sie flohen voll Entsezzen aus einander, und sahen sich nie wieder. Johann flüchtete in das Gebirge, verbarg sich einige Tage zu Einsiedeln, und irrte dann im Walde umher. Balm tödteten Gram und nagende Gewissensbisse, und er soll bald nach der That im Kloster Altbüren gestorben seyn. Wart und Eschenbach flohen nach der Burg

* 1308.

Falkenstein, welche dem Oheim des lezteren gehörte. Ueber Tegerfeld's ferneres Schikfal schweigen alle Nachrichten.

Herzog Leopold von Oestreich, Albert's Sohn, mit einem zahlreichen Kriegerhaufen, machte sich auf, den erschlagenen Vater zu rächen; aber die Thäter waren entflohen, und Unschuldige mußten büßen was sie nicht verschuldet hatten. Zuerst drang er vor die Burg Wart, sie ward erstiegen und zerstört, und alle Diener Rudolf's von Wart wurden umgebracht. Jakob von Wart, Rudolfs Bruder, obgleich frei von aller Theilnahme an dem Unternehmen des lezteren, verlor alles sein Eigenthum, und gerieth in so bittere Armuth, daß er sein Alter in einer schlechten Hütte des Dorfs Neftenbach, welches seinen Voreltern gehörte, dürftig verleben mußte.

Von den Ruinen der zertrümmerten Wart wandte sich Leopold wider Fahrwangen, der vornehmsten Burg Balm's. Sie flehete um Gnade und ergab sich ohne Widerstand. Aber Albert's Rächer kannten weder Erbarmen noch Gerechtigkeit, und der Herzog und seine Schwester die Königin Agnes schändeten ihr Andenken auf immer durch eine die Menschheit entehrende That. Sie ließen 63 Kriegsmänner und andere Edle von

Fahrwangen in den benachbarten Wald führen, und vor ihren Augen enthaupten, wiewohl jene ihre Unschuld bis zum Augenblikke des Todes betheuerten. Bei dieser und allen folgenden Würgeszenen zeigte Niemand mehr Eifer, als Agnes. Diese harte grausame Fürstin, Witwe des Königs Andreas von Ungarn und jezt erst 26 Jahr alt, verläugnete alle sanften Empfindungen ihres Geschlechts, und kannte selbst die süßen Empfindungen der Liebe nicht. Blutvergießen schien ihr eine Art wollüstigen Genusses zu gewähren. „Heut bade ich mich im Maithau!„ rief die Furie aus, als die 63 Burgmänner von Fahrwangen gemordet wurden.

Mit gleicher Barbarei wie dort verfuhren Leopold und seine Genossen bei der Zerstörung der Burg Altbüren, welche Balm gehörte, und eine Besazzung von 46 Mann hatte. Auch zu Maschlanden, einer Burg des Hauses Eschenbach, wurden alle Diener Walther's von Eschenbach gemordet. Während dieses Mordfest's auf Maschlanden wimmerte Walthers Kind in der Wiege. Agnes hört es und läuft hinzu, und schon ist die Wüthende, vom unersättlichen Rachdurst in eine Tigerin umgewandelt, im Begriff, das hülflose kleine Geschöpf mit eigenen Händen

zu erwürgen, als noch glüklicherweise einige Hauptleute des Kriegsvolks hinzukamen, und gerührt durch die Holdseligkeit des Knaben, ihn der Mörderin entrissen. So erzählt die Sage und fügt hinzu: Agnes selbst habe in der Folge den Knaben an Kindesstatt angenommen, ohne seinen Vater zu wissen, und als sie den leztern endlich erfuhr, gab sie ihrem Pfleglinge den Namen Schwarzenberg.

Herzog Johann war indes in Mönchsgestalt nach Italien entkommen. Albert's Nachfolger auf dem Teutschen Throne, Kaiser Henrich der 7te sah ihn zu Pisa.* Dunkel und zweifelhaft sind die Nachrichten von seinen ferneren Schiksalen. Bald soll er zu Pisa als Augustinermönch, bald ohnweit der Mordstelle als ein Waldbruder im hohen Alter, da alle seine Verfolger schon todt waren, gestorben** seyn. Ein Zeitgenosse versichert, er habe oft in Wien einen armen Blinden betteln sehen, der sich für einen Sohn Johann's und Enkel Rudolf's von Schwaben ausgegeben habe, und von ersterem, während seines Aufenthalts im Walde, mit einem gemeinen Mädchen erzeugt worden sei.

* 1313. ** 1368.

Eschenbach lebte noch 35 Jahre lang im Wirtembergschen als ein unbekannter Schäfer. Erst als er den nahen Tod fühlte, gab er sich zu erkennen, und ward seinem Range gemäß begraben. Mit ihm erlosch sein uraltes Geschlecht.

Von allen Verschwornen traf das schreklichste Schiksal den Freihern von Wart. Er hatte sich nach Hochburgund gewandt, und ging von dort nach Avignon, wo er bei dem Pabste die Entsündigung nachsuchte. Da lieferte ihn Diebolt von Blamont, ein Vetter Balm's und seiner eigenen Gattin aus dem Balmschen Geschlechte, Albert's Kindern aus. Die Blutrichter verurtheilten ihn zum Tode, ob er gleich standhaft behauptete: daß er sich nicht an dem Kaiser vergriffen habe, sondern nur bei der That zugegen gewesen sei. Vergebens bat seine Gattin die Königin Agnes, bei der Gnade Gottes und dem jüngsten Gerichte, um sein Leben. Er ward verschiedenen Nachrichten zu Folge zu Winterthur gerädert, und noch lebend mit zerschmetterten Gebeinen aufs Rad gelegt. Aber weder die namenlosen Schmerzen, noch der Anblik des nahen Todes konnten seine Standhaftigkeit und Freimüthigkeit erschüttern. Noch vom Rade herab sagte der edle hochherzige Mann: Ich bin zwar unschuldig an Albert's

Tode,

Tode, aber auch die, welche ihn tödteten, haben wahrlich keinen König erschlagen, sondern einen Pflicht- und Ehrvergessenen, der die blutige Hand an seinen Herrn und König Adolf legte, wider Gott und Recht seinem Vetter, Herzog Hans, sein Erbe vorenthielt, und wohl verdient hätte, meine Qual zu leiden. Mir vergebe Gott meine Sünden! — Drei Tage lebte der Unglükliche auf dem Rade, drei Tage und drei Nächte brachte sein treues Weib betend und ohne alle Nahrung unter dem Rade zu, bis er verschied. Nach seinem Tode ging sie zu Fuße nach Basel, wo sie in einem Frauenkloster ihr Leben beschloß. — Rüsseling, Wart's Knecht, der dem Pferde des Kaisers in den Zügel gefallen seyn soll, litt gleiche Strafe mit seinem bedauernswerthen Herrn.

So wütheten Albert's Rächer. Sie düngten mit dem Blute der Unschuld die Gruft eines Fürsten, von welchem die Geschichte nicht eine Großthat zu rühmen weiß. Mehr als tausend Menschen, Männer, Weiber und Kinder, wurden hingerichtet, und diese alle starben wahrscheinlich schuldlos, denn die Umstände bürgen dafür, daß die That nicht überlegt, sondern übereilt beschlossen war, und daß keiner außer den wirklichen Thätern daran Theil hatte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nach vollendeter Blutrache stifteten Agnes und Elisabeth, Tochter und Gattin des Kaisers, in dem Felde, wo ihr Vater und Gatte fiel, ein Kloster der Minoritenbrüder und ein Klarissinnen Frauen Kloster. Elisabeth legte den ersten Stein zu dem Kloster Königsfelden; und auf der Stelle wo Albert den Tod empfing, ward der Hochaltar errichtet. Mit dem Raube der Unschuldiggerichteten statteten die Erbauer das Kloster aus. In der Nähe desselben schlug Agnes ihren Wohnsiz auf, und führte ein so gottseliges Leben, daß das leichtbethörte Volk die Mordsüchtige Unholdin für die frömmste Schwester des Landes hielt. Nur ein Biedermann, Bruder Berchtold Strobel von Oftringen, ein alter Kriegsmann aus Kaiser Rudolfs Zeit, der auf einem Berge bei Habsburg einsiedelte, ließ sich nicht blenden durch den täuschenden Schein, und schlug einst ihren Antrag, die Kirche ihres Klosters zu besuchen, mit den Worten ab: Frau, es ist schlechter Gottesdienst, unschuldiges Blut zu vergießen und vom Raube Klöster zu stiften! Gott hat Gefallen an Milde und Erbarmen. —

Schlacht bei Tanneberg.

Historisches Gemählde
aus
dem funfzehnten Jahrhunderte.

Schlacht bei Tanneberg.

Von den mancherlei neuen politischen Erscheinungen, denen die Kreuzzüge der Europäischen Kristen nach den sogenannten heiligen Ländern das Entstehen gaben, ist eine der merkwürdigsten, die Stiftung der drei geistlichen Ritterorden, deren Wiege Palestina war, und wovon zwei noch jezt, wiewohl unter sehr veränderter Gestalt in Europa fortdauern. Der Orden der Hospitaliter, war die erstgeborne dieser Verbindungen, und das Vorbild der beiden jüngeren, jener der Tempelherren und der Teutschen Ritter. Bei gleichen Veranlassungen ihres Entstehens, hatten auch alle drei gleiche Einrichtung und den nehmlichen Zwek.

Die Hospitaliter und Tempelherren verdankten ihren Ursprung und Flor größtentheils den Franzosen. Teutsche waren die Stifter des Teutschen Ordens, und die Gelegenheit zu seiner Gründung gab die aus der Geschichte der Kreuzzüge so berühmte lange und blutige Belagerung

von St. Johann von Acres *; dieser uralten Feste, die sich in unsern Tagen von neuem durch eine ähnliche Begebenheit merkwürdig gemacht hat.

Eine Gesellschaft von Kaufleuten und Matrosen aus Bremen, Lübek und andern Gegenden des Nördlichen Teutschlandes, welche Frömmigkeit oder Handelsgeschäfte und Schifffarth nach Palestina geführt hatten, legten gerührt durch das Elend so vieler durch Wunden, anstekkende Seuchen und Mangel auf das Krankenlager geworfenen Landsleute, eine Art von Hospital an, welches aus Segeltüchern aufgeschlagen ward, nahmen jene Unglüklichen darin auf, und unterzogen sich liebreich ihrer Wartung und Pflege.

Diese wohlthätige und menschenfreundliche Anstalt ward die Veranlassung zu der Stiftung des neuen Ordens; denn als jene mitleidigen Kaufleute und Pilger Palestina verließen, erbarmten sich einige Teutsche Ritter der Elenden, welche ihre Pfleger verloren hatten, und verbanden sich zur Wartung der Kranken und zum Kampfe wider die Ungläubigen. Herzog Friedrich von Schwaben, der vornehmste der Teut-

* Akkon, Ptolemais. 1190.

schen Ritter im Kristlichen Heere vor Akkon, beförderte die Verbindung. Die verbundenen Ritter erhielten den Namen der Brüder des Teutschen Hauses der heiligen Maria zu Jerusalem, und Kaiser Henrich der 6te und sein Zeitgenosse Pabst Cölestin der 3te bestätigten den neuen Ordensbund *, dem die Gelübde und Vorrechte der Johanniter und Tempelherren verliehen wurden. Er bestand aus dem Hochmeister, wozu Henrich von Walpot erhoben ward, aus dem Ordenskapitel und den übrigen Rittern, deren Anzahl sich bei der Stiftung auf ohngefähr vierzig belaufen mochte. So ward das liebenswürdigste Werk der Natur, sagt ein neuerer Schriftsteller, verhunzt durch den unseligen Geist des Zeitalters und die wahnsinnige Weisheit der Menschen, welche alles was die Natur Gutes hervorbringt verdirbt, zur Menschenstümperei; und eine Anstalt, die auf Verminderung des menschlichen Elends berechnet war, in eine Stiftung umgestaltet, welche eine unendliche Summe von Elend über sich selbst und um sich her verbreitete.

Armuth, Keuschheit und Gehorsam waren die Hauptverpflichtungen der Ordensbrüder. Die

* 1191.

größte Strenge karakterisirte alle ihre Gesezze, und ihre Lebensart war anfangs höchst einfach. Mit dem Eintritt in den großen Bund, zerriß der Geweihete alle Verhältnisse, die ihn bisher mit der übrigen Welt verbunden hatten, und er hatte von diesem Augenblikke an, kein Vaterland und keine Freunde mehr; keinem, nur dem Orden gehörte er künftig an. Er mußte schwören, daß er Teutscher von Geburt und ohne Leibesfehl sei; daß er kein anderes Gelübde abgelegt und keinem Frauenzimmer die Ehe versprochen habe; daß er allen bürgerlichen Verbindungen entsagen, und nur den Gesezzen des Ordens und den Oberen desselben unbedingt gehorchen wolle. Jedes Gespräch mit einem jungen Frauenzimmer galt für ein Vergehen, und selbst der Kuß der Mutter war untersagt. Kein Eigenthum, auch das geringste nicht, war verstattet. Ein schwarzer Rock und weißer Mantel mit schwarzem Kreuze, war die Ordenstracht; das Wappen ein schwarzes Kreuz im weißen Felde.

In der That, eine Verbindung wie diese, wodurch man unternahm, alle natürlichen Gefühle und die zärtlichsten und süßesten Empfindungen des menschlichen Herzens unterdrükken zu wollen, konnte nur eine Geburt des vereinigten

Pfaffen- und Rittergeistes seyn; dieser beiden Gözzen, vor denen damals die ganze Kristliche Welt abgöttisch auf den Knieen lag. Die aufgeklärtere Nachwelt würde die Erzählung davon für ein Mährchen halten, wenn es möglich wäre, an der Wirklichkeit jener grotesken Werke düsterer Schwärmerei zu zweifeln, und wenn nicht noch jezt in unsern Tagen die Ruinen derselben, als Denkmahle ihrer ehemaligen Existenz vorhanden wären.

Was ließ sich nicht von einer Gesellschaft erwarten, deren Mitglieder von religiösen Fanatismus beseelt, ohne alle bürgerlichen Verhältnisse, ohne alle theuern Verbindungen waren, und durch strenge Gelübde zum unbedingten Gehorsam verpflichtet, nur für den Ruhm ihres Bundes lebten, und für dessen Vergrößerung Blut und Kräfte verschwendeten! Es konnte nicht fehlen, sie mußte sich durch glänzende Thaten auszeichnen, und in einem Zeitalter wo alle Umstände sie begünstigten, schnelle und glänzende Fortschritte machen. Der Erfolg hat dies hinlänglich bewiesen, denn schon unter seinem vierten Hochmeister, dem berühmten Hermann von Salza, spielte der Orden eine sehr bedeutende Rolle, besaß beträchtliche Güter und

Reichthümer, größtentheils durch Vermächtnisse und Schenkungen erworben, war durch ganz Europa großgeachtet, und zählte bald nach dem Tode jenes Helden nicht weniger als 2000 Ritter.

Der Siz des Ordens war anfangs in Palestina. Als aber die Angelegenheiten der Kristen in diesem Lande immer mehr in Verfall geriethen; und auch aus Europa, wo eine theuererkaufte Erfahrung die unsinnige Sucht nach Orientalischen Abentheuern nach und nach schwächte, nur noch geringe Unterstüzzung gesandt ward; so sahen die Häupter des Ordens ein, daß dort für die Vergrößerung ihres Bundes nichts mehr zu hoffen sei. Deshalb verlegte Hermann von Salza, ein Mann von Geist und Thatkraft und brennendem Ehrgeiz, den Siz des Hochmeisters nach Venedig; und in dieser damals so berühmten Seestadt befand er sich noch, als jene Begebenheiten vorfielen, wodurch der Orden ganz aus seinem Stammlande in Asien weggezogen, und an die Gestade der Weichsel und Ostsee nach Preussen verpflanzt ward.

Dieses von den ebengenannten Gewässern und der Memel, und den Herzogthümern Pommern, Masovien und Litthauen begrenzte Land, ward

damals von rohen aber gutmüthigen Menschen bewohnt, die sich durch ansehnliche Leibesgröße, röthliche Gesichtsfarbe, blaue Augen und blondes Haar auszeichneten, und zu dem großen Völkerstamme der Letten gehörten, der sich von der Weichsel bis an die Düna verbreitet hatte. Sie lebten zwischen ihren Sümpfen und Wäldern, entfernt von dem Luxus der verfeinerten Nazionen ihres Zeitalters, trieben Jagd, Fischerei und Akkerbau, und standen nur in geringen Handelsverbindungen mit ihren Nachbaren. Ihre Bedürfnisse waren einfach, ihre Nahrungsmittel Pferdefleisch und Fische, Meth und Stutenmilch. Ohne von einer förmlichen Regierung etwas zu wissen, erkannten sie eine Menge kleiner Oberherren über sich, welche den Titel Szupan führten. Ihre Sprache hatte Aehnlichkeit mit der Wendischen. Im zehnten Jahrhunderte und später noch, da ihre Nachbaren die Pohlen und Pommern, sich schon zu dem Kristenthum bekannten, hingen sie noch fest an der Religion ihrer Väter, und ließen sich von den zahlreichen Priestern derselben beherrschen. Der Kriva, das Oberhaupt der leztern, übte einen unumschränkten Despotismus über seine Nazion, und hatte seinen Wohnsiz bei der Eiche zu Romove, dem

höchsten Heiligthume der Preussen, dessen Lage aber jezt nicht mehr bekannt ist. Mehrere Versuche die Bewohner Preussens zu Anhängern der Kristlichen Kirche zu machen, schlugen fehl. Adalbert von Bremen, Bruno von Querfurt und andere ähnliche Schwärmer, die das Geschäft übernommen hatten, sie statt des alten einen neuen nicht minder abgeschmakten Aberglauben zu lehren, fielen als Schlachtopfer ihres vorlauten Eifers. Die erbitterten Preussen weiheten sie ohne Schonung dem Tode, denn sie hielten sie für Feinde ihres Vaterlandes, und das mit Recht, denn wo nur irgend in einem Lande jene unberufenen Bekehrer mit ihren Lehren sich einschlichen, da folgten ihnen Blutvergießen und Gräuel aller Art, Verlust der Nationalfreiheit und Sklaverei, auf der Ferse nach.

Die fanatische Proselitenmacherei der Kristlichen Missionärs, und der Abscheu der Preussen wider ihre Lehren, gaben Veranlassung zu einer Reihe blutiger Kriege zwischen den leztern und ihren Nachbaren den Pohlen. Dieses rohe Volk, weitentfernt durch die Annahme der Kristlichen Religionsgebräuche zu einer höheren Stufe sittlicher Kultur gelangt zu seyn, zeichnete sich vielmehr durch die äußerste Wildheit, Grausamkeit

und Raubsucht aus. Nur um die leztere befriedigen zu können, führte es Krieg, und überließ sich dabei den gröbsten Ausbrüchen wilder Barbarei; Freunde und Bundesgenossen wurden geplündert, selbst das Heiligste ward nicht verschont. Die Preussen, ohne andere Waffen als große schwere Keulen und Streithammer, flüchteten anfangs vor der blutdurstigen Mordgier und Raubsucht der rohen Pohlnischen Horden in ihre Wälder und Sümpfe, erschienen wieder, wenn diese sich zurükgezogen hatten, und versprachen Tribut und Annahme des Kristenthums, oder rächten sich nicht selten durch vergeltende Angriffe auf das Gebiet ihrer Feinde, wodurch sie bald anfingen den leztern furchtbar zu werden.

Keiner empfand ihre Rache schreklicher, als Herzog Konrad von Masovien. Er hatte sich durch den Bekehrungseifer des Bischofs Kristian von Oliva zu einem Kreuzzuge wider sie verleiten lassen. Aber das Unternehmen mislang, und die ergrimmten Preussen drangen in Masovien ein, machten das Land zur Wüste, opferten Plolz, des Herzogs Wohnsiz, den Flammen, und zwangen ihn zur Erlegung eines Tributs.* In dieser Noth rieth Bischof Kristian,

* 1224.

der das Unglük verschuldet hatte, oder nach anderer Meinung Herzog Henrich von Breslau, dem bedrängten Herzog von Masovien: den Teutschen Orden zum Beistande wider die Preussen aufzufodern. Der Vorschlag fand Beifall, und eine feierliche Gesandschaft ging nach Venedig, an den Hochmeister Hermann von Salza, ab. Die Ritter ergriffen mit Freude eine so günstige Gelegenheit zur Vergrößerung ihrer Macht. Beide Theile schlossen einen förmlichen Vertrag, wodurch dem Orden die Festung Culm mit ihrem Gebiete abgetreten, und der Besiz aller Eroberungen, die er von den Preussen machen würde, zugesichert ward. Kaiser Friedrich der 2te und Pabst Gregor der 9te bestätigten den Vergleich. Das Loos über die unglüklichen Bewohner Preussens war nun geworfen, Vernichtung oder Knechtschaft über sie beschlossen. Ritter Hermann Balk, ein kühner unternehmender Kriegsmann, ward als erster Landmeister mit 100 Rittern abgesandt, um den Krieg* wider ein Volk zu eröffnen, welches diese, die jezt als seine unversöhnlichen Feinde erschienen, nie beleidigt hatte.

In jener von der Weichsel durchflossenen Gegend, da wo das heutige Thorn liegt, begannen

* 1230.

die Teutschen Ritter ihre Unternehmungen, welche anfangs nur auf Streifzüge und unbedeutende Gefechte hinausliefen. Als aber der Pabst einen Kreuzzug wider die Heiden an der Ostsee predigen ließ, und eine Menge von Abentheurern aus Teutschland und andern Europäischen Ländern die Kriegsmacht der Ritter verstärkte; machten sie beträchtlichere Fortschritte, und breiteten sich immer weiter aus am Ufer des Stromes hinab. Die eroberten Distrikte wurden der Herrschaft des Ordens unterworfen, man drang ihnen die Kristliche Religion auf, und sicherte die Eroberungen durch Anlage fester Plässe. Nach einem drei und funfzigjährigen, mit abwechselndem Erfolge, unter den schauderhaftesten Grausamkeiten von beiden Theilen, fortgesezten Kriege, war endlich die Eroberung des ganzen Landes vollendet, und die Preussen, welche ein halbes Jahrhundert lang für Freiheit, Heerd und Heiligthum tapfer gefochten hatten, lagen in der Knechtschaft des Ordens.*

Nach vollbrachter Unterwerfung boten die Ritter alles auf, das unglükliche, durch den langen Vernichtungskrieg verwüstete und entvölkerte Land von den empfangenen tödtlichen Wunden zu

* 1283.

heilen. Die alten Einwohner wurden nach billigen Grundsäzzen regiert, und eine Menge fremder, besonders Teutscher Kolonisten angesezt. Bald stieg es durch die Thätigkeit der neuen Beherrscher, welche nicht nur die verderbliche Kunst zu zerstören, sondern auch die wohlthätigere wieder aufzubauen verstanden, mit einer beträchtlichen Anzahl neuangelegter Städte und Burgen, gleich einer neuen verschönerten Schöpfung, aus seinen Ruinen wieder empor; und der Hochmeister des Ordens Siegfried von Feuchtwangen, verlegte seinen Siz von Marburg in Hessen, nach Marienburg im heutigen Westpreussen.*

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts** hatte sich der Orden zum höchsten Gipfel seiner Größe emporgeschwungen. Nicht nur ganz Preussen und Pomerellen, sondern auch Liefland und Kurland, Esthland, Gothland, die Neumark und ansehnliche Besizzungen in Teutschland und Italien, waren seiner Herrschaft unterworfen. Preussen war der Mittelpunkt seiner Macht. Dieses, da-

* 1309. ** Seit der Vereinigung der Schwertbrüder mit den Teutschen Rittern.

damals im schönsten Flor prangende Land, blühend durch Handel, Akkerbau und Gewerbe, mit 55 Städten und über 13000 Dörfern, mit einer Bevölkerung von zwei Millionen Menschen und einer großen Anzahl reicher und wohlhabender Bürger und Bauern, trug allein dem Orden jährlich 800000 Gulden ein.

Längst schon hatte seine wachsende Macht die Eifersucht seiner Nachbaren der Pohlen und Litthauer gereizt; und häufige Kriege mit ihnen, welche nicht immer glüklich für die Ritter endeten, waren die Folge des gegenseitigen Hasses. Diese Fehden waren gewöhnlich nur Streifzüge, welche auf Raub und Plünderung hinausliefen, zuweilen durch kurze Friedensschlüsse oder Waffenstillstands-Verträge unterbrochen wurden, und sich durch die größten Grausamkeiten auszeichneten. Die Feinde der Ritter hatten dabei Befriedigung ihrer Raubgier und Demüthigung des Ordens zur Absicht; und der geheime Zwek des lezteren war, Litthauen so wie zuvor Preussen seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Dieses Land, welches damals aus dem eigentlichen Litthauen, Szamaiten, Podlesien, Podlaihien, Witepsk, Polozk, Smolensk, Mstislav,

Severien, Volhinien und einem Theile Podoliens bestand, ward durch Großfürsten regiert, und hatte erst mit dem vierzehnten Jahrhundert angefangen sich ein wenig aus der tiefen Nacht der alten Barbarei zu erheben. Im Jahre 1386 war Jagiel Großfürst von Litthauen. Er vermählte sich mit der schönen Hedwig, des verstorbenen Königs von Pohlen Tochter, und ward gegen das Versprechen, Litthauen mit Pohlen zu verbinden, und Schlesien, Preussen und Pommern wieder zu erobern, unter dem Namen Uladislav Jagello, auf den Pohlnischen Thron erhoben. Er drang hierauf durch Ueberredung, List und Strenge den Litthauern die Kristliche Religion auf; und Vithold, sein Vetter und Jugendfreund, Beherrscher von Szamaiten oder Samogitien, unterdrükte nach und nach alle kleine Fürsten des Landes, und schwang sich zum Oberhaupte von ganz Litthauen empor.

Jagello, wie sehr auch immer die Pohlnischen Geschichtschreiber seine großen und treflichen Eigenschaften erheben mögen, war doch nur ein arglistiger, bigotter und Ränkevoller Schwächling, der vom Glükke begünstigt ward. Vithold kam ihm an Arglist gleich, aber ihn belebte ein kühner unternehmender Geist, der

mit gleichem Unwillen die Abhängigkeit von Pohlen und die Uebermacht des Ordens ertrug. Bald war er mit den Rittern, bald mit Jagello im Bündnisse; aber immer theilte er mit dem leztern den glühenden Haß wider den Orden. Die gegenseitige Erbitterung stieg, als der leztere sich Samogitiens durch Waffengewalt und der Neumark durch Kauf* bemächtigte; als derselbe die Burg Driesen, worauf Jagello Ansprüche machte, wollte einziehen lassen, weil sie zur Neumark gehöre, und als endlich bei einer Empörung der Samogitier, die Ritter den Großfürsten Withold beschuldigten, daß er den Aufruhr veranlaßt, und die Rebellen unterstüzt hätte. Alle diese Umstände entflammten den alten Grimm der Partheien zur unversöhnlichen Wuth, deren verzehrende Glut nur durch Ströme Bluts abgekühlt werden konnte. Fanatismus, Ehrgeiz und Vergrößerungssucht, diese ewigen Geißeln des Menschengeschlechts, nährten die verborgene Flamme. Jagello und Withold verbanden sich zur Vernichtung ihrer verhaßten Nachbaren. Nahe und unvermeidlich war der Ausbruch eines großen und schreklichen Kampfs, welcher entschei-

* 1401.

den mußte: wer in jenem Theile des Nordens die Oberhand behaupten sollte, der Orden oder seine Feinde?

An der Spizze des Ordens stand seit 1407 der Hochmeister Ulrich von Jungingen, ein Mann, muthig, unternehmend, entschlossen, aber dabei von heftiger ungestümer Gemüthsart und ein Freund des Krieges, so daß selbst sein friedliebender Oheim, der verstorbene Hochmeister Konrad von Jungingen, seine Ordensbrüder noch auf dem Sterbebette gebeten hatte: ihn nicht zu seinem Nachfolger zu wählen. Ulrichs Scharfsicht entging das von allen Seiten heraufziehende Ungewitter nicht, welches sich bald in zerschmetternden Schlägen zu entladen drohete. Die Verbindung zweier so mächtigen Fürsten als Jagello und Vithold, ließ die gefährlichsten Folgen besorgen, und er faßte daher, nach der Versicherung einiger Geschichtschreiber, den Entschluß, Vithold zu bekriegen, um wenigstens den einen von den Todfeinden des Ordens zu entkräften und unschädlich zu machen. Daß wenigstens Jungingen den Ausbruch des Kriegs für unvermeidlich hielt, beweisen seine Anstalten. Eine Anzahl von Rittern aus Teutschland ward nach Preussen entboten, Teutsche Söldner und andere

Abentheurer wurden in den Dienst des Ordens genommen, und mit den Herzogen von Pommern Swantibor und Boguslaf ward ein Bündniß geschlossen.

Mit nicht minderer Thätigkeit als Jungingen rüstete sich auch der feurige Vithold zum Kampfe; nur der unentschlossene Jagello war lange zweifelhaft, wozu er sich bestimmen sollte.

Kleine Nekkereien und Feindseligkeiten gingen wie gewöhnlich ernsteren Auftritten voran. Der Hochmeister ließ zwanzig Schiffe wegnehmen, welche Getraide nach Litthauen führten, wo ein schreklicher Hunger wüthete, und einige Litthauische Kaufleute wurden in Preussen geplündert und erschlagen. Vithold dagegen unterstüzte die Empörung der Samogitier, welche ihm als ihrem angebornen Fürsten mehr zugethan waren, als den Rittern, deren Herrschaft ihnen verhaßt war.

Mit den Litthauern war nun der Krieg entschieden, und der Hochmeister wünschte auch über Jagello's wahre Absichten unterrichtet zu seyn, um seine Maasregeln darnach nehmen zu können. Er sandte daher einen Abgeordneten an den König, um ihn auszuforschen, ob er mit Vithold gemeinschaftliche Sache machen und ihn unter-

stüzzen werde, oder nicht? Aber er erhielt nur unbestimmte Antworten, und bald nach seiner Rükkehr, erschien der Erzbischof von Gnesen, Kurofski, nebst einigen andern Pohlnischen Großen, als Abgesandten Jagello's bei dem Hochmeister, um ihn durch zweklose und nichtsbedeutende Vorschläge zu täuschen und irre zu führen. Aber die Heftigkeit des Erzbischofs vereitelte die Wirkungen ihrer Hinterlist. Denn als einst bei einer Unterredung der Hochmeister drohete: die Forderungen des Ordens an Vithold mit den Waffen durchzusezzen! erwiederte der Erzbischof in der Aufwallung des Zorns: „Dann wird ein Einfall der Pohlen in Preussen, den Angriff des Ordens auf Litthauen rächen!„ — „Ich danke dir!„ erwiederte der Hochmeister spottend, durch diese unvorsichtige Aeußerung hinlänglich über das was er zu wissen wünschte belehrt; „ich danke dir für deine Offenherzigkeit, welche mich bestimmt, meine Waffen eher wider den mächtigeren Feind und das besser angebaute Pohlen, als gegen das schwächere und ödere Litthauen zu wenden!„

Er sendet nach der Sitte des Zeitalters einen Fehdebrief an Jagello, und bricht mit drei Ordensheeren in Pohlen und Masovien

ein.* Dobrin und Bromberg werden erobert. Den lezteren Ort aber nimmt das Pohlnische Aufgebot wieder ein, und rükt darauf vor Schwez, wo Jagello von Vithold die Nachricht empfängt: daß er erst im folgenden Jahre mit einem zahlreichen Heere im Felde auftreten könne.

Jezt erschienen Abgesandte von dem Böhmenkönige Wenzeslaf auf dem Schauplazze des Kriegs. Sie vermittelten einen Waffenstillstand bis zum 24sten des Brachmonats 1410, und thaten den Kriegführenden Partheien den Vorschlag: ihrem Herrn die Entscheidung ihres Zwists zu überlassen. Beide Theile genehmigten den Antrag und Wenzeslaf entschied: Jeder Theil solle im Besizze desjenigen bleiben, was er vor dem Anfange der Feindseligkeiten besessen habe, und der Orden also Dobrin herausgeben und dagegen Samogitien wieder erhalten. Auf Vithold ward dabei keine Rüksicht genommen, deren man ihn als einen Feind des Kristlichen Glaubens nicht würdig achtete.

Aber weder jener Ausspruch Wenzeslaf's noch der geschlossene Waffenstillstand konnten die erbitterten und jezt nur noch mehr erhizten Ge-

* August 1409.

müther besänftigen. Vergebens bot auch König Sigismund von Ungarn beiden Theilen seine Vermittelung an. In der Wage des Schicksals lag Krieg und Blutvergießen. Vithold reizte Jagello unaufhörlich zur Erneuerung der Fehde, und bot ganze Schaaren von Russen, Tatarn und Wallachen auf, die sich mit seinen Litthauern vereinigen mußten. Der Pohlenkönig dagegen verstärkte sein Heer durch eine große Anzahl Teutscher und Böhmischer Söldner. Zu Posen ward der Krieg wider den Orden feierlich beschlossen, und schon rüsteten sich die Pohlen zu einem Uebergange über die Nezze, um Driesen anzugreifen.

Auch Jungingen hatte nicht gerastet, sondern alle Kräfte des Ordens angestrengt, seinen Gegnern mit einer furchtbaren Macht zu begegnen. Ein Aufgebot des Marschals durch ganz Preussen, rief alle ehrbaren und Waffenfähigen Männer auf, sich bereit zu halten, an jedem Orte wohin sie gefordert würden, erscheinen zu können.* Auch aus andern Ländern wurden Krieger aufgeboten und eine Menge Teutscher Söldner angenommen. Mit den Königen von Böhmen und Ungarn ward eine freundschaftliche Ver-

* Mai 1410.

bindung unterhalten, und der leztere soll verspro- chen haben, für 4000 Gulden, welche der Orden ihm bezahlte, einen Angriff auf Pohlen zu unternehmen, wenn Jagello in Preussen einfiele.

So furchtbare Anstalten und Zurüstungen auf beiden Seiten verkündeten einen furchtbaren Schlag. Vernichtung schien das unvermeidliche Loos, welches einem von beiden Theilen fallen müßte. Der ganze Norden sah mit gespannter Erwartung dem Ausgange entgegen, der ihm eine erschütternde Veränderung drohete. Aber je näher die ernste Stunde der Entscheidung kam, desto mehr sanken Jagello's Muth und Standhaftigkeit. Er, der sich bei all' seiner Frömmelei sonst oft als einen kriegerischen Fürsten gezeigt hatte, vergoß jezt häufige Thränen, und die Zaghaftigkeit des Oberhaupts theilte sich den Vornehmsten der Nazion mit. Verschiedene von den leztern schlugen aus Muthlosigkeit die Anführung des Heers aus. Endlich übernahm Zyndranus de Moscovicze den Oberbefehl unter dem Könige, und ein Kriegsrath ward ihm zugeordnet. Der Erzbischof von Gnesen ward zum Reichsverweser während der Abwesenheit des Königs ernannt.

Ueber 100000 Mann stark brach das vereinigte Pohlnischlitthauische Heer, unter Jagello's und Vithold's Anführung, in Preussen ein. Zerstörung, Brand und Mord bezeichneten den Zug desselben. Die rohen Tatarischen Horden verübten überall die schauderhaftesten Grausamkeiten, und die halbgläubigen Litthauer wetteiferten mit ihnen in Schandthaten. Nichts war der Raubgier und Brutalität dieser Barbaren heilig, und um den Himmel zu versöhnen, wurden mehrere von ihnen mit dem Tode bestraft. Die bigotten Pohlen, ein Volk von welchem die Geschichte so wenig Großes und Trefliches zu rühmen weiß, und das in unsern Tagen aus der Reihe der Nazionen verschwunden ist, ohne irgend einmahl ein goldnes Zeitalter des Genie's, der Geistesbildung und Kultur erlebt zu haben, — suchten sich indes durch Absingung eines eigenen Liedes, gedichtet von dem heiligen Apostel Adalbart, zum Siege oder zu ihrem Ende zu bereiten.

Gilgenburg mußte zuerst die Wuth der Feinde erfahren. Die unglükliche Stadt sank in Asche, und von ihren rauchenden Schutthaufen wandten sich jene nach Marienburg. Aber auf dem Wege nach diesem Sizze des Hochmei-

sters, zwischen den Dörfern Tannenberg und Grünewald, trafen sie auf das Ordensheer, welches Ulrich von Jungingen ihnen entgegenführte. Es zählte 80000 Streiter, bestand aus Unterthanen des Ordens aus allen seinen Ländern, aus Teutschen Söldnern und Hülfsvölkern, und führte gleich dem feindlichen, einen für das Zeitalter verhältnißmäßig starken Zug schweren Geschüzzes mit sich.

Zu jener Zeit war der Krieg noch kein zögerndes kaltblütiges Spiel feinersonnener Plane, kein Wettstreit den Gegner durch künstliche unvorhergesehene Bewegungen zu verderben, sondern ein rasches Aufflammen wilder Leidenschaften, verbunden mit roher Kraft und Kühnheit, auf dem kürzesten Wege zu schneller und blutiger Entscheidung eilend. Auch erlaubte die damalige Verfassung der Heere und der Staatseinkünfte keinen langsamen Gang desselben. — Auch jezt war schnelle Entscheidung durch einen blutigen Hauptschlag, der Wunsch des feurigen Jungingen und des ungestümen Vithold. Mit glühender Ungeduld sahen die Helden der Eröffnung des großen Trauerspiels entgegen. Nicht so Jagello der frömmelnde Pohlenkönig. Die Nähe der Feinde erfüllte mit Entsezzen sei-

ne unmännliche Seele. Ein solcher Tag, der, wenn das Glük seine Kriegserfahrnen und tapfern Gegner begünstigte, ihn von seiner Größe an den Rand des tiefsten Verderbens herabstürzen konnte, ein so furchtbar entscheidender Tag hatte ihm noch nie bevorgestanden. Arglist und Ränke fehlten ihm nie; aber hier galt es Entschlossenheit und Muth und diese edleren Eigenschaften verließen ihn in dieser wichtigen Stunde. In eine benachbarte Kapelle treibt ihn seine Unruhe. Dort liegt er auf seinen Knieen vor dem Altare und betet mit dem Messelesenden Priester, indes Boten über Boten und endlich Vithold selbst nebst mehreren Feldherrn seines eigenen Heers erschienen, und sich vergebens bemüheten, den Unentschlossenen in Thätigkeit zu sezzen.

Beide feindliche Heere standen einander gegenüber. Auf einer Kette waldichter Anhöhen das Ritterliche; das Pohlnischlitthauische in der Ebene. Jenes aus Unterthanen des Ordens von den Ufern der Ostsee und der Weichsel, aus Baiern, Schwaben, Franken, Saxen, Rheinbewohnern, Westfälingern, Oestreichern, Böhmen, Mähren und Schlesiern zusammengesezt, war in 50 Fahnen getheilt, und diese bildeten

vier Haufen, wovon der eine aus 19 Fahnen bestehend, zum Rükhalt bestimmt war, um da wo es nöthig seyn würde, die übrigen zu unterstüzzen. Einige hundert Ritter befanden sich beim Heere und mehrere Fürsten kämpften unter den Panieren des Ordens.

Das feindliche Heer hatte sich in zwo Linien ausgedehnt. Die Litthauer, Tataren, Wallachen und Russen nahmen den rechten; und die Pohlen, Böhmen und Teutschen Söldner, welche letzteren den Kern des Heers bildeten, den linken Flügel ein. An Waffenerfahrung und Kriegszucht waren die Ritter, an Zahl der Streiter die Feinde überlegen.

Kurz vor dem Anfange der Schlacht erschien Methodius von Trautenau, ein Böhmischer Ritter, mit 800 Reisigen seiner Nazion vor dem Hochmeister, und bot ihm seine Dienste an. Aber Ulrich von Jungingen, welcher Verrätherei fürchtete, wies ihn ab mit der beleidigenden Antwort: Er brauche keine Judasbrüder! Aufgebracht wandte sich Ritter Methodius zu den Pohlen. Doch auch Jagello empfing ihn mit Mistrauen, und gebot ihm eine Anhöhe seitwärts vom Heere zu besezzen und dort seine weiteren Befehle zu erwarten. Drei-

hundert Böhmische Söldner, erbittert daß ihnen die Pohlen ihren Sold nicht richtig ausgezahlt hatten, waren entschlossen zu den Rittern überzugehen, und konnten nur durch große Versprechungen zurükgehalten werden.

Schon waren einzelne leichte Schaaren von beiden Theilen im Handgemenge, aber die Hauptheere standen noch unbeweglich. Da erschienen zwei Abgeordnete von dem Hochmeister, welcher wünschte, daß ihn die Feinde in seiner vortheilhaften Stellung angreifen möchten, vor dem Pohlenkönige, und überreichten ihm zwei Schwerter, mit der spöttischen Auffoderung: Entweder das in Blut getauchte als ein Zeichen des Kriegs, oder das ungefärbte als Zeichen der Versöhnung anzunehmen. Nach der Meinung anderer Schriftsteller aber lautete der Auftrag der Herolde: Ulrich übersende Vitthold und Jagello jedem ein Schwert, um sie wehrhaft und kühner zum Kampfe zu machen: und schiene ihnen der eingeschränkte waldichte Boden nicht vortheilhaft für ihre Menge; so wolle er sein Heer etwas zurückziehen, um ihnen mehr Raum sich auszubreiten zu verschaffen. Jagello nahm die Schwerter mit stolzer Gelassenheit an, und gab die nicht unwizzige Ant-

wort: Er wundere sich sehr, daß die Ritter so eilten, ihm ihre Waffen zu überliefern, und empfange die Schwerter, als ein Zeichen der Unterwerfung des Ueberwundenen an den Sieger.

Jezt betete der König noch einmahl, und hielt dann eine kurze Anrede an seine Krieger, worin er Gott zum Zeugen anrief, daß er alles angewandt habe, um das Blutvergießen seines Volks zu verhindern und selbst der Feinde zu schonen, aber ihr Uebermuth sei so hoch gestiegen, daß es schimpflich für die Pohlen seyn würde ihn länger zu dulden, und er hoffe, Gott werde heute durch ihren Muth den Stolz der Ritter beugen! Also sprach er, und gab darauf das Zeichen zur Schlacht. Dann zog er sich, von einer starken Bedekkung umgeben, an einen sicheren und verborgenen Ort zurük, wo die Gefahr ihn nicht erreichen konnte. Von Entfernung zu Entfernung wurden frische Pferde bereit gehalten, um im Fall der Noth seine Flucht zu beschleunigen. So wenig hoffte Jagello selbst einen glüklichen Erfolg, denn der Schrekken der Unüberwindlichkeit ging vor seinen Waffenkühnen Feinden her.

Der Donner des schweren Geschüzzes giebt die Loosung zur Schlacht*. Glühend von wilder Kampfgier hatte Vithold das Zeichen längst schon mit Ungeduld erwartet. Jezt stürzt er an der Spizze seiner Litthauer und ihrer Verbündeten, unter Kugeln und Wolken von Pfeilen zum Angriff gegen den linken Flügel der Feinde hervor. Angriff und Vertheidigung sind gleich heftig, denn beide Theile kämpfen anfangs mit gleicher Standhaftigkeit. Immer traten frische Krieger an den Plaz der Gefallenen, und bald war man einander so nahe, daß Mann gegen Mann im wilden Handgemenge focht.

Indes auf dieser Seite die Glut der Schlacht entbrannte, rükten die Pohlen nur langsam heran, als wollten sie erst den Ausgang des Kampfs ihrer Bundesgenossen erwarten. Ihr Zögern benuzte der Hochmeister, denn er sandte eilend einige Kriegerhaufen von dem rechten Flügel seines Heers, der noch ruhig den Pohlen gegenüber stand, dem kämpfenden linken wider die Litthauer zur Hülfe. Diese Verstärkung entschied die Niederlage der lezteren. Umsonst verschwendet Vithold Bitten und Drohungen,

* 15. Julius 1410.

hungen, sie zur Beharrlichkeit im Kampfe zu bewegen. Was nicht niedergehauen wird, ergreift in größter Verwirrung die Flucht, und so mächtig wirkt die Furcht vor dem verfolgenden Schwerte ihrer Besieger auf die wilden Tatarischen und Slavischen Schwärme ohne Ordnung und Kriegszucht, daß viele von ihnen nicht eher rasten, als bis sie ihr Vaterland erreicht haben, wo sie Schrekken und Bestürzung verbreiten.

Schneller rükten jezt die Pohlen heran, als sie die Niederlage ihrer Verbündeten sahen. Muthig brach ihnen der rechte Flügel des Ordensheers entgegen, obgleich sehr geschwächt durch die abgesandte Verstärkung des linken. Die Ritter kämpften mit ihrer alten Tapferkeit; denn war auch in diesem Zeitpunkt der höchsten Macht und Größe ihres Bundes die ehemalige Einfalt ihrer Sitten von ihnen gewichen, so wurden sie doch noch von gleichem Muthe wie die ersten Eroberer Preussens begeistert. Zweimahl durchbrechen sie unwiderstehlich die Reihen der überlegenen Feinde; aber ihr kühnes Vordringen raubt ihnen den Vortheil ihrer Stellung, und durch die Entfernung des linken Flügels, welcher den fliehenden Tatarn und

Litthauern nachsezt, ist ihre Schlachtordnung getrennt.

Doch sie achten nicht der Gefahr im siegreichen Laufe ihrer Waffen. Schon liegt das Hauptpanier der Pohlen zu Boden geworfen. Vithold selbst eilt zu Jagello, und fordert ihn auf: durch seine persönliche Gegenwart den erlöschenden Muth seiner Krieger zu beleben. Der König, welcher beim Anfange der Schlacht so viel ängstliche Besorgniß für seine Sicherheit geäußert hatte, faßt jezt im ersten Entsezzen über die misliche Lage des Treffens, den raschen und unbesonnenen Entschluß, sich mitten unter die Feinde zu stürzen. Seine Leibwacht will ihn abhalten sein tollkühnes Vorhaben auszuführen, da legt er die Lanze an, um sich mit Gewalt einen Ausweg durch ihre Reihen zu bahnen. Aber Zolava, ein Böhme von Geburt und entschlossener Kriegsmann, läßt sich nicht schrekken. Mit nervigter Rechte ergreift er das Roß des Königs am Zügel, und hält es zurük.

Hätten in diesen entscheidenden Augenblikken, wo Verwirrung und Schrekken im Heere der Pohlen herrschten, und das Glük die Waffen der Ritter begünstigte, sich die Besieger der Litthauer mit ihnen vereinigt: so wäre ihnen

wahrscheinlich ein glorreicher Sieg zu Theil geworden, und wir hätten dann jezt eine ganz andere Geschichte des Teutschen Ordens. Aber mit unüberlegter Hizze jagten jene den Fliehenden nach, und als sie endlich spät, mit Beute und Gefangenen belastet und ermüdet zurükkamen, konnten ihre Angriffe nicht mit Ordnung und Nachdruk geschehen. Auf den ehernen Tafeln des Verhängnisses stand an diesem schreklichen Tage, Niederlage des Ordens und Zertrümmerung seiner Macht, mit unabänderlichen Zügen geschrieben.

Nach einem rastlosen und immer zweifelhaften Kampfe von mehreren Stunden, erwarb den Pohlen ihre überlegene Anzahl einige Vortheile über ihre Gegner. Die dichtgeschlossene Masse der leztern war durchbrochen, getrennt, ganze Reihen lagen todt oder verwundet zu Boden gestrekt. Da beschließt Ulrich von Jungingen, den lezten noch übrigen Haufen zur Entscheidung ins Treffen zu führen. Umsonst sind die Vorstellungen der übrigen Feldherren: nicht das Aeußerste zu wagen, sondern abzulassen vom Kampfe und sich zurük zu ziehen, um nicht auf Einen verzweifelten Wurf das ganze Heil des Ordens zu sezzen. Voll schmerzlicher Wuth

blikt der Held auf die Leichname seiner erschlagenen Brüder, die um ihn her die Wahlstatt bedekken, und ruft: „So viel tapfere Männer sanken hier neben mir nieder, auch ich will das Schlachtfeld nicht lebend verlassen„.

So bricht er unerschütterlichen Muthes und Todverachtend, entschlossen zum Sieg oder Untergang mit dem lezten Haufen hervor, nach der Seite hin, wo der König selbst sich befand, und lauter und gräßlicher erhebt sich von neuem das Wetter der Schlacht.

Ritter Diepolt von Kekkeriz, einer der feurigsten Krieger des Ordensheers, erblikt den König in der Mitte seiner Leibwacht. Eine große That, welche seinem Namen die Unsterblichkeit erwerben soll, wälzt sich in seiner Brust. Plözlich sprengt er in voller Rüstung einem geharnischten Riesen gleich*, aus seinem Geschwader hervor, und sezt mitten unter die Königliche Leibwacht mit gesenkter Lanze; aber in dem Augenblik da er im Begriff ist, sie in das Herz des Königs zu stoßen, schlägt ihn Bygnäus von Olesnicze, ein junger Pohle und Jagello's Geheimschreiber, mit dem Schafte eines Speers zu Boden, und sogleich wird der Tapfere durch

* Worte der Pohlnischen Geschichtschreiber.

die Leibwacht in Stükken gehauen. Jagello, einer solchen Gefahr entgangen, war so gerührt über die Treue und den Muth seines Retters, daß er ihm auf der Stelle ein Wehrgehenke verleihen wollte. Bygnäus aber schlug es aus, weil er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, und ward in der Folge von dem dankbaren Könige zum Bischof von Krakau erhoben.

Ununterbrochen donnert die Schlacht. Ueberall Getümmel und Verwirrung. Ohne Ordnung sind die Kämpfenden durch einander geworfen, und morden sich im wüthenden Handgemenge. Auch die 800 Böhmen, Rachedürstend wegen der von dem Hochmeister empfangenen Beschimpfung, und voll glühenden Verlangens an den Thaten des Tages Theil zu nehmen, stürmen unter Tratenau's Aufführung, von ihrem Hügel herab, und zugleich greift der rastlose Vithold, dem es gelungen ist, einige Haufen seiner zerstreuten Völker wieder zu sammeln, von neuem an. Bei dieser von allen Seiten auf die Krieger des Ordens hereinbrechenden Gefahr, ist Ulrich von Jungingen, der immer noch unerschrokken in den Vorderreihen kämpft, die Stüzze ihrer sinkenden Kräfte.

Aber sie stürzt, und mit ihr die lezte Hoffnung der Ritter.

Das Schiksal, so feindselig wider den Helden an diesem Tage des Schrekkens, wollte ihm wenigstens seinen lezten Wunsch gewähren. Es überhob ihn dem Herzzerreißenden Jammer, den Verlust seines Ruhms und das Unglük des Ordens zu überleben. Mit Wunden am Haupte und in der Brust fiel er im Gedränge des Kampfs, von der Hand Bagardins, eines unberühmten Tatarischen Anführers. Der wilde Barbar, fühllos gegen die Größe und das Unglük des edlen Feindes, welchen der Eigensinn des Verhängnisses in seine Hände gab, nahm dem Todten den langen falben Bart ab, heftete ihn an eine Pike, und trug ihn so als Trophäe, unter lautem Jubelgeschrei der Pohlen, umher.

So starb der tapfere Jungingen, und sein Tod war die Loosung zu der gänzlichen Niederlage seiner Brüder. Ermattet, geschwächt, ohne Aussicht eines glüklichen Ausgangs und unfähig dem zahlreichen Feinde längeren Widerstand zu leisten, zog sich der Ueberrest des Ordensheers in das Lager zurük, und verschanzte sich hinter der aufgefahrnen Wagenburg. Aber die Ueberwinder folgen den Weichenden, stürmen

die Wagenburg, hauen alles vor sich her nieder, und was von den leztern nicht fällt oder gefangen wird, zerstreut sich in der wildesten Flucht. Von dem ganzen mächtigen und zahlreichen Heere des Ordens, welches in die Schlacht gezogen war, konnten nach derselben kaum 4000 Streiter wieder zusammengebracht werden.

Die Wagenburg und das Lager wurden erobert und geplündert. Unter der Beute fanden die Sieger eine Menge Fässer mit Meth und Brandwein; aber Jagello besorgt, daß unmäßiger Genuß dieser ihrer Lieblingsgetränke, seine Krieger unfähig machen würde, den erfochtenen Sieg zu behaupten, wenn die Ueberwundenen vielleicht zu einem neuen Angriff zurükkehrten, befahl sogleich sie alle zu zerschlagen. Nach der Versicherung der Pohlnischen Geschichtschreiber sollen sich in dem eroberten Lager auch mehrere Wagen, mit Fakkeln und Ketten befrachtet gefunden haben, welche das Ordensheer mit sich geführt hatte, um mit jenen die eroberten Städte anzuzünden, und mit diesen die gefangenen Pohlen zu fesseln.

Schreklich war die Niederlage der Besiegten. 40000 von ihnen lagen todt und verstümmelt auf dem Schlachtfelde; 13000, und unter diesen

Herzog Kasimir von Pommern, Herzog Konrad von Oels, Ritter Kezzersdorf, Befehlshaber der Söldner, und mehrere der vornehmsten Ordensritter, wurden gefangen. Unter den Erschlagenen befanden sich 200 Ritter, und von allen die der Schlacht beigewohnt hatten, entging nur einer, Bruder Hermolaus, dem Tode oder der Gefangenschaft. Er rettete sich durch die Flucht, und war der erste, welcher die Nachricht von dem Verluste der Schlacht nach Marienburg brachte. Aber der Ordensmarschall Henrich Reus von Plauen ließ ihn einkerkern und verurtheilte ihn zum Tode, weil er nicht das Schiksal seiner Brüder getheilt, und seinen Ordensschwur, nicht ohne den Großmeister zurük zu kehren, gebrochen hatte; und da er Gelegenheit fand aus dem Gefängniß zu entfliehen, ward die Strafe an seinem Rosse vollzogen, und dessen Kopf vor dem Schlosse zu Marienburg angenagelt.

Sehr theuer bezahlten die Ueberwinder den erfochtenen Sieg. Es sollen 60000 von ihnen auf der Wahlstatt gefallen seyn, und unter den Ueberlebenden herrschte eine solche Verwirrung, daß sie drei Tage auf dem Schlachtfelde verweilen mußten, um die Ordnung wieder herzustellen.

Jagello war außer sich vor Freude über einen Sieg, den er kaum zu hoffen gewagt hatte. Er feierte ihn durch Gastgebote und Dankgebete. Boten mit der Siegesnachricht eilten nach Pohlen, und verbreiteten auch dort allgemeinen Jubel. Der König begab sich selbst auf das mit Blut und Leichnamen bedekte Schlachtfeld, ließ sich die vornehmsten der gefallenen Feinde zeigen, und vergoß Thränen, da er des Hochmeisters Wundenbedekten Körper erblikte. Er sandte ihn nach Osterode, um von dort nach Marienburg in die großmeisterliche Gruft gebracht zu werden. Die Leichname der übrigen gefallenen Feldherren von beiden Heeren wurden in der Kirche zu Tanneberg beerdigt.

Die gefangenen Ordensritter und die übrigen Gefangnen vom hohen Range wurden gefesselt und in die Pohlnischen Festen vertheilt; die Geringeren aber, nachdem ihre Namen von Notarien aufgeschrieben waren, und sie sich auf Eid und Ehre verpflichtet hatten, sich am nächsten Martinstage in Krakau zu stellen, wurden entlassen. Die erbeuteten Paniere, 51 an der Zahl, sandte der König nach Krakau, wo sie nebst dem Barte des Hochmeisters in der Schloßkirche aufgehangen wurden.

Von allen Feldherren des Pohlnischlitthauischen Heers hatte sich Vithold am meisten ausgezeichnet. Ihm allein gebührt von seiner Nazion die Ehre des Tages. Aber er beflekte den Glanz seines Ruhms durch ein barbarisches Opfer, welches er seiner Rachgier brachte; denn er ließ zwei gefangene Ordensritter, den Comtur von Brandenburg, Marquard von Salzbach, und Ritter Sumberg enthaupten, weil sie ihn einst bei einer Zusammenkunft in Krakau beleidiget hatten. — Auch der in der Folge so berühmt gewordene Johann von Trolznova, gewöhnlich Ziska genannt, hatte sich außerordentlich hervorgethan. Schon beim Anfange dieses Kriegs war er als Böhmischer Söldner in Pohlnische Dienste getreten. In der Schlacht bei Tanneberg führte er eine eigene Kriegerschaar an, und ließ hier die ersten Funken jenes außerordentlichen militärischen Genie's leuchten, welches sich späterhin in dem schreklichen Hussitenkriege auf eine so glänzende Art entwikkelte. Jagello belohnte seine Tapferkeit mit Gold und Ehrenzeichen.

Der Untergang des Ordens im Norden Europa's schien entschieden, und Preussen unwiederbringlich verloren für ihn, nach der entsezlichen Niederlage bei Tanneberg. Auch verkündigten stolze Manifeste des Pohlenkönigs die Vernich=

tung des Ordens; fast ganz Preussen unterwarf sich im ersten Schrekken den Siegern, und Jagello wies den vornehmsten Herren und Rittern seines Heers Comthureien, Städte und Schlösser in diesem Lande zur Belohnung ihrer Thaten an. Dennoch ward die Erwartung der Feinde des Ordens nicht erfüllt, und einige günstige Umstände bewirkten die Rettung des lezteren.

Das siegreiche Pohlnische Heer erschien erst am siebenten Tage nach der Schlacht vor Marienburg, welches nur funfzehn Meilen von der Wahlstatt entfernt liegt. Die kostbare Zeit, welche die Sieger ungebraucht verloren, benuzten die Ritter, den Siz des Hochmeisterthums in den besten Vertheidigungsstand zu sezzen. Henrich Reus von Plauen, Comthur zu Schwez und sodann Statthalter des Ordens, welcher zur Vertheidigung der Grenze von Pomerellen zurükgeblieben war, warf sich schon am zweiten Tage nach der unglüklichen Schlacht mit 3000 Mann in Marienburg, und ward der Retter des Ordens: durch den männlichen Entschluß, eher zu sterben, als die Stadt den Feinden zu übergeben. Die Belagerung dauerte fort, aber Mangel und Krankheiten fingen an im feindlichen Heere zu wüthen. Vithold verließ es, wahrscheinlich aus heimlicher Eifersucht über Jagello's wachsende Macht, und selbst viele Pohlen folgten seinem Beispiele. Endlich am 19ten des

Herbstmonats hob Jagello die Belagerung auf, kehrte nach Pohlen zurük, und entließ sein geschwächtes Heer.

Henrich Reus ward Jungingens Nachfolger in der Hochmeisterwürde, und die Morgenröthe glüklicherer Tage schien dem Orden wieder zu lächeln. Bald blieb dem Pohlenkönige keine seiner Eroberungen mehr übrig, und am 1sten Hornung 1411 ward zwischen ihm und den Rittern der Thorener Friede geschlossen, wodurch sich der Orden verpflichtete, ein starkes Lösegeld für die Gefangenen zu bezahlen, und Samogitien auf Withold's und Jagello's Lebenszeit abzutreten, alles aber was er sonst verloren hatte, wie vor dem Kriege zurükerhielt.

Dies waren die Folgen jener großen Niederlage. Sie schienen anfangs, da der erste Sturm vorüber war, nur unbedeutend und von geringem Nachtheil für den Orden, aber nach und nach äußerten sich ihre verderblichen Wirkungen, verbunden mit mehreren andern nachtheiligen Umständen, denn sie hatte das Gebäude seiner Macht in seinen Grundfesten erschüttert. Noch ein Jahrhundert erhielt sich, unter mancherlei Stürmen im Innern und von Außen, die Herrschaft der Ritter über Preussen, aber die alte Glorie ihres Bundes war auf dem Blutfelde bei Tanneberg für immer verschwunden.

Eroberung Rom's,
durch den Herzog von Bourbon.

Ein Basrelief
an
der Urne des sechzehnten Jahrhunderts.

Eroberung Rom's.

Der Madridter Friede, eine Folge der berühmten Schlacht bei Pavia*, endete die erste Haupthandlung des langen blutigen Trauerspiels, welches Kaiser Karl der 5te und Franz der 1ste, König von Frankreich, ihren Zeitgenossen gaben. Harte Bedingungen schrieb der stolze Sieger seinem gefangenen Gegner vor: Abtretung des Herzogthums Burgund und Entsagung seiner Ansprüche auf Neapel, Mailand und Genua. Franz unterzeichnete sie**, weil er nur für diesen Preis seine Freiheit wiedererhalten konnte, überließ seinem Ueberwinder seine beiden Söhne als Geisseln, und kehrte nach Frankreich zurük.***

Daß ein solcher Friedensschluß zwischen zwei gleich ehrsüchtigen Monarchen, schon in seiner Anlage den Keim zu neuen Kriegen tragen, und anstatt die Ruhe der verheerten Provinzen zu sichern, sie nur mit neuen Stürmen bedrohen mußte, ließ sich leicht vorhersehen. Auch war König Franz kaum wieder angekommen in seinem Reiche, so

* 24. Februar 1525. ** 14. Januar 1526. *** 18. März.

dachte er auch schon darauf, sich wo möglich der Erfüllung einiger der härtesten Bedingungen, die man ihm zu Madrit abgezwungen hatte, zu entziehen, und die damalige Lage der Dinge in Italien schien einem solchen Vorhaben äußerst günstig.

Die kleinen Staaten dieses Landes hatten, so lange als Karl und Franz bei ihrer Fehde einander das Gleichgewicht hielten, in den Streitigkeiten dieser beiden kolossalen Gewalthaber ihre Sicherheit gefunden, und sich daher nach den Grundsäzzen ihrer schlauen Politik, bald auf die eine bald auf die andere Seite geneigt. Aber seit der Sieg bei Pavia dem Kaiser ein so furchtbares Uebergewicht über seinen Gegner verlieh, waren sie in Bestürzung über die Fortschritte des Ueberwinders gerathen, welche sie für die Fortdauer ihres politischen Daseins besorgt machten. Von jezt an sahen sie in Karl nur ihren Unterdrükker, so wie ihnen dagegen der König von Frankreich als der einzige Retter vom Kaiserlichen Despotismus erschien.

Karl hatte ohnlängst den Herzog Franz Sforza von Mailand, wegen angeschuldigter Felonie, als Oberlehnsherr seines Herzogthums für verlustig erklärt, und die Belehnung darüber dem Herzog Karl von Bourbon ertheilt. Schon

war

war das ganze Land, bis auf die Zitadelle der Hauptstadt und der von Cremona, durch die Kriegsvölker des Kaisers besezt, welche eben mit Belagerung der ersteren beschäftiget waren. Die Hauptangelegenheit Italiens schien also in diesem Augenblikke das Schiksal des Herzogthums Mailand und die Entscheidung der Frage zu seyn: ob Sforza oder Bourbon dessen Regent seyn solle?

Die Republik Venedig und Klemens der 7te, ehemals Kardinal Giulio von Medici, und seit dem 19ten November 1525 im Besizze der dreifachen Krone, standen mit dem ersteren im Bunde. Ihr Interesse erforderte, ihm sein Herzogthum zu erhalten, und sich dem ferneren Anwachs der alleszerdrükkenden Macht des Kaisers zu widersezzen. Was konnte ihnen unter solchen Umständen wünschenswerther seyn, als eine nähere Verbindung mit dem Könige von Frankreich! Die Staatsklugheit schien einen solchen Schritt zu erfordern, und Klemens und seine Bundesgenossen waren dazu bereit. Kaum zeigte daher des Königs Betragen nach seiner Rükkehr aus Spanien, daß er eben nicht geneigt sei, die Bedingungen des Madridter Vertrages in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen: so trugen sie ihm ein Bündniß wider den gemeinschaftlichen Feind an, um der

Vergrößerung dieses Ehrsüchtigen ein Ziel zu stekken, und den Herzog von Mailand zu retten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Franz, von dem seit der Niederlage bei Pavia der romantische Rittergeist, welcher ihn vormals beseelte, ganz gewichen zu seyn schien, die Ruhe des Friedens den Stürmen eines neuen ungewissen Kriegs vorgezogen haben würde; wäre nur irgend eine Hoffnung da gewesen, auf eine gütliche Art Erlassung einiger der drükkendsten Punkte jenes Vertrages von dem Kaiser zu erhalten. Aber nur durch Waffengewalt ließ sich eine solche Nachgiebigkeit von dem Todfeinde Frankreichs erzwingen. Franz willigte daher in das Anerbieten der Italienischen Mächte, und schloß mit dem Pabste, der Republik Venedig und dem Herzoge von Mailand zu Cognac* ein Bündniß, dessen Hauptpunkte waren: den Kaiser zu zwingen, daß er die Söhne des Königs von Frankreich gegen ein billiges Lösegeld herausgäbe, und den Herzog Franz Sforza im ruhigen Besizze von Mailand ließe. Würde er sich weigern, diese Anforderungen zu erfüllen, so wollten die Verbündeten ein Heer von 35000 Streitern aufstellen, und mit demselben die Spanier aus dem Mailändischen vertreiben und Neapel der Herr-

* 22. Mai 1526.

schaft des Kaisers entreißen. Dieser Bund, dem in der Folge auch die Schweizer beitraten, sollte unter der Gewährleistung König Henrichs des 8ten von England bestehen, dem dafür ein Fürstenthum im Königreiche Neapel, so wie seinem Lieblinge, dem Kardinal Wolsey, ebenfalls ansehnliche Besizzungen in jenem Reiche versprochen wurden. — So entstand das berühmte Bündniß von Cognac, welches man der Theilnahme des Pabstes wegen, mit dem Namen des heiligen Bundes beehrte. Die Verbündeten hegten große Erwartungen davon, aber es trug ihnen keine der gehofften goldenen Früchte; ergoß einen furchtbaren Strom von Elend und von Gräueln aller Art über das unglükliche Italien, und stürzte endlich seinen Erfinder und Hauptbeförderer, den Pabst selbst, an den Rand des Verderbens.

Eine der ersten Folgen des heiligen Bundes war, daß Klemens den König von Frankreich von dem Eide entband, den er zu Madrid geleistet hatte. Karl empfing durch seine überall verbreiteten Kundschafter bald von dieser und allen übrigen Verhandlungen, obgleich sie für's erste noch ein Geheimniß bleiben sollten, genaue Nachricht. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn, machte dem Könige von Frankreich und dem Pabste die

bittersten Vorwürfe über ihre Treulosigkeit, und führte vorzüglich gegen den lezteren eine Sprache, wie sie noch nie ein Kaiser gegen das sogenannte sichtbare Oberhaupt der Kirche anzunehmen gewagt hatte. Ein solcher Ernst von Seiten Karl's machte die Verbündeten nachdenkend über den so rasch unternommenen Schritt. Sie fingen an mit kälterem Blute die Summe der Kräfte zu überzählen, welche sie der Macht ihres furchtbaren Feindes entgegensezzen konnten, und das Facit der Rechnung diente keinesweges zu ihrer Beruhigung. Ueberdem zeigte der König von Frankreich wenig Eifer für die Angelegenheiten des Bundes. Bald untergrub gegenseitiges Mistrauen die Einigkeit der Bundesgenossen, da jeder einzelne die gemeinschaftlichen Kräfte nur zur Beförderung seines individuellen Vortheils anwenden wollte. Ja der Pabst, bei allen seinen ehrsüchtigen Planen stets wankelmüthig und unentschlossen, und von der höchsten Kühnheit leicht bis zur äußersten Furchtsamkeit herabsinkend, ließ sich sogar in geheime Unterhandlungen mit dem Kaiser ein, die sich jedoch gleich bei ihrem Entstehen fruchtlos zerschlugen. —

Indes war der Herzog von Bourbon bei den Kaiserlichen Truppen in Italien angelangt. Er

brachte 100000 Dukaten und eine Verstärkung von 800 Spaniern mit, und übernahm selbst den Oberbefehl über das Heer.

Karl, Herzog von Bourbon, Französischer Prinz vom Geblüte und Connetable von Frankreich, der Hauptheld dieser Erzählung und einer der merkwürdigsten und tapfersten Männer seines heroischen Zeitalters, war von der Natur mit glänzenden Anlagen des Geistes, und einer sehr vortheilhaften körperlichen Bildung beschenkt worden. Dabei von unerschütterlichem Muthe und Entschlossenheit, und Meister in allen ritterlichen Künsten, fehlte ihm keine der Eigenschaften, welche den vollendeten Krieger und Feldherrn bilden. Bald entwikkelten sich seine Talente auf die glorreichste Art. In der furchtbaren Schweizerschlacht bei Marignano, wo er als Connetabel den Vortrab der Franzosen führte, focht er mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Auch an dem siegreichen Zuge des Königs nach Italien, welcher sich mit der Eroberung von Mailand endete, nahm er rühmlichen Antheil, und Franz erhob ihn zum Statthalter über das eroberte Land. Zum Unglük für sein Vaterland zog er sich nach seiner Rükkehr aus Italien den Haß der verwitweten Herzogin von Anjoulesme Luise zu, weil er, den Nachrichten einiger

Schriftsteller zu Folge, eine thörichte Leidenschaft, welche sie für ihn gefaßt hatte, mit Spott vergalt. Verschmähete Liebe ist unversöhnlich, und es fehlte Luisen nicht an Macht sich zu rächen, denn sie beherrschte gemeinschaftlich mit dem Admiral Bonnivet, ihren Sohn den König. Bald fühlte Bourbon die Folgen ihres Zorns, denn man entzog ihm den Besiz einiger beträchtlichen Herrschaften, welche ihm durch den Tod seiner Gattin zugefallen waren. Eine so auffallende Ungerechtigkeit empörte den Stolz des ehrgeizigen Connetabels, aber sein männlicher Schmerz ergoß sich nicht in fruchtlose Klagen, sondern forderte durch Rache Genugthuung.

Der Kaiser, welcher durch seine besoldeten Kundschafter am Französischen Hofe, diese Stimmung des Herzogs erfuhr, beschloß, sie zu seinem Vortheil zu benuzzen. Er verwikkelte ihn daher in eine Verschwörung wider den König, als dieser eben im Begriff stand, einen Zug nach Italien zu unternehmen. Der König bekam einige Nachricht davon, behandelte indes den Herzog mit vieler Schonung. Aber selbst diese Nachsicht machte keinen Eindruk auf ihn. Er gestand nur die Hälfte, fuhr fort sich in strafbare Verbindungen einzulassen, und sah sich genöthiget, sein Vaterland heimlich zu verlassen. Seine

Flucht aus Frankreich war mit tausend Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, weil alle Straßen sorgfältig bewacht wurden, und er langte endlich in armseligen Umständen und nur von einem einzigen treuen Edelmann, Namens Passerent begleitet, in Burgund an.

Jezt trat er öffentlich in die Dienste des Kaisers, focht als Kaiserlicher Feldherr wider seine Landsleute in der Schlacht bei Pavia, und half Karl den Sieg erringen. Während seines nachherigen kurzen Aufenthalts in Spanien, mußte er manche bittere Kränkung von den stolzen Granden erdulden. Als der Kaiser einst den Marchese von Villena ersuchte, dem Herzoge auf die Zeit seiner Anwesenheit einen Pallast einzuräumen, erwiederte dieser: „Recht gern! aber es wird mir erlaubt seyn, das Gebäude nieder zu reißen, so bald er es verlassen hat, denn die Wände würden nach dem Verräther riechen!„

Der Kaiser belehnte ihn endlich, wie schon oben erwähnt ward, mit dem Herzogthum Mailand, und sandte ihn zu seinem Heere nach Oberitalien, als dessen Oberfeldherr er jezt erscheint; vom Schiksal bestimmt, eine der kühnsten Unternehmungen auszuführen, ohne die schreklichen

Folgen derselben zu erleben, und ohne irgend etwas dadurch zu gewinnen, als einen großen und furchtbaren Namen bei der Nachwelt.

Jenes Heer hatte endlich die Zitadelle von Mailand, im Angesichte der von den Verbündeten zum Entsazze der Feste unter dem Herzog von Urbino aufgestellten Kriegsmacht, erobert.* Aber troz dieses glüklichen Vorfalls befanden sich die Sieger in der übelsten Verfassung: schwach an Mannschaft, ohne Lebensmittel, Geld und Kriegszucht. Die zügellosen Spanischen Kriegsleute hatten die empörendsten Schandthaten in Mailand verübt, und das ganze Land theilte das Schiksal der Hauptstadt. Es war ein Schauplaz von Bedrükkungen, Plünderungen und Gewaltthaten aller Art, worin Freund und Feind mit einander wetteiferte; denn die Krieger des verbündeten Heers, anstatt ihrer Bestimmung gemäß, das Herzogthum zu schüzzen, begingen nicht weniger Ausschweifungen als die Kaiserlichen.

Der Herzog von Bourbon befand sich in der größten Verlegenheit, denn die Spanischen Kriegsleute forderten unaufhörlich Geld, und droheten, wenn man sie nicht bezahle, das oberste der Welt

* 12. Jul. 1526.

nach unten zu kehren. Er wandte sich in dieser drükkenden Noth an die Stadt, und bat um ein Darlehn von 30000 Thalern, mit dem Versprechen, solche unter die Aufrührer zu vertheilen und diese dann aus Mailand zu verlegen. Er soll sich dabei vermessen haben: Gott möge ihn durch den ersten feindlichen Schuß fallen lassen, wenn er sein Wort nicht halte! — Dem sei wie ihm wolle, genug, er bekam die verlangte Summe, so schwer es auch den ausgesogenen Bürgern ward, sie aufzubringen. Auch noch ein zweites Darlehn, worauf er drang, ward ihm gewährt; aber sein gegebenes Versprechen blieb unerfüllt. Die Soldaten verließen die Stadt nicht, und wütheten darin noch ärger als zuvor; so daß viele der unglüklichen Einwohner davon zogen, oder sich aus Verzweiflung selbst das Leben raubten. Als die Mailänder in der Folge des Herzog's Schiksal vor Rom erfuhren, ermangelte der Aberglaube nicht, es eine gerechte Strafe der vergeltenden Gottheit für seine Wortbrüchigkeit zu nennen, wozu er jene selbst aufgefodert habe. —

Kaiser Karl hatte bisher den Unternehmungen des heiligen Bundes mehr durch List als durch Gewalt entgegengewirkt, wozu ihn wahrscheinlich die Schwäche seines Italienischen Heers bewog.

Die Verbündeten selbst begünstigten das Spiel seiner Intrigen, womit er sie hinhielt, um Zeit zu gewinnen, durch ihren Mangel an Thätigkeit und Entschlossenheit. Sie handelten weder nach einem bestimmten Entwurf, noch mit Eintracht und Energie, und verloren dadurch den günstigen Zeitpunkt, ihrem mächtigen Gegner zu schaden. Der Pabst klügelte Plan auf Plan aus, verfolgte jenen, ehe er diesen noch ausgeführt hatte, und ward endlich das Opfer seiner überfeinen Staatsklugheit. Seine Truppen hatten eine schimpfliche Niederlage vor Siena erlitten, welche Stadt er belagern ließ, um ihre Staatsverfassung zu ändern, und bald darauf trug sich in Rom selbst eine Begebenheit zu, welche seine großen Entwürfe auf eine nicht minder kränkende Art unterbrach.

Das Haus Colonna, eines der ältesten und berühmtesten Geschlechter Rom's, hatte bei den immerwährenden Zwistigkeiten der Teutschen Kaiser mit dem heiligen Stuhle gewöhnlich die Parthei der ersteren gehalten, und sich nicht selten den Päbsten furchtbar gemacht. Auch mit Klemens dem 7ten standen die Sprößlinge dieses Hauses in keinem guten Vernehmen. Der Kardinal Pompeo Colonna, ehemals Klemens Mitbewerber um die dreifache Krone, benuzte plözlich den

Zeitpunkt, da eben das päbstliche Kriegsheer abwesend war, und eroberte Rom*, ließ den Vatikan und die Peterskirche plündern, und zwang den Pabst in die Engelsburg zu flüchten. Das Volk blieb ruhiger Zuschauer, und Klemens, aller Hülfe beraubt, sah sich genöthigt, mit Hugo von Moncada, dem Kaiserlichen Botschafter am Römischen Hofe, welcher wahrscheinlich der geheime Urheber des ganzen Vorfalls war, einen Vergleich einzugehen, wodurch er sich verbindlich machte: den Colonna's zu verzeihen, und seine Truppen von dem verbündeten Heere abzurufen. Die Colonna's, wie wenig auch diese Bedingungen ihrer Erwartung entsprachen, welche nichts Geringeres als die Absezzung des Pabstes zum Gegenstande gehabt hatte, mußten dem Vertrage beitreten, und Klemens ward in Freiheit gesezt.

Er zog hierauf seine Krieger zurük; aber kaum sind sie in Rom angelangt, so denkt er nicht mehr an den geschlossenen Vertrag, sondern läßt, aufgereizt durch die Venetianer, seiner Rache freien Lauf, entsezt den Kardinal Pompeo Colonna seiner Würden, thut das ganze Geschlecht in den Bann, und zieht die Besizzungen desselben ein, welche der Plünderung Preis gegeben werden. Nach

* 29. September 1526.

Befriedigung seiner Rache wendet er seine Waffen wider Neapel.

Schon längst hatte er seinen Bundesgenossen eine Unternehmung wider dieses schöne Königreich vorgeschlagen, welches er mit ihrer Hülfe zum Erbtheil seiner Familie zu machen wünschte. Er hatte zu dem Ende sein Augenmerk auf den Französischen Prinzen von Vaudemont, den Erben des Hauses Anjou gerichtet. Dieser sollte die Ansprüche seines Hauses auf Neapel geltend machen, und sich mit der Herzogin von Urbino, einer Tochter des berühmten Lorenzo von Medici*, vermählen. Vaudemont nahm auch vorläufig den Titel eines Statthalters des Pabstes und Königs von Neapel an, und segelte mit einer Französischen Flotte nach den Küsten seines künftigen Reichs. Zugleich brachen 6000 Päbstliche Krieger, geführt von Renzo da Ceri, einem kühnen Partheigänger, in die Provinz Abruzzo ein. Die Französische Flotte unterstüzte ihre Bewegungen; dem Unterkönige und den Feldherren des Kaisers in Neapel fehlte es an Gelde, um nachdrükliche Vertheidigungsanstalten treffen zu können;

* Klemens war ein natürlicher Sohn Julian's von Medici, eines Bruders des großen Lorenzo.

und so gelang es den Verbündeten, dort einige nicht unbedeutende Fortschritte zu machen. —

Während dieser Vorfälle im mittleren und unteren Italien, hatte das Kaiserliche Lombardische Heer eine beträchtliche Verstärkung erhalten. Georg von Frunsberg, einer der berühmtesten Teutschen Kriegshauptleute seiner Zeit, und nicht unwürdig des Jahrhunderts eines Göz von Berlichingen, Franz von Sikkingen und Albrechts von Brandenburg, warb in seinem Vaterlande auf eigene Kosten ein Heer von 12000 Landsknechten für den Kaiser an. Er führte dasselbe aus Teutschland nach Tirol, stieg von dort aus im Winter nach Italien herab, und erschien am 1sten Jenner 1527, nach tausend Hindernissen und Gefahren, an den Ufern der Trebia; um hier mit seinem alten Kriegsgefährten Bourbon, den er von Mailand her erwartete, zusammen zu stoßen. Doch diese Vereinigung verzögerte sich von einer Woche zur andern, denn die aufrührerischen Spanischen Soldaten, welche keine Kriegszucht und Ordnung mehr kannten, wollten Mailand nicht eher verlassen, bis sie ihre rükständigen Soldforderungen erhalten hätten. Nur durch die glänzendsten Versprechungen gelang es endlich Bourbon, sie zum Gehorsam zurük zu bringen,

worauf er sich am 22sten Februar* mit dem Heerhaufen des alten Frunsberg vereinigte. Anton von Leyva und Kaspar Frunsberg, ein Sohn des tapfern Georg, blieben mit einer Truppenschaar in Mailand zurük.

Bourbon und Frunsberg berathschlagten jezt sowohl über ihre ferneren Unternehmungen, als über die Mittel, bei dem herrschenden Geldmangel die dringenden Bedürfnisse und Forderungen der Kriegsleute zu befriedigen. Die Lombardei war ausgezehrt, und bot auch nirgend eine leichte Eroberung dar. Ein Zug nach dem mittleren Italien, ein Einfall in den Kirchenstaat, schienen dagegen mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft zu seyn, versprachen reiche Beute, und wurden zugleich ein Mittel, sich an dem Pabst zu rächen. Es waren nicht mehr die Zeiten der Hildebrande, wo man den Römischen Obermönch wie eine sichtbare Gottheit verehrte, wo ein Wink von ihm Heere zerstäubte und Fürsten ihren Purpur raubte. Gold war die einzige Gottheit, welche die Raubdürstenden Spanischen und Teutschen Kriegsleute anbeteten; ihr jagten sie überall mit wildem Eifer nach, und wo sie sich ihrer bemächtigen sollten, ob unter den Horden der Ungläubigen

* 1527.

oder in den geheiligten Hallen des Vatikans — galt ihnen gleichviel. Ueberdem herrschte die heftigste Erbitterung wider den Pabst im Kaiserlichen Heere. Man hielt ihn allgemein für den Urheber dieses verderblichen Kriegs, und schnaubte nach Rache, wegen der treulosen Verlezzung des mit Moncada geschlossenen Vergleichs. Ein Angriff auf den Kirchenstaat ward also beschlossen, und sogleich traf man auch bei'm Heere die Anstalten zur Ausführung desselben. Ob übrigens Bourbon schon jezt den Vorsaz gefaßt hatte, sein Heer im äußersten Fall vor Rom selbst zu führen? ob der achtzigjährige Kanzler von Mailand, Morone, einer der verschlagensten und Ränkevollsten Politiker seiner Zeit, ihm den Anschlag, sich jener Stadt zu bemächtigen, eingegeben? und ob endlich der Kaiser selbst durch entfernte Winke ihn heimlich dazu aufgefodert habe? das sind Fragen, welche sich aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten nicht mit Gewißheit beantworten lassen!

An der Spizze von 10000 Teutschen, 5000 Spaniern, 4000 Italienern, einer Anzahl Französischer Abentheurer und einer schwachen Reiterei, ohne Geld und Magazine, trat Bourbon sei-

nen Zug, im Angesichte eines zahlreicheren feindlichen Heeres, an. Philibert von Chalons, Prinz von Oranien, der Marchese del Vasto und Georg Frunsberg, waren seine vornehmsten Feldherren. Es sei erlaubt, ein kleines Gemählde von der moralischen Beschaffenheit des größten Theils der damaligen Kriegsheere, nach der grellen aber treuen Zeichnung, welche ein neuerer Schriftsteller davon entwirft, hier aufzustellen; weil die Ansicht desselben nicht nur eine anschauliche Vorstellung von dem Heere des Herzogs von Bourbon gewährt, sondern auch einen richtigen Schlüssel zur Erklärung so mancher Vorfälle und Begebenheiten, welche seinen Zug bezeichneten, auffinden läßt.

Die Erfindung des Schießpulvers und der Gebrauch des Feuergewehrs, hatte die Art Krieg zu führen, so wie die Beschaffenheit der Kriegsleute sehr verändert. Zwar bestand um diese Zeit noch die Lehnsverbindung, zog der Lehnsherr zu Felde, so mußte der Vasall aufsizzen und der freie Mann folgen; aber das Bedürfniß eines geübten Fußvolks, dessen Wichtigkeit man in den Kriegen der Schweizer und Böhmen erkannt hatte, machte die Söldner allgemein, obgleich der Lehnssoldat noch nicht ganz verdrängt war. Diese Söldner waren

eine

eine gleich arge Plage für Regenten und Unterthanen, eine Geißel für jede Gegend, welche sie durchzogen, gleichviel ob Freundes- oder Feindes-Land. Diese Elenden ohne Heimath und Vaterland, kannten keinen Zwek als Rauben und Morden; und dieses Handwerk war so verführerisch, daß wo nur irgend ein Hauptmann sein Panier aufpflanzte, ihm Menschen dieser Art von allen Seiten zuströmten. Konnte der, welcher sie in Sold genommen hatte, sie unglüklicherweise nicht bezahlen, ein Fall, der bei den unsichern Einkünften und den schlechtgeordneten Finanzen der damaligen Gewalthaber sehr gewöhnlich war, so empörten sie sich, und machten sich durch Raub und Plünderung selbst bezahlt. Siegten sie im Treffen, so schienen sie den Sieg blos erfochten zu haben, um ihre Gier nach Beute zu stillen; wurden sie geschlagen, oder ihres Dienstes entlassen, so entschädigten sie sich gewöhnlich an dem wehrlosen Landmann. Von der Kriegszucht, welche in späteren Zeiten unter den stehenden Truppen eingeführt ward, wußten sie nichts. Oft konnte ihr Hauptmann, wenn er auch wollte, sie nicht bändigen, aber öfterer noch war er selbst der erste Räuber unter der Bande. Die Lehnstruppen waren menschlicher gewesen. Sie betrachteten den Krieg nicht als ein Gewerbe, hatten ein

Vaterland, waren irgendwo ansäßig, und zeigten Achtung gegen das Eigenthum anderer. Aber jene herumziehenden Miethlinge, größtentheils aus mehreren Nazionen zusammengelaufen, waren überall Fremdlinge, und hatten und kannten keinen andern Zwek, als sich durch Feuerrohr und Pike zu bereichern, und das Geraubte zu verschwelgen. — Aus dieser Gattung von Leuten bestand der bei weitem größere Theil des Heers, mit welchem wir jezt den Herzog von Bourbon seinen kühnen und ungewissen Zug nach dem Kirchenstaate antreten sehen. Darf man sich daher noch wundern über die Szenen, welche die Folge dieser Geschichte darstellt!

Zuerst zogen Piacenza und die reiche und mächtige Stadt Bologna die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich. Aber jene war zu stark besezt, und diese hatte ebenfalls eine so starke Besazzung, und ward mit solcher Wachsamkeit von dem Heere der Verbündeten geschüzt, daß er seinen Absichten auf beide entsagen mußte. Der in Strömen herabfallende Regen hielt ihn vierzehn Tage lang bei St. Giovanni in der Nachbarschaft von Bologna fest; wo er eine Zusammenkunft mit dem Herzog von Ferrara hatte, der ihn mit Lebensmitteln für sein Heer versah.

Indes war das Gerücht von den Bewegungen des Herzogs gegen den Kirchenstaat mit Blizzesschnelle nach Rom gedrungen, hatte dort die größte Bestürzung verbreitet und den Pabst in einen Strudel der ängstlichsten Besorgnisse gestürzt. Er kannte seinen furchtbaren Feind, und sah alles Unglük vorher, welches er über seine Staaten ausströmen würde. Von den Bundesgenossen war wenig Hülfe zu erwarten, und nur Ein Rettungsmittel schien in dieser Noth noch übrig zu seyn. Eine schleunige Aussöhnung mit dem Kaiser konnte allein das drohende Verderben abwenden; er eilte daher sie zu versuchen, und der leztere selbst soll sie ihm in einem höflichen Schreiben angeboten haben. An Lannoy, den Kaiserlichen Unterkönig von Neapel, wandte er sich mit seinem Gesuche, und trat mit ihm darüber in Unterhandlungen, auf welche endlich ein Vergleich erfolgte. Klemens versprach: die im Königreiche Neapel gemachten Eroberungen zurük zu geben, dem Kaiserlichen Heere 60000 Dukaten auszuzahlen, und den Kardinal Colonna wieder in seine Würden einzusezzen; wogegen ihm ein achtmonatlicher Waffenstillstand bewilliget ward, und Lannoy die Verpflichtung übernahm, dem Herzoge von Bour-

fingen an, den Vorstellungen ihrer Hauptleute Gehör zu geben. Jezt trat auch Bourbon wieder auf, stellte den Soldaten seine eigene Noth vor, und gab ihnen die heiligsten Versicherungen, entweder sie alle reich zu machen, oder mit ihnen zugleich ein Raub des Mangels zu werden. Darauf theilt er sein ganzes Silbergeschirr, seine Ringe, Kostbarkeiten, Geschmeide und Kleidungsstükke unter sie aus, und behält nur so viel von den leztern als er auf seinem Körper trägt. Dadurch gelingt es ihm, das ganze Heer wieder zur Ordnung und zum Gehorsam zurük zu bringen. Voll freudiger Begeisterung schwören die Soldaten: ihm überall hin zu folgen und ihn nie zu verlassen.

Nach diesem glüklich beendigten Geschäfte brach er auf von St. Giovanni, ging neben Imola, Faenza und Forli vorbei, und überstieg die Appenninen, troz der unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernisse, welche auf diesem Zuge besiegt werden mußten. Alles Zugvieh und Geschüz war zurükgelassen worden, bis auf acht Feuerschlünde, welche von den Spanischen und Teutschen Kriegsleuten abwechselnd selbst über die Gebirge gezogen wurden. Bourbon theilte dabei alles Ungemach mit seinen Kriegern, aß nicht köstlicher als sie, und ging unter ihnen zu Fuße umher. Man hatte kleine Bän-

kellieder zu seinem Lobe gedichtet. Diese sangen die Soldaten so oft sie ihn erbliften, und er dankte ihnen nicht nur freundlich, sondern rief ihnen auch oft mit herzlicher Theilnahme zu: Muth und Geduld, Kameraden! ich führe euch an einen Ort, den ihr nicht wißt, wo ihr alle reich werden sollt! — Eine solche Popularität und Herablassung zu ihrer Sfäre, erwarben ihm das Zutrauen und die Liebe aller, vorzüglich der Spanischen Kriegsleute, weil ihm die Fertigkeit ihre Sprache zu reden, seine Bekanntschaft mit ihren Sitten, seine schwärzliche Gesichtsfarbe und die Gewohnheit, den Bart nach ihrer Art gestuzt zu tragen, das Ansehn ihres Landsmanns gaben. —

Die meisten Dörfer, welche das Heer auf seinem Wege begegnete, waren von ihren Bewohnern verlassen, die sich aus Furcht vor den Mishandlungen der wilden Kriegsleute in die Wälder geflüchtet und verstekt hatten. Die leztern fanden daher weder Wirthe noch Lebensmittel, und zündeten aus Rache Flekken und Dörfer an. Ein Haufe von ihnen, größtentheils aus Franzosen bestehend, griff das Schloß Piena an, nahm es mit Sturm ein, hieb 800 Mann darin nieder, und plünderte es aus.

So ihre Straße mit Verwüstung bezeichnend, langten Bourbon's Schaaren bei Arezzo an, und bedroheten von hieraus nach der einen Seite hin Florenz, welche damals die Französische Parthei hielt, und nach der anderen Rom, die Königin der Städte.

Indes hatte Lannoy dem Herzoge von Bourbon die dringendsten Vorstellungen gemacht, sein Unternehmen wider den Kirchenstaat aufzugeben, denn dieses war eine der Hauptbedingungen seines mit dem Pabste geschlossenen Vertrages. Eilboten über Eilboten von ihm kamen bei dem Herzoge an, um ihn in seinem Vorrükken aufzuhalten, und endlich verließ Lannoy selbst Rom*, und begab sich nach Florenz, um durch mündliche Unterredung den Oberfeldherrn zum Rükzuge zu bewegen. Aber fruchtlos waren alle seine Bemühungen. Bourbon, weder sein Freund noch abhängig von seinen Befehlen, achtet wenig auf seine Vorstellungen. Und wäre er auch geneigt gewesen, ihnen nachzugeben, wie durfte er es wagen, seinen Soldaten den Befehl zum Rükzuge zu ertheilen? Schon die bloße Nachricht von Lannoy's friedlichen Unterhandlungen mit dem Pabste hatte sie in Wuth versezt. Der Unterkönig selbst durfte nicht im La-

* 3. April.

ger erscheinen, und einer seiner Eilboten an Bourbon konnte sich nur durch die schnellste Flucht ihrer Rache entziehen, als sie seinen Auftrag erfuhren. So oft schon hatte ihr Feldherr sie durch Versprechungen auf Raub und Beute beruhiget, und der Kirchenstaat war das Ziel aller ihrer Hoffnungen und Wünsche; — würde er sich nicht selbst zum gewissen Opfer ihrer Verzweiflung über die Zertrümmerung ihrer Aussichten gemacht haben, wenn er ihnen diese jezt auf einmal entrissen hätte? Durch so dringende Umstände gezwungen, beschloß er, auf der einmahl betretenen Straße fortzuschreiten, ohne sich durch Lannoy's Verhandlungen mit dem Pabste aufhalten zu lassen. Der Unterkönig, da er sieht, daß sein Widerspruch nichts fruchtet, kehrt in Begleitung des Marchese del Vasto nach Neapel zurük, wo er bald darauf starb.

Rom und Florenz! auf diese beiden Städte war jezt Bourbon's Augenmerk geheftet. Beide versprachen eine unermeßliche Beute; denn jene hatten Aberglaube und Bigotterie, diese die Kunst- und Prachtliebe der Mediciäer zur Niederlage außerordentlicher Schäzze gemacht. Aber die leztere, von dem Heere des Herzogs von Urbino gedekt, konnte einen hartnäkkigen vielleicht unüberwindlichen Widerstand entgegenbieten; und nur Schnel-

ligkeit und Ueberraschung versprachen in seiner Lage und bei der Verfassung seines Heers, einen glükli- chen Erfolg. Rom dagegen ließ eine leichte Ero- berung hoffen. Sich gegen diese Stadt zu wen- den, sie mit Sturm einzunehmen und der Plünde- rung seiner Krieger Preis zu geben, dies war der Entschluß, eben so kühn als frevelhaft in jenem Zeitalter der Bigotterie, der sich vielleicht längst schon in Bourbon's Seele gewälzt hatte, und dessen Ausführung er jezt plözlich und unwiderruf- lich beschloß.

Also auf Rom war das Loos des Verderbens gefallen. Feierlich theilt jezt Bourbon seinen Kriegern sein Vorhaben mit; verspricht ihnen, sie reich und groß zu machen durch die Plünderung der Hauptstadt des Kirchenstaats, und schwört: Volk, Adel und die Senatoren der Stadt, das ganze weibliche Geschlecht, die Prälaten, das ge- sammte Collegium der Kardinäle mit ihren Schäz- zen, und den unwürdigen Pabst selbst in ihre Hände zu geben! — Welche ausschweifende Freude verbreitet diese Erklärung des Feldherrn über das ganze Heer. Laut und allgemein ist der Jubel. Alle Gesichter sind aufgeklärt, alle erduldeten Mühse- ligkeiten und Beschwerden sind vergessen. Man hört keine Klage, keinen Laut des Mismuths mehr.

Weder der Mangel an Lebensmitteln, noch das Ungemach der Elemente werden geachtet. Rom und seine Schäzze! vor diesem Zauberbilde sind plözlich alle übrigen Vorstellungen verschwunden. Es hat die Stärke und den Muth jedes Einzelnen verdoppelt. Der ganzen Welt hätten sie jezt den Krieg angekündigt. — Am 26sten des Ostermonats bricht das Heer von Arezzo auf, mit Zurüklassung alles noch vorhandenen Geschüzzes und Gepäkkes, und dringt auf dem nächsten Wege über Montepulciano und Viterbo hinab gen Rom.

Die Bestürzung des Pabstes über diese unerwartete Wendung der Dinge, war über alle Beschreibung groß. Er der selbst, nach der Sitte seines verderbten Zeitalters, sich nicht scheuete, die heiligsten Verträge zu brechen, wenn Eigennuz oder Leidenschaft es verlangten, hatte doch ein so unbeschränktes Vertrauen auf das Resultat der Unterhandlungen mit Lannoy gesezt, daß er sich einen solchen Fall gar nicht als möglich gedacht hatte. Daher kam es, daß seine Hauptstadt jezt bei dem reißendschnellen Heranströmen eines Feindes, von welchem man weder Billigkeit noch Schonung hoffen durfte, fast ganz wehrlos war; denn noch erst vor kurzem hatte er, auf Anrathen seines Vertrauten, Jakob Salviati, fünf Fahnen

Söldner verabschiedet, welche ihm Johann von Medici auf sein Verlangen zugeschikt hatte. — Die Furcht des Oberhaupts theilte sich den Bürgern mit, und durch ganz Rom herrschten Niedergeschlagenheit, Unordnung und Verwirrung.

Klemens wollte nun eilend die versäumten Vertheidigungsanstalten nachholen. Er forderte die Einwohner auf, zu den Waffen zu greifen, aber nur wenige bezeigten Lust zum Kampfe, obgleich es ihre eigene Erhaltung galt. Partheigeist, Misvergnügen oder Apathie lähmten den Patriotismus dieser feigen Nachkommen der ehemaligen Weltbeherrscher. Eben so sparsam gingen die geforderten Geldbeiträge ein. Dominico Massimi, der reichste Bürger, gab kaum 100 Dukaten her. Renzo da Ceri, welcher die päbstlichen Truppen bei dem Einfall in Neapel angeführt hatte, ward zum Befehlshaber über die Vertheidigungsanstalten ernannt. Er bot alle Kriegsleute auf, die sich noch in Rom befanden; stempelte überdem Krämer, Künstler, Aufwärter, Kalleute und Schweifträger der Kardinäle zu Soldaten, und brachte auf die Art ohngefähr 5000 bewaffnete Vertheidiger zusammen, ohne die Bürgermiliz. Zugleich ließ er die Festungswerke ausbessern, so gut es die Kürze der Zeit verstattete; und hielt

nach diesen Vorkehrungen die Stadt für so vollkommen gesichert, daß er nicht einmahl die Tiberbrükke abwerfen ließ. Aber nicht blos durch irdische Waffen wollte Klemens seinen Feinden entgegen wirken, auch die geistlichen Blizze der Kirche schleuderte er auf sie herab. Er sprach den Bann aus über Bourbon und sein ganzes Heer, und brandmarkte die Teutschen mit dem Namen Lutheraner und die Spanier mit der Schimpfbenennung Mauren.

Jezt erwartete er die Feinde mit großer Entschlossenheit, oder überredete sich vielmehr, daß er wenig von ihnen zu fürchten habe. Und so widersprechend war der Karakter dieses sonderbaren Mannes, daß er, der sonst schon bei dem entferntesten Anschein von Gefahr sich den ängstlichsten Besorgnissen überließ, jezt bei dem schon über seinem Haupte schwebenden Ungewitter, nicht nur nicht zur Sicherheit seiner eigenen Person durch zeitige Entfernung zu bewegen war, sondern sogar verbot die Kaufmannsgüter durchzulassen, welche man auf der Tiber flüchten wollte.

Schon am 5ten Mai gegen Abend erschien, wie durch einen Zauberschlag dahin versezt, Bourbon in der Ebene vor Rom. Auf den Wiesen im Angesichte der Stadt ward das Lager

abgesteft, und indem der Herzog die Wachen ausstellen ließ, und die Befehle zum morgenden Angriff ertheilte, zeigte er von hier seinen furchtbaren Banden die Palläste und Kirchen der Hauptstadt der Kristlichen Welt, angefüllt mit den Schäzzen des Aberglaubens. Sehet da, sprach er, den Lohn für alle eure Mühseligkeiten! Ihr werdet reich, berühmt und gefürchtet durch ganz Europa seyn, wenn ihr Morgen siegt! werdet ihr aber überwunden; so ist es ganz um euch gethan! Ein Astrologe verkündete mir vor Zeiten, ich würde einst bei Eroberung einer Stadt den Tod finden. Vielleicht ist Rom die Stadt, welche er meinte, aber ich schwöre euch, das kümmert mich nicht. Mag ich auch fallen, dann wird doch mein Körper, umstrahlt von unvergänglicher Glorie, dort bleiben!

So sprach der unerschrokkene Bourbon, sein Schiksal ahndend; und sogleich ward ein Trompeter an den Pabst gesandt, um einen freien Durchzug nach Neapel zu fordern. Noch diesen Abend hätte der Feldherr den Sturm unternommen, hätten nicht erst während der Nacht die nöthigen Leitern verfertigt und einige Kräfte zu der bevorstehenden Blutarbeit gesammelt werden müssen.

Ein beträchtlicher Theil der Einwohner Rom's war der Kaiserlichen Parthei zugethan, und die Colonna's hatten einen Haufen von 10000 Bauern und anderem Gesindel zusammen gebracht, welcher unterhalb der Stadt zum Angriff, oder vielmehr zur Verheerung bereit stand. Furchtbar wie ein schweres mitternächtliches Gewölk, hing das Verderben über Rom herab. Der Genius der Menschheit wandte trauernd sein Antliz von der unglüklichen Stadt.

Der Morgen der blutigen Entscheidung brach an.* Bourbon erschien an der Spizze seiner Krieger schreklich und schön wie der zerschmetternde Feuerstrahl der Wetterwolke. Er sprengte daher in voller rasselnder Rüstung, und ein glänzendes Gewand floß über seinen Panzer herab, um ihn vor Freund und Feinden auszuzeichnen. Es war der größte Tag seines Lebens und — der lezte.

Das Heer ordnete sich. Zwei Haufen, einer aus Teutschen, der andere aus Spaniern und Italienern bestehend, wurden bestimmt den Sturm zu eröffnen. Der ganze Ueberrest des

* 6. Mai 1527.

des Heers soll jene beim Angriff unterstützen. Die Hauptleute werden an die Spizze der Stürmenden gestellt, wie es oft in jenen Zeiten geschah, wo man mit Recht der Meinung war, daß jene, die den meisten Sold empfingen, auch die muthigsten und die ersten in der Gefahr seyn müßten. Gegen das Quartier del Monte wälzt sich der Angriff. Ein dichter Nebel hatte sich über Rom und die umliegende Gegend gelagert. Unter der verbergenden Hülle desselben in furchtbarer Stille, dringen die zum Sturme voranziehenden Haufen unbemerkt und von keinen Außenwerken, welche die damalige Art der Befestigung noch wenig oder gar nicht kannte, — aufgehalten bis an den Fus der Mauern; ordnen sich von neuem; dann stürzt plözlich jede Schaar gegen den bestimmten Punkt hervor, die Leitern werden angeschlagen und der Kampf beginnt.

Aber nicht leicht war das Unternehmen und der Erfolg zweifelhaft. Die Angreifenden fanden einen Widerstand, der ihre Erwartung übertraf, denn die Schweizergarde und die alten Soldaten des Pabstes fochten mit dem entschlossensten Muthe. Renzo da Ceri und Horazio Baglione erstachen oder verwundeten jeden, der

sich durch feige Flucht dem Gefechte entziehen wollte. Immer wieder zurükgedrängt werden die Stürmenden, ohne festen Fuß fassen zu können, ihre Kräfte schwinden, das Feuer ihres Muths scheint zu erlöschen.

Bourbon bemerkt die gefährliche Wendung des Kampfs. Sein Entschluß ist schnell gefaßt. Die gegenwärtige Stunde muß über das Schiksal des Tages und der ganzen Unternehmung entscheiden; denn gelingt sie jezt nicht, so ist auf immer die Hoffnung eines glüklichen Ausgangs verschwunden. Sein hoher Geist achtet weniger das Leben als den Ruhm, willig opfert er jenes für diesen auf. Er steigt vom Rosse, dringt durch die Kriegsleute bis zu den ersten Reihen, reißt einem der Nächststehenden die Leiter aus der Hand, pflanzt sie an die Mauer, und steigt sie, seine Krieger zur Tapferkeit ermahnend, hinan. Aber in dem Augenblik stürzt er verwundet zu Boden. Ein Musketenschuß hat seine linke Seite tödtlich getroffen. Er fühlt sogleich den nahen Tod, aber den großen, über die gemeinen Schwächen der menschlichen Natur erhabenen Mann, verläßt selbst in den schauderhaften Momenten des auf immer erlöschenden Lebens, die Gegenwart des Geistes nicht. Sein

M

leztes Wort ist eine Ermahnung an die, welche ihn umgaben, und besonders an den Hauptmann Jogna einen Gascogner, seinen vertrauten Freund, seinen Leichnam mit einem Mantel zu bedekken, daß sein Tod die Krieger nicht muthlos mache! So starb Bourbon, einer der größten Feldherrn seines Jahrhunderts. Die Muse der Geschichte trauert an seiner Urne; daß eine Verkettung feindseliger Umstände, welche über die Handlungen der Menschen despotisch gebieten, den Helden zu einem Feinde seines Vaterlandes machten, denn sonst stände unter dessen Heroen hoch und gepriesen sein Name da. Aber wer mag richten über seine Thaten? Nur Sklavenfessel des Verhängnisses ist ja des Sterblichen Wille und Thun.

Ist die Aussage Benvenuto Cellini's eines geschikten Goldarbeiters und Bildhauers jener Zeit, gegründet, welche man in den Nachrichten findet, die er selbst von seinem Leben hinterlassen hat: so war dieser entweder die unmittelbare, oder doch die mittelbare Ursach von dem Tode Bourbon's. Benvenuto, aus Florenz gebürtig, damals ein junger rüstiger Mann und treflicher Schüzze, welcher sich um seine Kunst zu üben in Rom aufhielt, ward von

seinem Freunde Alexander del Bene ersucht, mit 50 Mann sein Haus zu bewachen. Am Morgen, da das Kaiserliche Heer den Sturm unternahm, ging er mit Alexander und noch zwei andern jungen Leuten auf die Mauer beim Campo Santo, wo eben der Angriff geschah. Es ward im dichtesten Nebel gekämpft, und die Kaiserlichen verloren viele Krieger. Cellini mit seinen Gefährten wollte sich wieder entfernen, doch redete er die übrigen zu, vor ihrem Weggehen noch etwas zu unternehmen. Sie legten hierauf sämtlich ihre Büchsen an, und zielten damit in ein dichtes Gedränge, auf einen der über die andern erhaben war, ohne daß sie unterscheiden konnten, ob er zu Pferde oder zu Fuße sei. Zweimahl gaben sie Feuer in das Gedränge, dann blikte Cellini verstohlen über die Mauer, bemerkte einen außerordentlichen Tumult unter den Feinden, und überzeugte sich, daß der Herzog durch ihre Kugeln getroffen worden sei. Er eilte darauf mit seinen Gefährten davon, und es gelang ihnen mit Mühe und Gefahr wieder nach der Stadt zurük zu kommen. —

Indes war die Nachricht von dem Tode des Herzogs schon durch das ganze Kaiserliche Heer

erschollen, aber sie brachte nicht die von dem Gefallenen besorgte nachtheilige Wirkung hervor, sondern belebte vielmehr den Muth seiner Krieger mit neuem Feuer. Mit dem wilden Geschrei: Mord und Blut für Bourbons Tod! stürmen sie Rachedürstend die Leitern hinan, und das Ende des Feldherrn wird der Anfang ihres Siegs.

Don Juan d'Avalos ein Spanischer Fähnrich war der erste auf der Mauer. Eine Musketenkugel zerschmetterte ihm den Arm. Der Tapfere fühlte seinen Tod, er übergab seine Fahne einem Hauptmann Namens Cuaco, welcher hinter ihm stand, und starb. Der leztere, ein wakkerer Kriegsmann, ward im Getümmel des Kampfs von den Feinden umringt, zu Boden geschlagen und verlor die Fahne. Aber bald raffte er sich wieder auf, entriß einem nahestehenden Fahnenträger sein schwarzes Panier mit weißem Kreuze, drang wie ein Löwe kämpfend immer weiter vor, rief mit lauter Stimme: Sieg! Sieg! der Kaiser, der Kaiser! und wie ein reißender Waldstrom stürmten seine Waffengefährten ihm nach. Schon lag der größte Theil der Schweizer und der alten Soldaten des Pabstes todt und verwundet auf dem Kampf-

plaz umher. Die neugeworbenen Vertheidiger konnten der Wuth der versuchten und Waffenerfahrnen Spaniern und Teutschen nicht lange widerstehen, und als die Mauern erstiegen waren, flohen sie in unordentlicher Eile zurük, und zerstreuten sich nach allen Seiten. Nun wälzen sich die Sieger gleich einem alles verheerenden Ungewitter über die Stadt hinab. Das Knallen der Musketen, das Klirren der Piken, das Rasseln der Panzer, der Schall der Trommeln und Trompeten, vermischt mit dem Gewinsel der Verwundeten und dem Mordgeschrei der Sieger — ein schrekliches, betäubendes, Todverkündendes Getümmel — erfüllte die Luft.

Zuerst breiten sich die Eroberer in Trastevere, dem Theile Rom's, welcher jenseit der Tiber liegt, aus. Bei der Sixtinischen Brükke standen Giovanno Antonio und Valerian Orsini, Jeronimo Matthäi und mehrere andere edle Römer mit 200 Kriegsleuten, um den Uebergang zu vertheidigen. Der Prinz von Oranien griff sie an, und schlug sie nach einem hartnäkkigen Gefechte zurük; die Brükke war unverlezt, ohne weiteren Widerstand drangen die siegenden Kaiserlichen, noch am nehmlichen Abende durch das Thor Sisto in die ei-

gentliche Stadt, und bemächtigten sich des Zeughauses und des päbstlichen Pallasts.

Alles was sich retten konnte verließ jezt die unglükliche Stadt. Die Bleibenden sahen mit Entsezzen der folgenden Stunde entgegen. Nur diejenigen Kardinäle und Prälaten, welche bekannte Anhänger des Kaisers waren, erwarteten ruhig den Ausgang.

Der Pabst immer noch zweifelnd an der Eroberung der Stadt, hatte während des Sturm's vor dem Altare der Peterskirche auf den Knieen gelegen, und Schuz und Rettung vom Himmel erfleht. So bald er die schrekliche Nachricht von der Niederlage und Flucht seiner Krieger erhielt, eilte er mit dreizehn Kardinälen und einer großen Anzahl von Standespersonen nach der Engelsburg. Die Menge, welche in dieser kleinen Feste Schuz und Sicherheit suchte, verursachte ein entsezliches Gedränge. Mehrere wurden erdrükt. Ein Kardinal, der zu Pferde dahineilte, fiel vom Rosse und ward, da er im Steigbügel hängen blieb, bis an das Thor des Kastels geschleift. Dem betäubten Klemens stellte sich auf dem Wege dahin vom Vatikan aus, ein gräßliches Schauspiel dar. Er sah es noch, wie die ergrimmten Feinde, welche an=

fangs keine Schonung übten, die fliehenden Einwohner niederhieben, und das Todesgeheul der unglücklichen Schlachtopfer seiner Thorheit und Leichtgläubigkeit drang in sein Ohr. In der Engelsburg berathschlagte er erst: ob er bleiben oder unter Bedekkung seiner leichten Reiter auf der vom Feinde noch nicht besezten Seite der Stadt entfliehen sollte. Man verlor die kostbare Zeit ohne einen festen Entschluß fassen zu können, und bei der allgemeinen Verwirrung vergaß man sogar die Engelsburg durch gehörige Vertheidigungsanstalten zu sichern. Die Konstabler, welche zum Theil von den Mauern herab ihre Häuser berauben und Weiber und Kinder mishandeln sahen, standen betäubt da und wagten es nicht eine Kanone abzufeuern. Glüklicherweise kamen Cellini und sein Freund Alexander del Bene gerade in dem Augenblikke vor dem Schlosse an, als der Hauptmann Pallone de Medici Befehl gegeben hatte, die Brükke aufzuziehen und das Fallgatter nieder zu lassen. Man ließ sie ein, und da Pallone glaubte, daß Cellini im Dienste des Pabstes stehe, so führte er ihn auf eine Bastei, wo dieser sogleich die Lunte ergriff, und wakker auf die Feinde losschoß. Dadurch wurden die lezteren

wahrscheinlich abgehalten, einen Versuch auf die Burg zu machen, der ihnen vielleicht in der ersten Bestürzung gelungen wäre.

Die Sieger hatten bei dem Sturme etwa 300 Mann verloren, von den Vertheidigern Rom's fielen 4000. Nach vollendeter Eroberung, hob die allgemeine Plünderung an. Den Anfang machten die Spanischen und Italienischen Kriegsleute; ihnen folgten die teutschen Landsknechte, welche sich noch ein wenig länger in ihren Gliedern hatten zurükhalten lassen, als jene.

Aber wer vermag die Gräuel aller Art zu schildern, von denen jenes schrekliche Schauspiel begleitet war! Alles was nur je ein erstürmter Ort von der zügellosen Wuth roher Banden ohne Kriegszucht und Oberhaupt gelitten hat, erging im vollen Maaße über Rom. Kirchen und Klöster, Palläste und Privathäuser trifft Ein Schiksal, sie werden ohne Ausnahme ausgeraubt. Kein Alter, kein Rang, kein Geschlecht sezt dem Frevel Schranken. Man glaubt einen Wetteifer in Schandthaten unter den verschiedenen Nazionen der Eroberer zu sehen. Taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, unbekannt mit den sanften Gefühlen des Mitleids, und unerweicht

durch die Klagen der wehrlosen Unschuld, erfüllen sie alle Straßen mit Mord, Brand, Raub und Nothzucht.

Gräfinnen und Markisinnen, die schönsten und edelsten Weiber und Jungfrauen Rom's, müssen ihren wilden Lüsten zum Opfer dienen. Sie gehen aus einer Hand in die andere, wie feile Dirnen, und dabei ergießt sich noch der rohe Wiz der Soldaten in Spöttereien über die Gemishandelten. Sehet die Erfüllung eurer geheimen Wünsche! rufen sie ihnen zu. Ein erfrischender Thau auf die Gluth, welche euch verzehrt! Ein Aderlaß wohlthätig im Mai! — Hier werden Weiber unter den Augen ihrer Männer, Mädchen in den Armen ihrer Eltern, selbst auf den Stufen der Altäre, entweiht, ohne, daß die Beleidigten nur eine Klage wagen dürfen, und manches süße Band der Liebe wird durch die Barbaren auf ewig zerrissen. Dort zieht man Klosterjungfrauen, welche dem Himmel ihre Schönheit geweihet haben, aus ihren Zellen hervor, und schlept sie unter den ärgsten Mishandlungen umher; ja sogar der unreifen Kinder schont die zügellose Brutalität der Soldaten nicht.

Alle Quartiere der Stadt wiederhallen von dem Jammergeschrei der Unglüklichen. Zwei Schweizer, welche sich in die Peterskirche als zu einer sichern Freistatt geflüchtet hatten um ihr Leben zu retten, werden vor dem Hochaltare erschlagen; denn ihren Verfolgern ist keine religiöse Meinung, keine ehrwürdige Sitte heilig. Schäzze und Kostbarkeiten der Kirchen werden geraubt, und die Reliquien, sonst ein Gegenstand der höchsten Verehrung, aus ihren Behältnissen gerissen und mit Füßen getreten. Schuldbücher, Handschriften und öffentliche Verhandlungen werden vernichtet. Der freche Muthwille der Plündernden, zerstört fühllos die schönsten Werke der Kunst und die Denkmähler des Alterthums, zerstört Bibliotheken, und streut die seltensten Handschriften den Pferden unter. Die Palläste der Kardinäle werden ausgeräumt, und nur die, wohin die Kaufleute sich geflüchtet hatten, verschont man, wenn sie die Plünderung mit großen Summen abkaufen. Die Markgräfin von Mantua, eine Einwohnerin Rom's, mußte ihren Pallast mit 50000 Dukaten lösen, wovon ihr eigener Sohn, der beim Kaiserlichen Heere stand, 10000 erhalten haben soll.

Kardinäle und Edelleute, Bischöfe und andere Geistliche, Kaufleute und Handwerker, mußten die Schmerzen der Folter erdulden, um ihnen ein Geständniß verborgener Schäzze abzupressen. Mehrere Geistliche, welche nicht gestehen wollten, wurden entmannt, und einige dieser Unglüklichen starben an den Folgen der schreklichen Verstümmelung.

Sogar diejenigen Kardinäle und Bischöfe, welche sich als Anhänger der Kaiserlichen Parthei für sicher hielten, erfuhren so wenig als die fremden Gesandten eine glimpflichere Behandlung. Machten sie den Kriegsleuten Vorstellungen, und droheten ihnen mit der Unzufriedenheit des Kaisers über ihr Verfahren, so empfingen sie die kurze und lakonische Antwort: Geld wollen wir von euch und keinen Rath!

Und nicht nur Gewaltthätigkeiten, auch Hohn und Spott mußten die stolzen Fürsten der Kirche über sich ergehen lassen. So sezten die Teutschen Landsknechte, unter denen sich viele Anhänger der neuen Lutherischen Lehre befanden, die Kardinäle della Minerva und Poncetta auf Esel, und führten sie in Prozession durch die Stadt. Oder sie kleideten sich selbst in die Feiergewande der Kardinäle und Bischöfe, und

zwangen die leztern mit Stokschlägen, als Bedienten angethan neben ihnen her zu gehen.

Jeder ohne Unterschied, den sein böser Dämon den Kriegsleuten entgegen führte, mußte Lösegeld geben; und nicht selten geschah es, daß einer, der sich schon mit den Spaniern abgefunden hatte, von den Teutschen wieder ergriffen und noch einmahl gebrandschazt ward. Oft sah man auch die Sieger unter sich selbst über der Beute in Streit gerathen, und mit den Waffen in der Hand über einander herfallen. Was die Soldaten nicht achteten, dessen bemächtigte sich das Gesindel der Colonna's; denn lezteres war auch in Rom eingebrochen, und der Kardinal Colonna selbst traf am folgenden Morgen in der Stadt ein, und verschaffte mehreren Damen ein sicheres Asil vor den Mishandlungen der Plünderer. —

Bei keiner der früheren Eroberungen hatte Rom ein so entsezliches Schiksal betroffen. Selbst die wilden Schwärme der Gothen und Vandalen behandelten es einst menschlicher, als jezt das Heer des ersten Katholischen Monarchen. Auch hörten die Frevel und Ausschweifungen nicht, wie sonst in erstürmten Städten, mit den Ausbrüchen der ersten Wuth auf, son-

dern sie dauerten fast ununterbrochen während der ganzen Zeit fort, da die Stadt in der Gewalt der Kaiserlichen Truppen blieb. An baarem Gelde ward über eine Million, und durch Brandschazzungen und Lösegelder eine noch weit beträchtlichere Summe erpreßt. —

Filibert von Chalons, Prinz von Oranien, der lezte männliche Zweig seines Hauses, und einer der besten und vornehmsten Generale des Kaisers, übernahm nach dem Tode des Herzogs von Bourbon den Oberbefehl über das Heer, und wandte alles an, die zügellosen Kriegsleute wieder zur Ordnung zurük zu bringen, und den Ausschweifungen ein Ende zu machen. Aber es gelang ihm wenig, denn er war noch zu jung, und hatte noch nicht das Ansehn, dessen es zur Erreichung seiner guten Absicht bedurft hätte, bei den Soldaten erlangt.

Des getödteten Herzogs Leichnam ward mit großem Gepränge in der Sixtinischen Kapelle bestattet, und darin das Schwert aufgehangen, mit welchem er die berühmteste Stadt der Erde erobert hatte. Die Bewohner derselben verwünschten sein Andenken, und wer mag ihren Haß auf ihn ungerecht finden? Aber gewiß würde ihr Schiksal erträglicher gewesen seyn,

hätte er die Eroberung überlebt; besonders wenn die Behauptung einiger gegründet ist, daß es seine geheime Absicht gewesen sei, sich zum Oberherrn Rom's zu machen.

Der Prinz von Oranien hatte sogleich nach vollendeter Eroberung der Stadt, mit so viel Kriegern als er vom Plündern abbringen konnte, die Engelsburg eingeschlossen, und darauf einen förmlichen Angriff gegen dieses Kastel eröffnet. Aber der nur auf's Rauben bedachte Soldat, war schwer zum Dienste zu bewegen, und achtete besonders in den ersten Tagen wenig auf die Befehle seiner Anführer. Die Belagerung der Burg ging also nur langsam von statten.

Des Pabstes ganze Hoffnung war auf das Heer der Verbündeten unter dem Herzoge von Urbino gesezt, welches verschiedene Bewegungen zur Rettung Rom's gemacht hatte. Am Tage da die Stadt erobert ward, erschien der Graf Guido Rangone, der den Vortrab desselben führte, mit 800 Mann bei der Brükke von Salaro; als er aber hier die Nachricht empfing, daß Rom verloren sei, zog er sich wieder zurük. Endlich traf auch das Heer selbst zu Orvieto in

der Nähe der Stadt ein.* Sogleich benachrichtigte der Pabst den Herzog von Urbino von seiner Lage, und foderte ihn dringend zu seiner Hülfe auf. Zugleich ward verabredet, daß zum Zeichen für die Bundesgenossen, daß die Burg noch nicht erobert sei, alle Abend drei Feuer auf dem Gipfel des Kastels angezündet, und drei Kanonenschüsse gethan werden sollten. — Urbino ließ hierauf einen Rath zusammen berufen, welcher dahin stimmte: daß das Heer für jezt noch zu schwach sei, um etwas zur Befreiung der eroberten Stadt wagen zu können, und daher zuvor Verstärkung abwarten müsse. Wahrscheinlich waren der Feldherr selbst und seine Anhänger, die Urheber dieser für die Wünsche des Pabstes so ungünstigen Entscheidung des Kriegsraths; denn schon bei mehrern Gelegenheiten hatte sich jener dem Interesse des heiligen Stuhls abgeneigt bewiesen. Ohne irgend etwas unternommen zu haben, zog sich das Heer im Angesichte Rom's zurük, und überließ den unglüklichen Klemens seinem Schiksale. Sein Schmerz über die getäuschte Hoffnung ward noch durch die Kränkung vermehrt, daß er selbst, von den Mauern der Engelsburg, den

* 16. Mai.

Abzug seiner vermeinten Befreier mit ansehen konnte.

Die Belagerung dauerte fort, und Klemens empfand nun die bitterste Reue über seine Unentschlossenheit, welche ihn verhindert hatte, den günstigen Augenblik zur Flucht zu benuzzen. Sie würde ihm seine Freiheit verschafft haben, statt deren er sich jezt in einem unhaltbaren, mit Lebensmitteln schlecht versehenem Orte eingeschlossen sah, wo er selbst Mangel litt, Zeuge der gräßlichen Auftritte war, welche täglich unter seinen Augen in der Stadt vorfielen, und oft selbst der Gegenstand des groben Spottes seiner Feinde seyn mußte. Sie riefen und tranken ihm mit vollen Bechern zu, und besangen ihn in Spottliedern.

Einst wählten die Teutschen Landsknechte einen aus ihrer Mitte, Namens Grünewald, zum Pabste, gaben ihm den Namen Luther, sezten ihn im päbstlichen Ornate und mit der dreifachen Krone geschmükt, auf einen Tragsessel, und trugen ihn so im Angesichte Klemens des 7ten vor der Engelsburg, in feierlichem Aufzuge, umher. Mehrere von ihnen, als Kardinäle und Prälaten angethan, folgten auf Mauleseln und zu Fuße.

Der thätige Cellini rächte zuweilen die Beleidigungen, welche die Belagerten erdulden mußten, durch seine außerordentliche Fertigkeit im richtigen Gebrauch des Geschüzzes. Er that den übermüthigen Belagerern manchen Schaden, und zielte einst mit einer Kanone so treflich auf einen Spanischen Hauptmann, welcher mit bloßem Degen vor den Arbeitern an den Laufgraben stand, daß ihn die Kugel mitten von einander in zwei Stükke riß. Der erstaunte Pabst, welcher diesem Vorfall zusah, und seinen Augen kaum traute, ließ Cellini rufen, bezeugte ihm sein Wohlgefallen, und ertheilte ihm feierlich die Absolution, für alle im Dienste der Kirche schon begangene und noch zu begehenden Morde.

Indes war durch den Rükzug der Bundesgenossen jede Aussicht auf einen Entsaz verschwunden. Dieser Hoffnung beraubt, wegen des Ausgangs der Belagerung besorgt, durch den immer mehr steigenden Mangel auf das Aeußerste gebracht, und von den Kardinälen selbst bestürmt — was blieb dem Pabste in einer solchen Lage noch übrig, als mit seinen Feinden in Unterhandlungen zu treten. Der unglükliche, für seinen Leichtsinn so hart bestrafte Mann, entschloß sich end-

lich zu diesem schweren Schritte, und ließ den Kaiserlichen Feldherrn einen Vergleich anbieten. Die Unterhandlungen begannen, aber fast hätte ein sonderbarer Zufall den Faden derselben, da er kaum angeknüpft war, schon wieder zerrissen.

Dem Prinzen von Oranien ward bei einer Besichtigung der Laufgraben das Maulthier, welches er ritt, erschossen, und er selbst hart verwundet. Man brachte ihn in ein naheliegendes Wirthshaus, wo sich sogleich die vornehmsten Befehlshaber bei ihm einfanden. So bald der Pabst den Vorfall erfuhr, ließ er den Oberaufseher über das Geschüz in der Engelsburg, Santa Crole, einen Römischen Edelmann, rufen, und befahl ihm: alles Geschüz auf jenes Wirthshaus richten und auf das Zeichen eines Musketenschusses losbrennen zu lassen. Schösse man so die feindlichen Anführer nieder, so würde bald das ganze Heer aufgelöst seyn, und sich zerstreuen. Gott wird uns doch endlich, rief er aus, von den Bösewichtern befreien! —

Schon waren die Konstabler im Begriff den Befehl ihres Herrn zu erfüllen, und erwarteten mit den Lunten in der Hand, das bestimmte Zei-

chen: als der Kardinal Orsini, welcher davon Nachricht erhalten hatte, herbeieilte, und den Pabst sehr ernstlich das gefaßte Vorhaben widerrieth. Man habe beschlossen, sprach er, sich mit den Feinden zu vergleichen, durch einen solchen Streich aber würden nicht nur alle Unterhandlungen abgebrochen werden, sondern die rasenden feindlichen Soldaten würden auch, wenn ihre Anführer todt wären, keinem mehr gehorchen, die Engelsburg stürmen, und sie alle ihrer Rache und Mordgier aufopfern. — Klemens ganz außer sich und unfähig selbst einen Entschluß zu fassen, erklärte: er überlasse den Kardinälen die Entscheidung der Sache. Die Konstabler erhielten nun sogleich Gegenbefehl, der feurige Cellini aber konnte sich nicht enthalten seine Kanone loszubrennen. Die Kugel schlug an einen Pfeiler im Hofe des Wirthshauses, und schreckte die darin versammelten Kaiserlichen Befehlshaber so, daß sie sich eilend davon machten. Cellini aber wäre fast sehr übel für seinen Eifer belohnt worden, denn der Kardinal Orsini ergrimmte so sehr über sein rasches Verfahren, daß er ihn henken lassen wollte. Nur die Gegenvorstellungen des Pabstes, der ihn lebhaft

vertheidigte, retteten ihn von einem schimpflichen Tode. —

Nach mancherlei Schwierigkeiten kam endlich eine Kapitulation, zwischen den Kaiserlichen Feldherrn und dem Oberhaupte der Kirche, zu Stande. Die Bedingungen waren, wie sich leicht vorhersehen ließ, für den Beherrscher Rom's sehr drükkend. Er mußte sich verpflichten den Siegern 400000 Dukaten zu bezahlen, dem Kaiser alle festen Plätze des Kirchenstaats einzuräumen, und selbst so lange als Gefangener in der Engelsburg zu bleiben, bis alle Bedingungen erfüllt wären.

Am 7ten des Brachmonats ward die Burg, dem Inhalte der Kapitulation gemäß, übergeben. Alarçon, der berühmte Wächter Franz des 1sten, während dessen Gefangenschaft, ward auch zum Hüther der Person Klemens des 7ten bestellt, und zog mit drei Fahnen Teutscher und einer gleichen Anzahl Spanischer Fußvölker in die Engelsburg ein. —

Höchst auffallend und außerordentlich war das Betragen des Kaisers, während die hier erzählten Begebenheiten in Rom vorfielen. Mit staunender grenzenloser Freude empfing er die

Nachricht von der Eroberung; aber er mußte seine wahren Empfindungen vor seinen bigotten Spanischen Unterthanen verbergen, denen die Mishandlungen des geheiligten Statthalters Kristi, des sichtbaren Stellvertreters der Gottheit und seiner Hauptstadt ein Gräuel waren. Er misbilligte daher öffentlich, was ihn insgeheim entzükte; versicherte, Bourbon habe Rom wider seinen Willen und Befehl angegriffen, und heuchelte die größte Betrübniß über das Waffenglük seines Heers. Ja dieser große Meister in den Künsten der Verstellung, erschien sogar nebst seinem ganzen Hofe in Trauerkleidern; hob die Lustbarkeiten über die Geburt seines Sohnes Philip auf; ließ in allen Spanischen Städten feierliche Gebete für die Befreiung des Pabstes halten, die ihn doch nicht mehr als einige Schriftzüge an seine Feldherren gekostet hätte; und erlaubte dem Päbstlichen Nuncius, Kollektengelder für seinen Herrn in Spanien zu sammeln.

Ernstlicher als die heuchlerische Theilnahme Karl's war der Unwille des ganzen gesitteten Europa über die Schandthaten in Rom. Henrich der 8te von England, Franz der 1ste, die Venetianer und die Schweizer verbanden sich, den Pabst an dem Kaiser zu rächen, und den

lezteren von allen Seiten anzugreifen, um den furchtbaren Koloß seiner Macht zu stürzen. Die vornehmsten Spanischen Geistlichen hielten sogar mit dem Gottesdienst ein, begaben sich in Trauerkleidern an den Hof, und forderten vom Kaiser ihr Kirchenoberhaupt, den wahren Vicarius Kristi zurük. Karl sandte auch wirklich dem Römischen Heere den Befehl zu: den Pabst in Freiheit zu sezzen, jedoch nur unter der Bedingung, wenn er zur Sicherheit des geschlossenen Vertrages Geisseln stellte.

Das Kaiserliche Heer in Rom hatte indes von Zeit zu Zeit Verstärkungen erhalten, aber die innern Kräfte desselben hatten Sittenlosigkeit, Unthätigkeit und Raubgier verzehrt. Die Soldaten wußten nichts mehr von Kriegszucht und Ordnung, und wollten keinem andern als Oranien, und auch diesem nur nach eigenem Gutbefinden gehorchen. Eine in Rom ausgebrochene Pest veranlaßte eine Verlegung der Spanier und Italiener auf das Land umher; auch wurden kleine Streifzüge wider verschiedene Städte des Kirchenstaats ausgeführt, aber wichtigere Unternehmungen verstattete die Zerrüttung der Truppen nicht. In Rom blieben 7000 Teutsche, der Ueberrest der von Frunsberg nach Italien geführten

Landsknechte; diese foderten die versprochenen Lösegelder ein, und verübten, da sie nicht gleich erlegt werden konnten, die größten Gewaltthätigkeiten. Mit dem Anfange des Herbstes kehrten auch die Spanischen und Italienischen Truppen wieder in die unglükliche Stadt zurük, wo nun Plünderung und Erpressungen von neuem an der Tagesordnung waren. Klemens hatte dieses erneuerte Ungemach zum Theil selbst wieder verschuldet, denn sein Hang zu Intrigen und Ränken, hatte ihn immer noch nicht verlassen. Bald unterhandelte er heimlich mit seinen alten Bundesgenossen, bald suchte er Uneinigkeit und Zwietracht unter den Kaiserlichen Feldherren auszusäen. Aber seine treulose Politik hatte keinen andern Erfolg, als daß sie ihn selbst noch verächtlicher und seine Unterthanen unglüklicher machte.

Die wider den Kaiser verbundenen Mächte hatten endlich ernstliche Anstalten getroffen, und eine ansehnliche Kriegsmacht, unter Anführung des berühmten Lautrec, in Italien gegen ihn aufgestellt. Die schnellen Fortschritte dieses Feldherrn, wodurch die Kaiserlichen in Rom fast ganz abgeschnitten wurden, und auf der andern Seite das Murren der Spanischen Geistlichkeit erfüll-

ten Karl mit Besorgnissen, und machten ihn ernstlich geneigt, die Freilassung des Pabstes zu bewilligen. Vielleicht hatte er damit nur darum so lange gezögert, weil er nicht recht einig mit sich selbst darüber werden konnte, was er mit seinem vornehmen Gefangenen eigentlich machen sollte. Seinem Stolze wäre es ohnstreit ein süßer Genuß gewesen, ihn gleich Franz den 1sten in Spanien zu sehen. Auch soll er den Gedanken gehabt haben, ihm seine weltliche Macht ganz zu nehmen, und das Pabstthum nur auf die geistliche Gewalt einzuschränken. Dem sei wie ihm wolle, die Umstände verhinderten den Kaiser die Plane auszuführen, welche er vielleicht mit Klemens haben mochte, und bewogen ihn, sich mit seinem Gefangenen zu vergleichen. Lezteres geschah auf folgende Bedingungen: Der Pabst verspricht dem Kaiser in den Mailändischen und Neapolitanischen Angelegenheiten nicht entgegen zu seyn; Ostia, Civita Vecchia, Civita Castellana und Forli abzutreten, und seine Neffen Hippolito und Alexander de Medici als Geisseln zu stellen. Dem Heere in Rom wird er sogleich 100000 Dukaten, nach vierzehn Tagen eine gleiche Summe, und binnen drei Monaten noch 350000 Dukaten auszahlen. Nach

Abzahlung der ersten Summe verläßt das Heer Rom, und begleitet den Pabst nach Orvieto. — Dieser Vertrag kam unter der Vermittelung des alten Kanzlers Morone zu Stande, und ward im Namen des Kaisers durch Hugo von Moncada, damaligen Statthalter von Neapel, und den General der Franziskaner, abgeschlossen.

Und so sahen denn nun endlich Klemens und die Bewohner seiner Hauptstadt, die so lange und sehnlich herbeigewünschte Stunde der Erlösung von ihren Leiden herannahen. Schon war durch Veräußerung der Kirchlichen Zehnten, Verkauf der Kardinals- und andern geistlichen Würden, und selbst durch Beraubung der Kirchen, ein Theil der bedungenen Summen herbeigeschafft, und das Heer durch Geisseln wegen des noch Fehlenden befriediget; schon war der 9te des Kristmonats zur Freilassung des Pabstes angesezt: da faßte der leztere plözlich den sonderbaren und unerwarteten Entschluß, zu entfliehen. Voll Argwohn gegen die Kaiserlichen Feldherrn und Minister, besonders gegen Hugo von Moncada, und glühend von ungeduldigem Verlangen nach einer sechs Monate lang entbehrten Freiheit, kann er die kurze Frist

bis zu seiner Entlassung nicht erwarten, sondern entweicht in der Nacht vor dem dazu bestimmten Tage. Als Kaufmann verkleidet, verläßt er die Engelsburg, und kömmt, nur von dem einzigen Ludoviko Gonzaga, welcher im Kaiserlichen Heere gedient hatte, begleitet, glüklich nach Montefiascone und von da nach Orvieto.

Seine Flucht hatte übrigens auf den Gang der Angelegenheiten keinen Einfluß. Am 17ten Februar* verließen die Kaiserlichen Krieger das verödete Rom, nur ungern und halb gezwungen, obgleich sie von den Truppen der Verbündeten bedrohet wurden, welche rings um sie her im Florentinischen Gebiete und im Kirchenstaate standen. Unter Oraniens Anführung, nicht über 8000 Mann stark, zogen sie aus, und eilten ohne Geschüz auf dem kürzesten Wege nach Neapel, welches von Lautrec bedrohet ward. Den Leichnam ihres geliebten Feldherrn des Herzogs von Bourbon, nahmen sie mit sich, weil sie besorgten, die erbitterten Römer möchten ihn nach ihrer Entfernung ausgraben und mishandeln. Sie bestatteten ihn in der Folge in einer Kappelle der

* 1528.

festen Burg Gayette, und errichteten ihm ein prächtiges Denkmahl. Noch jezt in unsern Tagen soll dort der Körper des Helden noch ganz vollkommen und unversehrt vom Hauche der Verwesung vorhanden seyn.

Nach neunmonatlicher Erduldung der schreklichsten Bedrükkungen, war endlich Rom von seinen Peinigern befreit; aber noch lange fühlte es die schmerzlichen Folgen dieses entsezlichen Zeitraums. Viele der reichsten Bürger mußten den Bettelstab ergreifen. Andere verließen mit ihren geschändeten Weibern und Töchtern ihre unglükliche Vaterstadt, und wanderten nach Neapel, Ancona, Florenz und Venedig. Mehr als 10000 verloren durch Mangel und Mishandlungen das Leben; und die zum Theil unbeerdigten Leichname der Todten vergifteten die Luft, und erzeugten pestilenzialische Seuchen, welche gemeinschaftlich mit dem Hunger noch nach dem Abzuge der Kaiserlichen fortwütheten. So sehr verlor Rom an Menschenzahl, daß die Bevölkerung, welche unter Leo dem 10ten 85000 Köpfe betragen hatte, jezt bis auf 32000 herabsank.

Im nächstfolgenden Jahre versöhnten sich Karl und Klemens durch den Frieden zu

Barcellona,* und der leztere versprach alle die, welche an der Eroberung und Plůnderung Rom's Theil genommen hatten, vom Banne loszusprechen. Einige Wochen spåter ward auch zwischen dem Kaiser und dem Kőnige von Frankreich der berůhmte Damenfriede zu Cambrai geschlossen.**

* 29. Jun. 1529. ** 5. August.

Die
Wiedertäufer in Münster.

Historisches Gemählde
aus
dem sechzehnten Jahrhundert.

Die Wiedertäufer in Münster.

Der merkwürdige Kampf zwischen Licht und Finsterniß, welcher schon im 15ten Jahrhunderte vorbereitet ward, und im 16ten mit der Glaubensrevoluzion Luthers und seiner Zeitgenossen öffentlich ausbrach, öffnete der Schwärmerei ein neues weitläuftiges Feld, und ließ eine Menge religiöser und politischer Fantasten hervorgehn, welche bald einzeln, bald in zahlreichen Gesellschaften vereiniget ihr Wesen trieben, und sich zum Theil durch die sonderbarsten Meinungen und Schiksale auszeichneten. Zu diesen Fänomenen jenes an außerordentlichen Erscheinungen so reichen Zeitalters, gehörten die sogenannten Anabaptisten oder Wiedertäufer; deren Geschichte ein nicht uninteressantes Zwischenspiel in dem großen Drama der Reformation abgiebt.

Die Sekte dieser Schwärmer entstand schon in den ersten Jahren der sogenannten Religionsverbesserung; und der karakteristische Lehrsaz, durch welchen sie sich auszeichnete, und der auch

ihren Namen veranlaßte, betraf die Taufe. Sie verwarf nehmlich die Kindertaufe, und behauptete: diese so heilige Handlung müsse nur an Personen von reiferem Alter, und zwar nicht durch Besprengen, sondern durch Untertauchen verrichtet werden, und darum müsse man auch alle die, welche die Taufe in der Kindheit empfangen hätten, als Nichtgetaufte noch einmahl taufen.

Die Anhänger dieser Lehre breiteten sich bald in den Niederlanden und der Schweiz aus; obgleich Verfolgung und barbarische Strafen in beiden Ländern ihr Loos waren. In der Schweiz ward einer ihrer ersten Bekenner, ein gewisser Felix Manz, der mit Zwingli in einen Streit über die Taufe gerathen war, auf das grausame Urtheil dieses Reformators: qui iterum mergit, mergatur! ersäuft; und mit gleicher Härte verfuhr man auch in den Niederlanden wider sie; wiewohl man ihnen damahls noch nichts als ihre Grundsäzze von der Taufe vorwerfen konnte, die doch nur ein religiöses Zeremoniel betrafen, und weder der Vernunft noch dem Geiste des wahren Kristenthums zuwider waren.

Niemand erhob sich so heftig wider sie und bewies sich thätiger bei ihrer Verfolgung, als die

die Stifter der Reformation; welche alle von dem Dämon der Intoleranz gleich mächtig beherrscht, ärger als ihre Gegner wider sie, mit Feuer, Schwert und Verwünschungen wider jeden wütheten, der nicht ihrer Meinung war.

Zu dem obenangeführten Lehrsazze von der Taufe bekannten sich alle Wiedertäufer ohne Unterschied; in andern Meinungen aber wichen sie von einander ab, und theilten sich daher in mehrere Klassen, nach dem höhern und minderen Grade der Schwärmerei von welcher sie beseelt wurden. Die am meisten fanatischen waren jene, welche sich für Profeten und Wunderthäter hielten, ihre religiösen Grundsäzze mit politischen vermischten, und sich zu Stiftern eines unmittelbaren Reichs Gottes auf Erden aufwarfen. Die auffallendsten Lehrsäzze, welche das Glaubenssistem dieser lezteren enthielt, waren außer der Meinung von der Wiedertaufe, folgende:

Kristen müssen nur den Geist Gottes zum Führer haben, darum ist alle Obrigkeit eine Erfindung des Teufels, und jeder Rechtshandel, jede Eidesleistung sündlich. Kein Unterschied des Ranges und Standes, kein Eigenthum darf unter ihnen Statt finden, denn das Wort des

Herrn macht alle Menschen gleich, und gebeut Gemeinschaft der Güter. Kristus hat seine menschliche Natur nicht durch seine Mutter empfangen, sondern mit aus dem Himmel herabgebracht. Außer dem Evangelium giebt es noch ein inneres Wort Gottes, welches sich durch Träume und Gesichte in den Gläubigen äußert.

Es ist einleuchtend, daß wie anstößig auch immer die Meinung der Wiedertäufer von dem heiligen Bade für die Zeloten ihres Zeitalters seyn mochte, sie doch, weil sie einen an sich sehr unbedeutenden und gleichgültigen Gegenstand betraf, keine nachtheiligen Folgen für die menschliche Gesellschaft besorgen ließ. Desto gefährlicher aber konnten ihre Lehren von der politischen Freiheit und Gleichheit, und von der Gemeinschaft der Güter werden, indem sie nicht nur die so lange bestandene Ordnung der Dinge, alle gesellschaftlichen Verhältnisse und Verbindungen, und die ganze Verfassung der Staaten gewaltsam zu zerstören droheten; sondern auch der Ehrsucht, dem Eigennuz und der Verschlagenheit freien Raum eingaben, ihr schädliches Spiel mit den Leidenschaften und den Thorheiten der Menschen ungestraft zu üben.

Wer erkennt nicht in jenen Grundsäzzen einer Gesellschaft von Schwärmern eines früheren Jahrhunderts, das treue Vorbild zu dem politischen Sisteme, womit eine Verbrüderung ähnlicher Menschen in unsern Tagen ganz Europa in Verwirrung sezte, und eine lange Reihe der schauderhaftesten Gräuelszenen veranlaßte! Der ganze Unterschied zwischen jenen älteren, und den späteren Freiheits- und Gleichheits-Lehrern besteht nur darin: daß die ersteren, dem Geiste ihres Jahrhunderts gemäß, ihren Meinungen das mistische und gothische Gewand der damaligen Religion umhingen; die lezteren dagegen alle Religion samt den ernsten Attributen derselben ganz aus ihrem Sisteme verbannten, um dieses ihren Zeitgenossen, nach dem herrschenden Geschmakke, in einem leichten und gefälligen Kostüm erscheinen zu lassen.

Es konnte nicht fehlen die Meinungen der Wiedertäufer mußten zu einer Zeit, wo die Köpfe von einer allgemeinen Gährung schwindelten, mit großem Beifall aufgenommen werden; besonders von den ärmeren und geringern Volksklassen. Wie verführerisch klangen für diese unglüklichen Menschen, welche damals unter einem ungeheuern Drukke schmachteten, und fast nichts

mehr als elende Sklaven der höheren Stände waren, die Lehren von politischer Freiheit und Gleichheit und von der Gemeinschaft des Eigenthums! Auch hatten sich die Macht ihrer Wirkung und ihre Folgen schon furchtbar genug geäußert durch die Empörung der Säxischen und Thüringenschen Bauern, an deren Spizze, als Apostel und Heerführer, der berüchtigte Thomas Münzer und mehrere andere der wildesten Wiedertäufer standen.

Münzer starb als ein Märtirer seiner Lehre, aber sein Geist ging auf seine Schüler über. Einer derselben, Namens Melchior Hofmann, begab sich nach seinem Tode* aus Oberteutschland nach Emden, predigte dort die Meinungen seiner Sekte, und ließ sie auch durch einige seiner auserwähltesten Anhänger in den benachbarten Niederlanden verbreiten**. Unter jenen that sich besonders Johann Matthiasson, ein ehemaliger Bäkker von Harlem, durch Thätigkeit und glühenden Eifer hervor. Dieser Abentheurer, gewöhnlich Matthias genannt, hatte seine alte Frau verlassen, und war mit einem sehr schönen, von ihm verführten Mädchen nach Amsterdam gegangen, wo er im Stillen für die

* 1521. ** 1531.

Ausbreitung der Wiedertaufe wirkte. So drang das schädliche Gift ihrer Lehren immer weiter, und bald war ein großer Theil der Niederlande und der Westfälischen Provinzen, und am meisten die Stadt Münster, davon angestekt.

Diese, die ansehnlichste und volkreichste Stadt Westfalens auf der rechten Seite des Rheins, stand zwar schon zu jener Zeit unter der Souveränität ihres Bischofs, genoß aber außerdem Reichsstädtischer Freiheiten, und ward von ihrem Rathe regiert; Vorrechte, welche sie erst ein Jahrhundert später, unter der Regierung des kriegerischen Bischofs Bernhard von Galen verlor. *

Seit 1532 war Graf Franz von Waldek, der auch die Bisthümer Minden und Osnabrük besaß, Bischof von Münster. Eine allgemeine Gährung, veranlaßt durch die Einführung der protestantischen Religion, welcher der neue Bischof nicht abgeneigt war, herrschte damals in dieser Stadt. Auch die Anhänger der Wiedertaufe hatten sich hier schon eingeschlichen, und um Pfingsten des nächstfolgenden Jahres** erschien der, in der Folge so berühmt gewordene Johann von Leiden, zum erstenmahle unter sei-

* 1663. ** 1533.

nen dortigen Glaubensgenossen. Die durch die leztern bald darauf hier veranlaßte merkwürdige Revoluzion, ist der eigentliche Stoff der gegenwärtigen Erzählung; und es sei erlaubt, der Schilderung derselben einige Nachrichten von den früheren Schiksalen jenes sonderbaren Mannes voranzuschikken, den sein Verhängniß bestimmt hatte, die Hauptrolle dabei zu spielen.

Johann Bokkelsson, auch Beukels, Bokhold oder Johann von Leiden genannt, war ein Kind der Liebe, welches der Schultheis Bokkel im Haag mit einem hübschen Dienstmädchen Nahmens Adelheid, die Tochter armer Eltern im Bisthum Münster, erzeugt hatte. Der Knabe, welcher zu einem Verwandten nach Leiden gebracht ward, der ihn erziehen und das Schneiderhandwerk lernen ließ, besaß sehr gute natürliche Anlagen und einen starken Hang zur Schwärmerei, der sich schon früh durch unwiderstehliche Neigung zum Versemachen äußerte. Um Kenntnisse und Erfahrung zu sammeln, unternahm er verschiedene Reisen nach Portugal, England, Flandern und Teutschland. Nach der Rükkehr von seinen Wanderungen verheirathete er sich, ließ sich zu Leiden nieder, und unterhielt dort vor dem Haa=

ger Thore ein Wein= und Bier=Haus, mit dem Zeichen der drei Heringe. Im Frühjahr 1533 aber verließ er plözlich Weib, Kind und Nahrung; denn sein unruhiger nach Abentheuern dürstender Geist forderte einen größern Wirkungskreis. Er nahm die Lehren der Wiedertaufe an, und ging darauf nach Münster, Osnabrük und Coesfeld. Im November kehrte er nach Holland zurük, besprach sich dort mit Matthias und andern eifrigen Wiedertäufern, und ward sodann von seinen Glaubensgenossen nach Münster gesandt, um hier mit Ernst an der Verbreitung ihrer Lehren zu arbeiten.

Im Jenner des folgenden Jahres* trat Johann mit seinem Gefährten, einem gewissen Gerhard Boekbinder, zu Münster auf, beseelt von dem unseligen Geiste der Proselitenmacherei, der in allen politischen und religiösen Schwärmern gleich mächtig lebt, und ausgerüstet mit jeder zu ihrem Geschäfte erforderlichen Eigenschaft. Die Salbung und Zuversicht in den Vorträgen der beiden Apostel, ihr Rühmen von göttlicher Sendung und ihre Scheinheiligkeit erwarben ihnen außerordentlichen Beifall, und vermehrten mit jedem Tage die Anhänger

* 1534.

ihrer Sekte. Unter den neuen Bekennern derselben zeichneten sich vorzüglich aus: Bernhard Knipperdolling, eines reichen Bürgers Sohn, die Prediger Roll und Vinnius, und Bernhard Rotmann. Der leztere war ein protestantischer Geistlicher, der zuerst Luthers Meinungen in seiner Vaterstadt verkündigt und eingeführt hatte. Aus einem heftigen Gegner der Wiedertäufer der er anfangs war, ward er jezt ihr wärmster Anhänger.

Indes war auch Matthias, der in großem Ansehn unter seinen Glaubensgenossen stand, zu Münster angelangt, und die Erscheinung dieses berühmten Profeten vermehrte die Kühnheit und Thätigkeit der Wiedertäufer. Sie wagten es zahlreiche Zusammenkünfte in gewissen Häusern zu halten, wozu gewöhnlich ein Flintenschuß den Gläubigen das Zeichen gab. Endlich hatte der feurige Rotmann sogar die Kekheit, sein Glaubensbekenntniß öffentlich bekannt zu machen.

Der Stadtrath hatte anfangs dem Unwesen ziemlich unthätig zugesehen, entweder weil er eben keine bedeutende Folgen davon besorgte, oder weil vielleicht einige seiner Mitglieder selbst schon von dem Gifte der Neuerer angestekt waren. Jezt da die Sache ein ernsteres Ansehn

gewann, ließ er die Wiedertäuferprediger, nach einem deshalb gefaßten Beschluß, aus dem Thore bringen.* Doch diese Vertreibung war nicht viel mehr als ein Theaterstreich; denn kaum waren sie zu dem einen Thore hinaus, so wurden sie von ihren Freunden durch ein anderes wieder in die Stadt geführt, worauf sie erklärten: Gott selbst habe ihnen geboten hier zu bleiben.

Kühn gemacht durch ihr bisheriges Glük, wagten sie in der Nacht vom 28ten Jenner einen Versuch sich der Stadt zu bemächtigen. Zwar mislang das freche Unternehmen, aber sie ließen sich dadurch nicht abschrekken, es wenige Tage später zu wiederhohlen. Ein Haufe von 500 ihrer Anhänger rottet sich zusammen **, bemächtiget sich des Arsenals, des Marktes und des Rathhauses, während andere Schwärme, wildheulend und mit entblößten Schwertern durch die Straßen stürzen, und laut schreien: „Ziehet aus, ihr Gottlosen! Thut Buße, oder die Rache Gottes wird euch ereilen!„

Ein so unerwartetes Schauspiel sezte ganz Münster in Bestürzung. Protestanten und Katholiken ergriffen zur gemeinschaftlichen Verthei-

* 15. Januar 1534. ** 8. Februar.

digung die Waffen, und einige tausend Bauern aus der benachbarten Gegend, vereinigten sich mit den friedliebenden Bürgern wider die Unruhestifter. Diese waren gezwungen der Uebermacht zu weichen; da sich indes ihr Anhang täglich vermehrte, und selbst der Bürgermeister Tilbek, einer der reichsten und angesehensten Einwohner der Stadt, nebst seiner Familie und vielen andern Bürgern, öffentlich zu ihrem Glaubenssisteme übertraten; so gelang es ihnen endlich, troz aller Hindernisse, sich zu Herren von Münster zu machen.

Die unmittelbare Folge dieser Begebenheit war eine allgemeine Auswanderung des größten Theils der begüterten und angesehenen Einwohner. Magistratspersonen, Domherren, Adliche und reiche Bürger verlassen, die Wuth des tollen Haufens fürchtend, ihre Vaterstadt; und nur wenige halten Schwärmerei, Neuerungssucht und Besorgniß ihr Vermögen zu verlieren, zurük. Der staunende Pöbel dagegen, dessen Gehirn schon längst von Weißagungen, Offenbarungen, und andern übernatürlichen Vorstellungen schwindelte, huldigt mit Freude einer Lehre, welche nicht nur seinen überirdischen Hoffnungen

schmeichelt, sondern ihm auch Befriedigung seiner irdischen Wünsche verspricht.

So war nun Münster plözlich in die Gewalt einer ausschweifenden und zügellosen Rotte gefallen, welche größtentheils aus Schwindelköpfen, unruhigen Landstreichern und fremden Abentheurern bestand. Religiöse Schwärmerei war das Band welches sie vereinigte. Sie war die Aftergottheit, der sie alle mit blinder Verehrung anhingen. Im Gefolge dieser Tirannin der Menschen, sah man von je her Herrschsucht und Stolz, als ihre treuen Gefährten, wandeln. Je düsterer die Bigotterie, je scheinbarer die heuchlerische Demuth ihrer Apostel, desto gewisser lauern jene Leidenschaften hinter der vorgehaltenen Maske; und nicht zufrieden die Köpfe und Meinungen der Menschen ihrem Despotismus zu unterwerfen, strebt sie auch nach den Zügeln der politischen Gewalt.

Einer solchen, von allen Zeitaltern und unter allen Völkern bestätigten Erfahrung, widersprach auch das Verfahren der Wiedertäufer nicht. Kaum befanden sie sich im Besiz der Uebermacht, so war das erste Geschäft ihrer Häupter, die bisherige Verfassung der Stadt Münster zu ver-

nichten, dafür eine andere, nach ihren Begriffen und Grundsäzzen gemodelte, einzuführen, und sich selbst an die Spizze derselben zu stellen. Aus einiger Schonung der alten Einwohner, behielten sie jedoch noch verschiedene Formen der ehemaligen Einrichtung bei, und sezten deshalb zwei Bürgermeister ein, wozu Knipperdolling und Kippenbroich, ein Schneider, gewählt wurden.* Aber sie besaßen nur die Titel ihrer Würde, ohne damit das Ansehen oder die Macht derselben zu verbinden. Es gab in der That nur ein wirkliches Oberhaupt der neuen Republik, und dies war Matthias der ehemalige Bäkker von Harlem.

Dieser unternehmende Mann, dem es weder an Talenten noch an Kraft und Willen gebrach, sie zu seinem Vortheile und zur Ausbreitung seiner Sekte zu benuzzen, arbeitete mit unermüdeter Thätigkeit an der Revoluzionirung, oder um die Sache mit einem neueren gleichbedeutenden Ausdruk zu benennen, an der Wiedergeburt Münsters. Alle Einwohner, welche die Wiedertaufe verweigerten, wurden aus der Stadt verbannt,** die Kirchen ihres Schmukkes und ihrer Schäzze beraubt; alle Bücher, mit Ausnahme

* 21. Februar. ** 27. Febr.

der Bibel, als unnüz, verderblich und gottlos verbrannt;* und die Güter der Ausgewanderten, zum Besten des neuen Staats an Fremde verkauft. Jeder mußte seine Kostbarkeiten ausliefern, welche in eine öffentliche Schazkammer niedergelegt wurden, die der Aufsicht und Verwaltung einiger Diakonen anvertrauet war. Und um dieses Gleichheitssistem so weit als möglich auszudehnen, ward die Einrichtung getroffen, daß alle Bürger an gemeinschaftlichen Tafeln speisen sollten, für welche sogar die täglichen Gerichte vorgeschrieben wurden.

Die Auswanderung hatte einen starken Abgang an der Bevölkerung der Stadt zur Folge gehabt. Um ihn so schnell als möglich wieder zu ersezzen, berief Rotmann alle seine Anhänger aus den benachbarten Provinzen dahin, wodurch sie bald volkreicher ward, als sie zuvor gewesen war. Und unter den Eingewanderten befanden sich nicht etwa nur Leute aus den Hefen des Volks; sondern auch öffentliche Beamten, Prediger, Edelleute und reiche Bürger aus den umliegenden Städten. Nach den Niederlanden wurden Boten abgesandt, mit der Aufforderung an die dortigen Wiedertäufer, sich zu Münster

* 15. März.

nieder zu lassen. In den Einladungsschreiben an sie ward diese Stadt der Berg Zion genannt, von wo aus die Bekenner der Wiedertaufe alle Nazionen der Erde unter ihre Herrschaft demüthigen würden; eine Sprache, welche die hochfliegenden und ausschweifenden Plane der Wiedertäufer deutlich genug verräth. Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Bald sieht man ganze Kähne, mit Weibern und Kindern angefüllt, aus Holland abfahren, und den Weg durch Oberissel nach Münster zu nehmen. Fragt man die Reisenden nach dem Ziele ihrer Fahrt, so ist die Antwort: „Wir ziehen in ein Land, welches Gott uns zeigen wird!„

Während dieser Einwanderungen ging die Revoluzion in Münster raschen Schrittes fort, denn die Matthias, Rotmann und andere Helden derselben boten alle ihre Thätigkeit auf, das angefangene Werk zur Vollendung zu bringen. In den Befehlen, welche der erstere ergehen ließ, herrschte das Gewicht und die Sprache eines Profeten. Auf die kleinste Uebertretung derselben, war Todesstrafe gesezt. Nicht minder streng wurden Vergehungen wider sein persönliches Ansehn geahndet. Wehe dem Unglücklichen, der sich durch Vernachlässigung der Huldigung,

die er als einen schuldigen Tribut von seinen Glaubensgenossen foderte, seine Rache zuzog. Ein gewisser Hubert Truteling vergaß sich einst so sehr, daß er über die neuen Profeten spottete. Sogleich riefen die lezteren das Volk zusammen, klagten ihn an, und erklärten, daß er des Todes schuldig sei. Und nicht zufrieden, Ankläger und Richter zugleich zu seyn, übernahmen sie auch die Vollziehung des Urtheils. Matthias ergriff den Verurtheilten, warf ihn zu Boden, durchstach ihn mit einer Hellebarde; und da der Stich nicht tödtete, ließ er ihn etwas vorführen, und schoß auf ihn mit einem Feuergewehre. Doch auch der Schuß raubte dem unglüklichen Truteling das Leben noch nicht, und Matthias verkündigte jezt: Dieses Menschen Stunde sei noch nicht kommen, denn Gott habe ihn begnadiget. Der Verwundete ward fortgeschafft, und starb nach wenigen Tagen, den Worten des Sehers zum Troz.

Als Matthias seine Gewalt und das Ansehn seiner Glaubensgenossen in der Stadt hinreichend befestiget glaubte, und die inneren Angelegenheiten des neuen Staats seinem Plane gemäß geordnet hatte; wandte er seine ganze Sorgfalt auf die Sicherung desselben wider Angriffe von au-

ßen, die, wie seine Scharfsicht ihn vorher ahnden ließ, bald erfolgen mußten. Er handelte hierbei mit einer Energie, Klugheit und Vorsicht, die seinem Geiste zum Ruhme gereichten, und leistete alles, was man nur von einem erfahrnen Staatsmann und Feldherrn hätte fordern und erwarten können. Die Festungswerke der Stadt werden ausgebessert und durch neue verstärkt; und jeder Einwohner ohne Unterschied des Ranges und Standes muß bei dieser Arbeit Hand anlegen. Man häuft ungeheure Magazine auf, wozu die ganze umliegende Gegend ihre Vorräthe hergeben muß. Die zum Kriegsdienst taugliche Mannschaft wird ausgehoben, in Haufen geordnet und in den Waffen geübt. Der Prediger Roll, wird nach den Niederlanden gesandt, um dort Soldaten anzuwerben; aber seine Sendung nimmt für ihn einen höchsttragischen Ausgang, denn man erkennt ihn zu Utrecht als einen Wiedertäufer, bemächtiget sich des Unglüklichen, und läßt ihn den Feuertod sterben.

Das Beispiel des Meisters wirkte auf die Schüler, und der rastlose Eifer, mit welchem Matthias an dem Emporkommen und der Verbreitung seiner Sekte arbeitete, theilte sich den übrigen Häuptern derselben mit, daß sie ohne

Mur-

Murren jede Gefahr, Anstrengung und Aufopferung übernahmen. Um das Feuer der Schwärmerei in den Köpfen der Einwohner immer wieder von neuem anzufachen und zu nähren, ließ man es nicht an Offenbarungen, Weißagungen und fanatischen öffentlichen Vorträgen fehlen. Auch entsprachen diese Mittel vollkommen ihrem Zwekke, denn sie erwarben der neuen Lehre täglich mehr Anhänger, besonders vom weiblichen Geschlechte, dessen größere Reizbarkeit leicht empfänglich für schwärmerische und überspannte Vorstellungen macht. Selbst Edeldamen erschienen mit ihren Töchtern und empfingen die Wiedertaufe; und die Nonnen des Stifts Ueberwasser verließen ihre heiligen Kerker, gleich den frommen Schwestern des Aegidien-Klosters; ließen sich wiedertaufen und heiratheten die ersten die besten Männer, mit denen das Schiksal sie paarte.

Während diese Begebenheiten in Münster vorfielen, geschah endlich was Matthias längst vorhergesehen hatte. Bischof Franz rüstete sich, die Wiedertäufer mit Krieg zu überziehen. Er zog deshalb alle Kriegsleute, die er in seinem Gebiete aufbringen konnte, zusammen, und verstärkte sie durch die Mannschaft, welche ihm die benachbarten Fürsten zur Unterstüzzung sandten,

um eine Sekte vertilgen zu helfen, deren unversönliche Feinde sie waren, weil die Grundsäzze derselben ihrer Macht und politischen Existenz den Untergang droheten. In Osnabrük und Iburg* wurden Kiegsgeräthe und Pulver verfertiget, und die erstere Stadt lieferte ihr grobes Geschüz, und die zu dessen Bedienung nöthigen Konstabler. Nach geendigten Zurüstungen, brach das Bischöfliche Heer auf, und nahm seinen Zug gegen Münster, um diese Stadt, die Wiege und den Feuerheerd der neuen Revoluzion, einzuschließen und zu belagern.

Aber hier war man durch Matthias kluge Vorsicht auf eine solche Erscheinung vorbereitet, und sah mit ruhiger Entschlossenheit dem Anzuge und den Unternehmungen der Feinde entgegen. Der kühne und thätige Matthias ließ sogleich die Moriz-Kirche, vor dem Thore gleiches Namens, nebst allen dazu gehörigen Gebäuden niederreißen, damit sich die Belagerer nicht darin festsezzen könnten; und kaum waren die leztern in der Nähe der Stadt angelangt, so that er an der Spizze eines auserlesenen Haufens einen Ausfall, ehe sie noch Zeit gehabt hatten, die zur Sicherung ihrer Stellung angelegten Werke zu

* Kleine Stadt im Bisthum Osnabrük.

vollenden. Unaufhaltsam durchbrach Matthias die noch ungeschlossenen Linien, drang in das Lager, und richtete ein großes Blutbad unter den Bischöflichen Kriegern an; welche aus schnell-zusammengerafften, größtentheils ungeübten Leuten bestanden, die weder Standhaftigkeit noch Kriegszucht genug besaßen, um dem wilden Muthe ihrer exaltirten Feinde widerstehen zu können.

Aber der glükliche Ausgang dieses ersten Waffenversuchs, so glänzend er auch war, veranlaßte den Untergang des Siegers. Sein überspannter Geist läßt ihn darin einen überzeugenden Beweis für die Unfehlbarkeit seiner göttlichen Sendung erblikken, und unter dem Schuzze dieser erträumten mächtigen Aegide, hält er sich von jezt an für unüberwindlich. Schon am nächstfolgenden Morgen tritt er in öffentlicher Versammlung auf, und erklärt stolz mit erhobener Lanze: Er wolle ausziehen, wie Gideon, mit wenigen Männern, und die Heerschaaren der Gottlosen schlagen! Sogleich ruft er dreißig Männer aus der versammelten Menge auf; und diese, von gleichem Schwindelgeiste, wie ihr Profet beseelt, folgen ihm mit Freude, den unsinnigen Kampf zu beginnen. Wie Rasende stürzt sich die tolle

Bande mitten unter die Feinde, und wird, was sich leicht voraussehen ließ, samt ihrem Anführer bis auf den lezten Mann niedergehauen.*

So endete Matthias. Er starb als ein ächter Märtirer seines Glaubens und seiner Lehre, noch glüklich genug, wenigstens auf eine minder grausende und schimpfliche Art, als späterhin seine Nachfolger, vom Schauplaz abgetreten zu seyn.

Matthias Tod verbreitete anfangs allgemeine Bestürzung unter seinen Glaubensgenossen; aber bald nahm ein anderer seine Stelle ein, der ihnen den Verlust des Gefallenen ersezte. Dies war Johann Bokkolt, der bisher nur einen untergeordneten Rang in dem neuen Staate behauptet hatte, jezt aber die Hauptrolle übernahm, und sich bald das ganze Ansehn seines Vorgängers zu verschaffen wußte. Vielleicht stand er diesem an Kühnheit und Talenten nach, dagegen aber übertraf er ihn noch an Hochmuth, Grausamkeit und wilder Schwärmerei. Wie sehr die leztere ihn beherrschte, davon gab er bald nach Matthias Tode einen auffallenden Beweis.

* Am ersten Ostertage.

Durch sinnlose Verkündigung mistischer Gesichte und Erscheinungen, deutete er auf irgend eine außerordentliche Begebenheit hin; und als durch diese Vorbereitungen die Erwartung der Gemüther gespannt worden war, lief er ganz nakkend durch die Straßen, und rief: Das Reich Zion sei da, alles Hohe müsse erniedrigt, alles Niedrige erhöhet werden! — Darauf werden sogleich Anstalten gemacht, den geheiligten Ausspruch des Profeten in Erfüllung zu bringen. Man stürzt mit bewunderungswürdiger Geschiklichkeit die Spizzen von allen Kirchthürmen, als die höchsten Gegenstände in der Stadt, herab. Knipperdolling erhält statt der bisher bekleideten Bürgermeisterwürde, das Amt eines Scharfrichters; und der eines Matthias und Bokkolt würdige Fantast, nimmt diese Erniedrigung von der erhabensten Ehrenstelle der Republik zum schimpflichsten Dienste, mit der willigsten Hingebung an. Diesem sonderbaren Vorspiele folgt eine gänzliche Umstaltung der bisherigen Regierungsform. Die von Matthias angestellten Magistratspersonen werden abgesezt, und dafür zwölf Richter nach der Zahl der Stämme Israels ernannt, welche die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten er-

halten. Er selbst Bokkolt, der Schöpfer aller dieser Veränderungen, bekleidet sich mit der Würde und dem Ansehen eines Gesezgebers, und wird der Moses des neuen Volkes Gottes.

Eine seiner heftigsten Leidenschaften war die Wollust, welche so oft mit der Herrschsucht und dem Stolze Hand in Hand im Gefolge der finstersten Bigotterie erscheint. Er hatte sie bisher sorgfältig unterdrükt, aber jezt warf er die Maske ab, und ließ seinen Begierden freien Lauf. Um jedoch durch die Ausbrüche derselben seinen Glaubensgenossen kein Aergerniß zu geben, sondern sie vielmehr durch ein gewisses gesezliches Ansehen zu heiligen, erklärte er dem Volke: daß es rechtmäßig und sogar nothwendig sei, mehr als eine Frau zu haben. Gott habe dieses Vorrecht seinen Heiligen, das ist, den Bekennern der Wiedertaufe, verliehen, und weder die Rechte der Natur noch die Vorschriften des Evangeliums stritten dawider.

Sinnlichkeit herrscht despotisch über den größten Theil der Menschen. Selbst der strengste Eiferer wider das Irdische, der mit unerbittlicher Wuth über die Schwachheiten anderer richtet, und der Filosof im Lehrstuhle, von dessen bleichen Lippen die ernste Weisheit strömt, ver-

mögen selten ihren Lokkungen zu widerstehen. Was Wunder also, daß Bokkolt's neue verführerische Lehre den größten Eingang fand. Vergebens erhoben sich einige Wenige dawider, die zusehr dadurch überrascht wurden, oder denen alte Sitte noch etwas theuer war, und erregten einen Tumult, der sogar den Profeten selbst auf einige Tage in's Gefängniß brachte; bei weitem der größere Theil fand sie seinen Wünschen entsprechend, und gab ihr Beifall: und der Erfinder derselben säumte nicht, sich zuerst der kristlichen Freiheit zu bedienen, welche sie verstattete. Er nahm auf einmahl drei Weiber, unter denen sich Matthias schöne Witwe befand, mit der er sich, seinem Vorgeben nach auf einen unmittelbar empfangenen göttlichen Befehl, verheirathete.

Das Beispiel des Oberhaupts wirkte mit wunderbarer Kraft auf den ganzen Haufen der Untergebenen. Bald genügt Keinem mehr an Einer Frau, und die zügellosesten Ausschweifungen sind die nächsten Folgen der Vielweiberei. Die meisten Wiedertäufer heirathen fünf bis acht Weiber. Heimliche Ausspäher schleichen umher, durchsuchen die Häuser, und ziehen alle mann-

bare Dirnen hervor, wobei natürlicherweise die hübschesten zuerst an die Reihe kommen; und nach der Versicherung eines gleichzeitigen Schriftstellers, fand man nach wenigen Tagen in der ganzen Stadt kein Mädchen über vierzehn Jahren mehr. Ja selbst unreife Kinder fanden keine Schonung, und keine List ward gespart, die noch knospenden Blüthen dieser schuldlosen Geschöpfe, noch vor ihrer Entwikkelung, durch den Gifthauch wilder Lüste zu zerstören. Nicht minder häufig als die Heirathen, waren auch die Trennungen der übereilt und oft gewaltsam geschlossenen Ehen, und bald stellte in dieser traurigen Epoke das unglükliche Münster einen Schauplaz der Ausschweifungen und Verirrungen dar. Denn wie wenig auch an und für sich selbst die Verbindung der Ehe, so wie sie jezt unter uns besteht, der Natur und dem Wesen der Menschen, ihren Neigungen und Gefühlen angemessen und auf Beförderung ihrer Glükseligkeit berechnet seyn mag; so scheint es doch, daß sie bei der gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Verfassung, welche überhaupt so sehr von dem natürlichen Zustande des Menschen abweicht, nicht aufgehoben oder abgeändert werden darf, wenn man nicht

Gefahr laufen will, das ganze Sistem der bürgerlichen Ordnung der Zerrüttung und Auflösung Preis zu geben.

Johann, unbesorgt um die Folgen seiner Reformationen, wenn nur seine Lieblings-Neigungen und Leidenschaften dadurch befriediget wurden, schloß aus der so leicht gelungenen Einführung der Vielweiberei mit Recht: daß er nicht größere Schwierigkeiten zu bekämpfen haben würde, wenn er es unternähme, andere eben so kühne und ausschweifende Geburten seines exaltirten Gehirns durchzusezzen. Schon längst war es sein Wunsch, sich zum Könige der Wiedertäufer zu erheben, und jezt faßte er den Muth einen Versuch zur Ausführung desselben zu wagen. Zwar besaß er in der That schon die höchste Gewalt, aber sein grenzenloser Hochmuth blieb unbefriediget, so lange ihm noch der Glanz und die Attribute der Herrscherwürde fehlten. Um das Volk vorzubereiten, und seinem Vorhaben geneigt zu machen, wählte er das gewöhnliche und immer wirksame Mittel der Offenbarungen und Weißagungen. Das Werkzeug, dessen er sich bei dieser ihm so wichtigen Angelegenheit bediente, war ein Goldschmidt aus der benachbarten Stadt Wahrendorf, Namens Johann

Tausendschön, der sich ohnlängst als einen neuen Profeten angekündiget hatte.

Es war am Johannestage 1534, als dieser Schwärmer die Einwohner Münsters auf dem Markte zusammenrufen ließ, mitten unter ihnen auftrat, und mit der Würde eines Sehers anhob: „Der Vater im Himmel habe ihm kund gethan, Johann Bokkolt solle als König von Zion alle Völker der Erde beherrschen; die Fürsten, welche sich ihm widersezzen würden, ausrotten, und nur der Gerechten, das ist des gemeinen Volkes schonen! Er solle auf dem Stuhle Davids sizzen, bis Gott das Königreich wieder von ihm nehmen werde. Denn nach Vertilgung der Gottlosen würden die Frommen auch im Leben regieren!„ Johann war selbst zugegen. Er hörte dem Anschein nach mit heiligem Erstaunen dem unsinnigen Vortrage des Profeten zu, und als der leztere geendet hatte, rief er plözlich und wie in Begeisterung aus: „Auch an mich ist der Ruf des Herrn ergangen! Du gebeutst, Allmächtiger, und dein Knecht gehorcht in Demuth. Vollbracht werde dein heiliger Wille!„ — Das leichtgläubige Volk, stets ein Spielwerk in den Händen Ränkevoller und verschmizter Gauner, die seine

Schwächen kennen und benuzzen, begrüßt ihn darauf sogleich als König, und die zwölf Richter wurden abgesezt.

So endete diese sonderbare Szene, welche den vormaligen Schneider Johann Bokkolt auf den Gipfel seiner ausschweifenden Wünsche erhob, die, von einem sinnlosen Ehrgeiz erzeugt, den neuen Monarchen seinen Zeitgenossen und der Nachwelt in einem lächerlichen Lichte erscheinen ließen.

Von jezt an sieht man ihn den vollen äußern Pomp eines unumschränkten Beherrschers nachahmen. Er läßt als Insignien seines erhabenen Ranges zwei mit edlen Steinen besezte Kronen, Szepter, Ringe und schwere Ketten vom feinsten Golde verfertigen. Wenn er öffentlich erschien, geschah es mit der Krone auf dem Haupte und in der reichsten Kleidung. Eine zahlreiche Leibwache umgab ihn, und zwey junge Leute, welche Schwert und Bibel als Simbole der weltlichen und geistlichen Obergewalt trugen, ritten nahe hinter ihm her. Um kein Vorrecht seiner neuen Würde unausgeübt zu lassen, wurden kleine lederne, mit Goldblech überzogene und mit seinem Bildnisse gezierte Münzen geprägt, wovon noch jezt mehrere vorhanden sind.

Die bisherige republikanische Verfassung ward ganz in eine monarchische umgestaltet, und die Stellen der abgesezten zwölf Richter Israels, nahmen mehrere Staatsminister und hohe Hofbedienten ein. Knipperdolling der gewesene Scharfrichter, welcher so oft die Launen der Revoluzion erfahren mußte, erhielt zur Belohnung für seine vorige Unterwerfung, den Posten eines ersten Staatsraths. Kristian Kerkering und Bernhard Krechting, ein ehemaliger Pfarrer, der Johanns leztes Schiksal theilte, wurden Geheimeräthe. Heinrich Krechting ward Reichskanzler, Hermann Tilbek Oberhofmeister, und der fanatische Rotmann erster Hofprediger. Nequam von Mühlheim, Gerlach von Wüllen und Lambert Leodius drei Adliche, Johann Kursener ein Kürschner und Johann Kerkering, der Bruder des Geheimenraths, kamen an die Spizze der Kriegsmacht. Ein gewisser Niland ward Scharfrichter.

Auf öffentlichem Markte stieg der Thron des neuen Monarchen empor, welchen er dreimahl in der Woche betrat, um in Person die Klagen seiner Unterthanen anzuhören und zu entscheiden; eine Handlung der Gerechtigkeit, welche er

nie versäumte. Die Zahl seiner Weiber vermehrte er bis auf sechzehn, und er soll willens gewesen seyn, sie bis auf dreihundert zu bringen. Aber vor allen gab er der geliebten Diara, Matthias schöner Witwe den Vorzug. Sie war die Favorite in dem Harem dieses Abendländischen Sultan's und die einzige, der er einen Hofstaat anordnete und Titel, Glanz und Rang einer Königin zugestand.

Um das neue Reich auch über das Gebiet der Stadt Münster hinaus zu verbreiten, wurden acht und zwanzig Männer, unter denen sich auch der berüchtigte Tausendschön befand, ausgewählt und mit dem Auftrage beehrt, als Apostel König Johanns nach den vier Orten der Welt, das ist, nach den benachbarten Städten Söst, Kösfeld, Wahrendorf und Osnabrük zu ziehen. Sie erhielten eine Anzahl von den neuen ledernen Münzen mit auf den Weg, um sie an denen Orten zu lassen, welche ihre Lehre nicht annehmen würden. Unglüklicherweise aber starben die meisten dieser Emissarien, da sie kaum angefangen hatten den Zwek ihrer Sendung zu erfüllen, als Opfer des Fanatismus auf dem Blutgerüste. In Iburg allein wurden sechs derselben, welche der Stadtrath

zu Osnabrük dem Bischofe ausgeliefert hatte, enthauptet.

Da es wesentlich zu dem Plane der Wiedertäufer gehörte, die Anhänger ihrer Sekte in Holland und besonders in Amsterdam, immer zahlreicher zu machen: so ernannte König Johann nicht nur einen gewissen Johann von Geelen zum Obersten der Wiedertäuferischen Kriegsleute in Holland; sondern erhob auch den Lesemeister Johann von Kampen zum Bischof von Amsterdam, und sandte ihn nach dieser Stadt, welche vielleicht zum künftigen Hauptort seines Reichs bestimmt war. Der leztere führte ein sehr eingezogenes Leben in Amsterdam, und begnügte sich insgeheim für die Verbreitung seiner Lehre zu sorgen. Aber dem Unglüklichen half seine Vorsicht nichts; denn als seine tollkühnen Glaubensgenossen in der Nacht auf den 10ten Mai* einen Versuch wagten, sich der Stadt zu bemächtigen, welcher mislang und Geelen das Leben kostete: fiel auch Kampen den Ausspähern der Obrigkeit in die Hände. Seine Richter sprachen das Todesurtheil über ihn aus, welches auf folgende barbarische Art an ihm vollstrekt ward. Zuerst mußte er, das

* 1535.

Haupt mit einer zweihörnigen blechernen Bischofsmüzze bedekt, eine Stunde lang auf dem Blutgerüste zur Schau ausstehen. Dann ward ihm die Hand, womit er wiedergetauft hatte, abgehauen, und die Zunge, als das Werkzeug zur Verkündigung seiner Lehre, ausgeschnitten. Ein Schlächtermesser trennte endlich seinen Kopf vom Rumpfe; lezterer ward verbrannt. Hand und Kopf aber wurden über dem Stadtthore aufgestekt.

Mit gleicher Grausamkeit verfuhr man wider die übrigen gefangenen Wiedertäufer zu Amsterdam, Leiden und in Friesland. Alle ohne Unterschied des Geschlechts wurden enthauptet, ersäuft, verbrannt, geviertheilt. Vielen ward noch lebend das Herz aus dem Leibe gerissen, und ins Angesicht geworfen. So wütheten damals, wie in allen vorhergehenden und späteren Zeitaltern, Religionshaß und Intoleranz, Ungeheuer, welche die Hölle ausgespieen hat, um Menschen in blutgierige Hiänen umzuwandeln und das ganze Geschlecht durch sich selbst auszurotten.

Doch es ist Zeit nach Münster zurük zu kehren, wo leider ähnliche Gräuel bevorstehn, weil die dortigen Wiedertäufer kein belehrendes Bei-

spiel an dem schauderhaften Schiksale ihrer Niederländischen Glaubensgenossen nahmen, sondern in ihrer thörichten Verblendung dem trügerischen Irrschein folgten, der auch sie bald in den offenen Abgrund des Verderbens hineinzog. Weder Erfahrung noch Klugheit retten den Menschen. Unaufhaltsam reißt ihn das über ihn waltende Verhängniß dahin, und läßt diesen einen Thron besteigen, während es den andern zum Rabenstein führt.

Die Belagerung der Stadt Münster hatte zwar ununterbrochen fortgedauert, aber mit geringer Thätigkeit von Seiten der Belagerer, bis endlich Mangel an Geld und Mannschaft die leztern nöthigte, sie auf eine weitläuftige Umschließung einzuschränken. Die Belagerten thaten von Zeit zu Zeit Ausfälle, welche jedoch in der Hauptsache nichts entschieden, und weiter keine Folgen hatten, als daß bei einem derselben Kristoffer von Waldek, der Sohn des Bischofs, welcher sich zu weit vor gewagt, zum Gefangenen gemacht, und, weil er ein sehr schöner Jüngling war, vom Könige Johann zum Edelknaben ernannt ward.

Indes

Indes sah Teutschland mit Erstaunen einen neuen monarchischen Staat von der sonderbarsten Art aus seinem Schooße hervorgehn. Am heftigsten eiferten wider diese neue und außerordentliche Erscheinung die Fürsten und die Stifter der Reformation; jene aus Eigennuz und Furcht, diese aus Unduldsamkeit und Partheigeist. Sie forderten alles auf, einer Schwärmerei entgegen zu arbeiten, welche der wahren Religion und der politischen Verfassung gleich gefährlich sei; und veranlaßten durch ihr heftiges Geschrei den teutschen König Ferdinand, die Reichsfürsten nach Worms zu entbieten und ihnen dort das Unwesen zur Beherzigung vorzutragen. Der Beschluß dieser Versammlung war, daß dem Bischofe von Münster zur Bekämpfung jener Feinde der Religion und guten Sitten eine monatliche Beisteuer von 20000 Gulden bewilligt ward.

Durch diese Hülfe in den Stand gesezt nachdrüklichere Maaßregeln wider seine Feinde zu ergreifen, verstärkte der Bischof sein Heer; ernannte einen erfahrnen Feldherrn zum Anführer desselben, und ließ die nöthigen Vorkehrungen zur Erneuerung der Belagerung treffen. Da er jedoch wünschte, die verderblichen Folgen eines

gewaltsamen Angriffs von der Stadt abzuwenden, so hielt er zuvor mit den Anführern seines Heeres einen Kriegsrath, worin beschlossen ward, daß man den Rebellen Begnadigung und freien Abzug, unter der Bedingung die Stadt zu übergeben und ihre Waffen auszuliefern, anbieten wollte.

Schon den folgenden Tag gingen einige Abgeordnete mit den Vorschlägen des Bischofs nach der Stadt, und theilten sie dem Könige, der sie vor sich kommen ließ, mit. Aber mit glühendem Unwillen verwarf Johann den Antrag, und erwiederte stolz: „Ich verlange des Feindes Gnade nicht für mich und mein Volk!„ — Nach diesem fruchtlosen Versuche, wurden Briefe, welche die vorgeschlagene Kapitulazion enthielten, an Pfeile geheftet, in die Stadt geschossen, um dadurch jene zur Kenntniß der Einwohner zu bringen. Aber auch dieses Mittel blieb ohne Erfolg, denn schon das Aufheben der Briefe ward von dem Könige bei Todesstrafe verboten.

Auf eine gütliche Uebergabe war unter solchen Umständen nicht zu rechnen; nur die Gewalt konnte über das Schiksal der Stadt entscheiden. Die Belagerer rüsteten sich also dazu, die Beschießung hob an, und mehrere Stürme wurden unternommen. Aber die Wiedertäufer

hatten während der funfzehnmonatlichen Dauer ihrer Herrschaft so viel Fleiß und Sorgfalt auf die Vervollkommnung der Festungswerke gewandt, sie waren so gut mit Geschüz und geübten Konstablern versehen, und zeigten so viel Muth und Wachsamkeit bei der Vertheidigung, daß alle Anstrengungen der Belagerer fruchtlos blieben und alle Stürme abgeschlagen wurden. Die leztern hielten daher für das beste, einen Weg einzuschlagen, der sie zwar langsamer aber desto gewisser an das Ziel ihrer Unternehmung führen mußte; ein Mittel, dem kein Heldenmuth widerstehen kann und welchem endlich selbst die furchtbarste Macht unterliegt. Sie schlossen die Stadt von allen Seiten ein, umgaben sie ringsumher mit Schanzen und schnitten ihr alle Zufuhr ab, um durch den Hunger, diesen schreklichen Zeugen menschlicher Schwäche und Hülflosigkeit, das zu bewirken, was durch Waffengewalt nicht erzwungen werden konne. Bald empfand die bedrängte Stadt die Folgen der engen Umschließung; denn troz der öffentlichen Tafeln und aller andern zweckmäßigen Gegenanstalten, fanden sich Mangel und Theurung ein, die Lebensmittel wurden immer seltener, und Hülfe und Entsaz waren nicht zu hoffen.

Dennoch wirkte das Ansehn König Johanns und der Zauber, wodurch er seine Glaubensgenossen verblendet hatte, so mächtig, daß sie mehr als je auf seine Versprechungen trauten, und das wirkliche Elend über hirnlose Hoffnungen vergaßen. Mit blinder Leichtgläubigkeit hielten sie sich an seiner Versicherung: daß auf ihn allein Gott alle ihre Sünden gelegt habe, wodurch sie von dem Schmuzze derselben gereiniget worden wären; und daß der Allmächtige selbst sich zum Rächer der bedrängten Stadt aufwerfen, und die Stunde ihrer Befreiung bald erscheinen lassen werde.

Mit solchen Schimären hielt er sie hin. Doch waren es nicht blos seine tröstlichen Verheißungen, was sie ihre Noth mit Geduld ertragen ließ; kräftiger noch mahnte sie zur Ruhe und zum Gehorsam, die Furcht vor dem Zorne und der Macht ihres unerbittlichen Despoten. Er hatte verschiedene Beispiele von Strenge gegeben, die allgemeines Schrekken verbreiteten. Als Knipperdolling einst den leeren Königlichen Thron bestieg, den er vielleicht gern besessen hätte, stieß ihn Johann herab und ließ ihn gefesselt in den Kerker werfen, aus welchem er erst nach einigen Tagen wieder entlassen ward. —

Einige seiner Unterthanen waren in den Verdacht gerathen, daß sie geneigt wären sich mit den Feinden, wegen Uebergabe der Stadt in Unterhandlungen einzulassen. Kaum erfuhr es Johann, so mußten sie als Zweifler an der göttlichen Allmacht, zum Tode verurtheilt und hingerichtet werden. — Aber nie zeigte der Tirann seine Grausamkeit und seinen wüthenden und unversöhnlichen Zorn so auffallend, als bei einem Vorfall in seiner eigenen Familie. Eine seiner Frauen, Namens Elisabeth Wandscheererin, machte ihm einst bei einem großen königlichen Gastmahl, welches er seinen vertrauten und vornehmsten Staatsbedienten gab, einige vorlaute Vorstellungen wegen der in der Stadt herrschenden schreklichen Hungersnoth, welche Zweifel an seiner göttlichen Sendung zu verrathen schienen. Sogleich läßt er alle seine Weiber zusammentreten, ruft die Unglükliche vor, nennt sie eine Gotteslästerin, befiehlt ihr nieder zu knieen und enthauptet sie mit eigenen Händen. Darauf tanzt er mit den übrigen um den blutenden Leichnam her, und das Banket wird mit lauter Freude, als wäre nichts vorgefallen, fortgesezt und beschlossen.

Indes mehrten sich mit jedem Tage Noth und Jammer in der unglüklichen Stadt, und der Hunger in seiner gräßlichsten Gestalt wüthete unter den zahlreichen Bewohnern derselben, und veranlaßte hier in dem neuen Zion so grausende Szenen, wie man seit der Belagerung des alten Jerusalems in keiner belagerten Stadt gesehen hatte. Pferdefleisch, Kazzen, Ratten und Mäuse, und sogar die Aeser umgefallener Thiere wurden verzehrt. Einige suchten das wüthende Bedürfniß des Magens durch Baumrinden und Blätter zu stillen, oder kochten alte Schuhe und Sättel, andere genossen gedörrte Kuhfladen und Menschenkoth. Zulezt wurden selbst die Leichname der Erschlagenen oder derer, die der Mangel hingerafft hatte, zerstükt und gegessen. Ja eine Mutter schlachtete sogar drei neugeborne Kinder, mit denen sie auf einmahl niedergekommen war, mit eigenen Händen, und salzte sie ein, um sich ihrer zur Speise zu bedienen.

Troz dieser Gräuel, vor deren bloßer Erwähnung die menschliche Natur zurükschauert, hätte sich doch, bei dem unbeugsamen Starrsinn Johann's und seiner Vertrauten und eifrigsten Anhänger, die Belagerung wahrscheinlich noch sehr in die Länge gezogen; wären die Anstrengungen der Belagerer nicht durch einen unerwarteten Umstand begünstiget

worden, wodurch der Kampf viel früher, als sich außerdem hoffen ließ, beendiget ward. Ein Bischöflicher Kriegsmann, Namens Hensel von der Langengasse, auch Hensel Ek genannt, vertrat hier die Stelle der helfenden Gottheiten in den Epopeen der Dichter. Er war aus dem Lager vor Münster zu den Wiedertäufern übergegangen. Aber bald reuete ihn dieser Schritt, weil ihn die Noth und das Hungerleiden in der Stadt nicht behagte. Er ließ sich daher mit Vorsaz von den Belagerern gefangen nehmen, und erbot sich gegen den Befehlshaber der lezteren: wenn man ihn begnadigen wolle, ein Mittel anzugeben, wie man sich mit 300 Mann der Stadt bemächtigen könne.

Der Feldherr des Bischöflichen Heers nahm mit Freude einen so willkommenen Vorschlag an. Dem Obersten Stedingk, einem entschlossenen Kriegsmanne, trug er die Ausführung des Unternehmens auf, wozu sogleich die nöthigen Zurüstungen getroffen und 400 der besten Kriegsleute ausgewählt wurden. Geführt von dem verschlagenen Hensel Ek, dem alle Wege und die schwächste Seite der Stadt bekannt waren, nähert sich dieser kleine Haufe, in der Nacht auf den 25sten des Brachmonats,* in größter Stille den Festungswer-

* 1535.

ken in der Gegend des Kreuzthors. Die Elemente selbst scheinen dabei zum Untergange der Belagerten verschworen; denn ein heftiges Donnerwetter und eine undurchdringliche Finsterniß begünstigten das geheimnißvolle Vorhaben ihrer Feinde. Die leztern durchwaten einen schmahlen und seichten Graben, und ersteigen dann glüklich den Wall, ohne von den ausgestellten Posten, welche Regen, Sturm und Entkräftung in die Schilderhäuser getrieben hatten, bemerkt zu werden. Von einem dieser Posten erfahren sie das Feldwort der Belagerten, welches in der gegenwärtigen Nacht: die Erde! hieß; und durch Hülfe desselben werden die nachfolgenden Wachen überrascht und über den Haufen geworfen. So gelingt es den Bischöflichen Kriegern, ohne Geräusch durch eine kleine Pforte in die Stadt zu kommen, wo alles im tiefsten Schlafe lag, und bis zum Domplaz vorzurükken, ehe noch ein Mensch in Münster die Nähe eines Feindes ahndet. Der Dom, ein großes ehrwürdiges Gebäude, welcher mit schwerem Geschüzze angefüllt ist, wird besezt. Dann läßt der kühne Stedingk Lärm schlagen, um die Wiedertäufer vom Schlafe aufzuschrekken.

Fürchterlich saust vom Domplaz herab das dumpfe Rauschen der Lärmtrommel, und ganz

Münster, vor wenigen Augenblikken noch das Bild der tiefsten Stille und einer nichtsbesorgenden Ruhe, verwandelt sich plözlich in einen Schauplaz der Furcht, der Verwirrung und des lauten Getümmels. Die erschrokkenen Einwohner stürzen aus ihren Häusern hervor, um die Gefahr zu erforschen, welche ihnen droht. — „Die Feinde! Die Feinde der Gläubigen sind eingebrochen!„ schallt es gräßlich durch alle Straßen. Die Bestürzung ist allgemein.

König Johann empfängt mit Entsezzen die Nachricht von dem Ueberfall. Er, der nie den kühnen Muth seines Vorgängers Matthias besaß, verliert jezt alle Fassung. Seine Glaubensgenossen indes ergreifen die Waffen, und Verzweiflung, welche hier die Stelle des Muths vertritt, treibt sie zum wüthenden Kampfe. Von allen Seiten dringen sie auf Stedingk und seine kleine Kriegerschaar ein, und besezzen den Markt und die Margarethen-Kapelle, dem Dom gerade über gelegen. Selbst das Kanonenfeuer der Feinde, wobei sich diese des eroberten Geschüzzes bedienen, schrekt sie nicht ab, ihre Angriffe immer wieder zu erneuern, und es glükt endlich ihrem Ungestüm jene dergestalt zusammen zu drängen, daß ihnen

nicht einmahl mehr so viel Raum übrig bleibt, um von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen.

In dieser Verlegenheit nahm Stedingk, den Muth und Besonnenheit selbst in den gefährlichsten Lagen nicht verließen, seine Zuflucht zur List, welche so oft wirksamer ist, als die Gewalt. Er führte 200 Mann durch das Haus eines Domherrn in die der Aegidienkirche gegenüberliegende Gasse, und fiel von dort her den Wiedertäufern in den Rükken. Diese ließen sich anfangs durch den unerwarteten Angriff täuschen, denn sie glaubten, es sei eine neue Schaar Bischöflicher Krieger in die Stadt gedrungen, und zogen sich bestürzt gegen den Markt zurük. So bald sie jedoch ihren Irrthum erkannten, drängen sie von neuem vor, und zwangen die Feinde zum Weichen.

Die lezteren befanden sich jezt in einer verzweifelten Lage und schienen ohne Rettung verloren. Stedingk hatte bei seinem raschen Einbruche in die Stadt unglüklicherweise nicht daran gedacht, sich durch Eröffnung der Thore mit dem Belagerungsheere in Verbindung zu sezzen; und die Wiedertäufer hatten es ihr erstes Geschäft seyn lassen, auch die kleine Pforte wieder zu versperren, durch welche er hereingedrungen war. Um die Belagerer, wenn sie etwa entschlossen seyn möchten, die

Unternehmung ihrer Waffenbrüder in der Stadt durch einen Sturm zu unterstüzzen, davon abzuhalten, und sie glauben zu machen, daß jene überwältiget wären, mußten auf Knipperdolling's Rath einige hundert Weiber den Stadtwall besteigen, und durch Tanz und Gesang den vorgeblichen Triumph ihrer Mitbürger feiern.

Ein rascher und entschlossener Angriff auf Stedingks kleinen und getrennten Haufen, hätte jezt die Wiedertäufer von ihren Gegnern befreit; aber anstatt mit Energie und Schnelligkeit zu handeln, schlossen sie mit ihnen Nachts um zwei Uhr einen Waffenstillstand, und der furchtsame Johann ließ sich in Unterhandlungen ein. Er bot ihnen Schonung des Lebens an, wenn sie das Gewehr strekken und sich zu Gefangenen ergeben wollten. Stedingk dagegen, der eigentlich nur Zeit zu gewinnen suchte, bestand auf freien und ehrenvollen Abzug mit Waffen und Fahnen. So ließen die Wiedertäufer die für sie so kostbaren Augenblikke ungenuzt verstreichen. Das Schiksal hatte ihren Untergang unwiderruflich beschlossen. Diese schrekliche Nacht sollte die lezte ihrer Herrschaft über Münster seyn.

Besser als seine bethörten Gegner, benuzte Stedingk die ihm verstattete Frist. Er sandte in der Morgendämmerung einen seiner Fahnenträ-

ger, Namens Johann von Twikkel, auf den Stadtwall, um dort sein Panier aufzupflanzen, wodurch es ihm auch gelang, die Aufmerksamkeit der nächsten Vorposten zu erregen. Die lezteren besorgten jedoch Verrätherei, und wagten sich nicht heran, bis ihnen Twikkel das Bischöfliche Feldgeschrei: Waldek! zurief. Jezt näherten sich einige dem Walle, und empfingen darauf die Nachricht von den Fortschritten und der Gefahr ihrer Waffenbrüder in der Stadt, mit den dringendsten Aufforderungen zu schleuniger Hülfe. Man versprach alles, und Twikkel, voll Freude, seinen Auftrag glüklich vollzogen zu haben, eilte nach dem Domplaz zurük, und rief mit lauter Stimme seinen Gefährten zu: daß das ganze Belagerungsheer zu ihrem Beistande heranrükke.

Diese willkommene Botschaft belebt von neuem den schon gesunkenen Muth des kleinen von zahlreichen Feinden rings umstellten Haufens, und verbreitet Schrekken unter die Bekenner der Wiedertaufe. Umsonst bieten nun die lezteren freien Abzug an; Stedingk achtet nicht darauf, weil er der nahen Hülfe gewiß ist. Er bricht plözlich alle Unterhandlungen ab, und der Kampf erhebt sich wieder mit doppelter Heftigkeit und Erbitterung. Den tapfern Stedingk trügt seine Hoffnung

nicht. Nach kurzer Zeit ersteigt das Heer seiner Waffengenossen die Wälle, sprengt die Thore und ergießt sich unaufhaltsam, wie ein reißender Strom, durch die Straßen der Stadt.

Jezt erhebt sich ein schrekliches Gemezzel. Keine Schonung, kein Erbarmen. Niedergewürgt werden die unglüklichen Schlachtopfer der Schwärmerei und Verführung, wo man sie findet, ohne Unterschied des Ranges und Alters. Bald sind alle Straßen mit ihren Leichnamen bedekt. Ströme Blutes fließen auf dem Markte und in der sogenannten Rothenburg, einer Straße, die von dem Markte herabführt, und ihren Namen von dieser Mordszene erhalten haben soll. Tilbek wird erstochen und in ein geheimes Gemach geworfen. Rotmann legt das Kleid eines Kriegsmannes an, stürzt sich verzweifelnd in den Strudel der Kämpfenden, und stirbt seinem Wunsche gemäß unter den Schwertern der Sieger.

König Johann hatte gleich anfangs, da die Stadt erstiegen war, seine Wohnung im Bürenschen Hause auf dem Domplazze heimlich verlassen, und sich auf dem höchsten Boden des Aegidien-Thors verkrochen, um sein Leben zu retten. Aber er entging seinem Schiksale nicht. Ein Knabe verrieth ihn. Er ward gefangen und in Fesseln ge-

schlagen. Gleiches Loos traf die übrigen Häupter der Wiedertäufer: Bernhard Krechting, Kerkering und Knipperdolling. Der leztere ward erst nach einigen Tagen von einem Weibe verrathen und gefunden.

Das Blut so vieler hundert erschlagener Feinde hatte die Mordgier der Bischöflichen Kriegsleute, angefacht von wilder Barbarei und Religionshaß, noch immer nicht gesättigt. Sie schnaubten unaufhörlich nach neuen Opfern. Acht Tage lang dauerte das Morden in der Stadt. Viele hatten sich verstekt, aber sie wurden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und erwürgt. Von allen Wiedertäufern in der Stadt entgingen nur 200, welche sich auf dem Markte stark verschanzt hatten, dem allgemeinen Blutbade. Ihrer Entschlossenheit verdankten sie Rettung vom Tode und freien Abzug. Die Stadt ward geplündert. Die Hälfte der Beute samt dem groben Geschüzze erhielt der Bischof, die andere ward unter die Kriegsleute vertheilt.

Am 28sten hielt der hocherfreute Prälat seinen Einzug. Man überreichte ihm die Schlüssel der Stadt und die Insignien des entthronten Königs. Aber der Anblik so viel todter Leichname in den Straßen, und mehr noch die entweiheten Kirchen und verstümmelten Thürme, waren ihm ein sol-

cher Gräuel, daß er Münster bald wieder verließ, und sich nach Iburg zurükzog.

Dorthin wurden auch Johann, Knipperdolling und Krechting gebracht. Von Iburg führte man sie zur Schau durch die benachbarte Gegend, weil mehrere Fürsten sie sehen wollten. Zulezt wurden sie nach Münster zurükgeschikt. Hier erhielten sie ihr Todesurtheil, welches am 22sten Jenner*, in des Bischofs eigener Gegenwart, vor dem Rathhause vollzogen ward. Zuerst wurden sie mit glühenden Zangen zerfleischt, dann riß ihnen der Henker die Zungen aus dem Halse, und endlich, nach langer Marter, empfingen sie den Tod durch einen Dolchstoß ins Herz. Ihre Leichname wurden in eiserne Käfichte gestekt, und diese an der Südseite des Lambert's Thurms, des höchsten in der Stadt, befestiget. Johann ertrug seine kannibalische Todesmarter mit heroischem Gleichmuth. Dieser außerordentliche Mensch, welcher fähig gewesen war eine so unumschränkte Herrschaft über die Gemüther seiner Glaubensgenossen auszuüben, hatte, da er starb, erst das 26ste Jahr erreicht. Kerkering, die Königin Davira und mehrere andere Weiber wurden enthauptet.

* 1536.

Dies war das schrekliche Ende des Reichs der Wiedertäufer in Münster, und der hochfliegenden Plane ihrer Häupter. Längst sind die Gebeine dieser Unglüklichen zerstäubt,* aber ihre luftigen Gräber am LambertsThurme, und die eisernen Zangen an der Façade des Rathhauses zu Münster, werden noch lange die Nachwelt an eine der sonderbarsten Revoluzionen und an die barbarische Gerechtigkeitspflege der Vorwelt erinnern.

Noch jezt giebt es in Holland, im Nördlichen Teutschlande und in Preussen eine Gattung von Wiedertäufern, bekannt unter dem Namen Mennoniten, von Menno Simonsson, einem Niederländischen Wiedertäuferlehrer zu den Zeiten des Matthias, der ihr Stifter war. Es sind größtentheils arbeitsame und friedfertige Menschen, die mit jenen Schwärmern zu Münster fast nichts als den Namen gemein haben.

* Vor mehreren Jahren kam einst ein Holländer nach Münster, welcher dem Wächter des LambertsThurms eine ansehnliche Belohnung versprach, wenn er ihm einige Ueberreste von den Gebeinen König Johann's, im Fall deren noch vorhanden wären, verschaffen könne. Dieser, ohne sich lange zu bedenken, borgte schnell eine List von seiner Mutter, der heiligen katholischen Kirche. Er beschied den Holländer auf den folgenden Tag, schob indes ein Paar alte Menschenknochen in den Käficht Johann's; und als der ehrliche Batawer erschien, wurden sie in seiner Gegenwart herausgezogen, und ihm als die verlangten kostbaren Reliquien, gegen die versprochene Bezahlung, überliefert. Der Verfasser hat diese Anekdote von dem Nachfolger des listigen Thurmwächters, unter dessen Anführung er einst den schönen LambertsThurm bestieg.

Se-

Sebastian,
König von Portugal.

Historisches Basrelief.

Sebastian,

König von Portugal.

Portugal hatte sich im sechzehnten Jahrhunderte durch die glüklichen Entdekkungen seiner kühnen Seefahrer in entfernten Weltgegenden, durch einträgliche Niederlassungen in jenen Ländern, und durch einen sehr ausgebreiteten und vortheilhaften Handel, zu einem bedeutenden Range unter den Europäischen Staaten erhoben. Die Regierung König Emanuels des Großen, eines Zeitgenossen Kaiser Maximilian's des 1sten und Ferdinands des Katholischen, war die Epoke des höchsten Glanzes jenes in unsern Tagen so tief gesunkenen Reichs. Schon unter Johann dem 3ten, dem Sohne und Nachfolger Emanuel's, schien die Glorie Portugal's nach und nach wieder zu verdunkeln, und mit Johann's Tode,* welcher die Krone auf seinen Enkel Sebastian vererbte, erlosch sie auf immer.

Als der leztere zum Throne gelangte, war er ein dreijähriges Kind. Vater und Mutter — jener, Don Juan, König Johann's des 3ten

* 11. Jun. 1557.

Sohn, diese, Johanne, eine Tochter Kaiser Karl's des 5ten — waren bereits früher gestorben, und nach der Verfügung seines Großvaters, des verstorbenen König's, übernahm dessen Witwe Katharina, Kaiser Karl's des 5ten Schwester, die Vormundschaft und die Regierung des Reichs für ihren unmündigen Enkel. Vier Jahre lang verwaltete sie beides, dann übergab sie Vormundschaft und Regentschaft dem Großoheim des jungen Königs, Henrich dem Kardinal, und entsagte im Kloster der Welt.*

Henrich, zugleich Erzbischof von Braga und Evora, und Großinquisitor des Reichs, war von Jugend auf für den geistlichen Stand bestimmt gewesen und in demselben aufgewachsen; und nie hatten Staatsgeschäfte, oder die schwere Kunst, einen jungen Fürsten für seine künftige große Bestimmung zu bilden, seine fromme Seele beschäftiget. Sein Mündel zeigte nicht gemeine Anlagen des Geistes und Körpers. Wären jene mit zwekmäßiger Sorgfalt gepflegt worden, so hätten sie wahrscheinlich die besten Früchte getragen, und dann bewunderte die Nachwelt in Sebastian vielleicht einen treflichen Fürsten, anstatt daß er jezt nur ihr Bedauern und Mitleid erregt.

* 1561.

Sebastian's Erzieher waren der Ritter Alexis de Meneses und Ludwig de Camarra, Beichtvater des jungen Königs und ein eifriger Jesuit. Wenn jener seinen Zögling unaufhörlich von dem Ruhme unterhielt, den seine Vorfahren durch so viele in Indien und Afrika über die Ungläubigen, unter ihren Regierungen erfochtenen Siege erworben hätten; so pries der Jesuit das Verdienstliche der Ausbreitung des Katholischen Glaubens, und ermahnte ihn, künftig seine ganze Macht zur Beförderung eines so heiligen und glorreichen Zwekkes anzuwenden.

Sebastian hatte natürlichen Verstand, aber ihn belebte nicht jener hohe Genius, der sich mit eigener Kraft aus der Nacht der Vorurtheile, worin der Geist des Zeitalters und eine verkehrte Erziehung ihn zu begraben drohen, in lichtvollere Regionen kühn erhebt. Daher machten jene Unterhaltungen und Lehren tiefe Eindrükke auf sein Gemüth. Schon vom zartesten Alter an hatte der feurige Knabe einen mächtigen Hang zur religiösen Schwärmerei und brennenden Ehrgeiz geäußert; was Wunder also, daß seine Ideen, bei dem damals allesbelebenden Geiste der Reisen und Abentheuer in ferneren Weltgegenden, die sonderbare und gefährliche Richtung erhielten, die ihn noch

fast im Jünglingsalter einem frühen Verderben entgegenführte. Unternehmungen im Geschmakke der Kreuzzüge, Bekämpfung und Bekehrung der Ungläubigen, Eroberungen im Oriente, — das waren die grotesken Bilder, welche ihm seine gährende Fantasie am liebsten und lebendigsten darstellte. Kaum stark genug eine Lanze zu bäumen, hatte er schon den abentheuerlichen Plan entworfen, an der Spizze eines Heers nach Ostindien zu segeln, um dort die Rolle eines neuen, nach dem Geschmakke des Jahrhunderts gemodelten Alexander's zu spielen. Und diesen Lieblingsentwurf gab er auch im reiferen Alter nicht auf, sondern verwechselte ihn nur mit einem andern.

So wuchs Sebastian zur Volljährigkeit herauf. Nach dem Bilde, welches die Geschichtschreiber von ihm entworfen haben, besaß er eine wohlgebildete Gestalt, und ein männliches Gesicht mit einer schöngeformten Nase und niederhangenden Unterlippe. Dabei war er gutmüthig, kühn, geschikt in allen ritterlichen Uebungen, und von so außerordentlicher Leibesstärke, daß er ein Geldstük mit der flachen Hand in einen Tisch schlagen, und einen gefüllten Becher so zusammendrükken konnte, daß der Wein herausspruzte. Als einen Beweis seiner ungewöhnlichen Kühnheit erzählt man folgen-

den Vorfall. Er hatte Befehl gegeben, daß von den beiden Schlössern St. Julian und Belem auf alle vorübersegelnden Schiffe, welche nicht zur Durchsuchung landen würden, scharf geschossen werden sollte. Um sich zu überzeugen, ob auch dieser Befehl befolgt werde, bestieg er einst heimlich eine Brigantine, segelte zwischen beiden Schlössern ohne zu landen durch, und hielt unerschrokken, zum Entsezzen seiner Begleiter, das Feuer von beiden aus.

Bei jenen Vorzügen aber blieb doch sein Geist roh und ungebildet. Die Lehren der Priester hatten ihn zu einem blinden Eiferer für den Glauben und zu einem sklavischen Anhänger des Römischen Stuhls gemacht. Bigotterie und überspannte Begriffe von einer phantastischen Ehre beschäftigten so einzig seine Seele, daß sie selbst den süßen Gefühlen der Liebe sein Herz verschlossen. Unbekannt mit den Grundsäzzen der Staatsverwaltung, bekümmerte er sich wenig um die Regierung des Reichs, sondern überließ sie größtentheils den Jesuiten, welche damals anfingen, ihre große und merkwürdige Rolle zu spielen. Ward ihm eine Schrift zur Unterzeichnung vorgelegt, so wies er sie mit Unwillen von sich, und erklärte: er könne sich bei solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten, weil

er auf wichtigere Dinge zu sinnen habe. Einst machte er jedoch eine Ausnahme von dieser Gewohnheit, als eine Frau, deren Mann auf die Galeeren verurtheilt war, ihn antrat, und um Begnadigung des Gefangenen bat, weil sie sonst eine ganz Verlassene sei. Wir wollen sehen! erwiederte der König; aber die Bittende versezte: Keinen Aufschub, Don Sebastian! Was Ihr thun wollt, geschehe gleich. Bedenkt doch, daß ich arm, jung und von meinem Manne getrennt bin! meine Ehre schwebt in der größten Gefahr. — Sogleich fordert er Dinte und Feder, um die Bittschrift der Frau noch auf der Straße zu unterschreiben; und als seine Begleiter ihm vorstellten, daß es damit Zeit bis zu seiner Rükkehr in den Pallast habe, antwortete er schnell: Wo die Ehre in Gefahr schwebt, muß man nicht säumen.

Schon im Jahre 1574 hatte er einen Zug nach der Afrikanischen Küste gethan, um die dortigen Portugiesischen Besizzungen zu besuchen, und es waren dabei einige kleine Gefechte mit den Mauren vorgefallen. Jezt endlich gab eine Begebenheit, welche sich in jenen Gegenden zutrug, seinen Lieblingsschimären Wirklichkeit, und ward zugleich die Veranlassung zu der tragischen Wendung seines Schiksals.

Der Beherrscher von Fez und Marokko, Adam Mahomet, hatte vor seinem Tode verordnet, daß ihm seine Söhne, einer nach dem andern, in der Regierung des Landes folgen sollten, und erst nach dem Absterben des lezten von ihnen, sollten die Söhne des Erstgebornen den Thron besteigen. Abdallah der älteste der Brüder, folgte also seinem Vater; aber er ließ, um die Regierungsfolge unmittelbar auf seine Söhne zu bringen, alle seine Brüder ermorden, bis auf zwei, Mulei Molukko und Mulei Hamed, welche dem Blutbade entrannen. Nach Abdalla's Tode bestieg dessen erstgeborner Sohn Mulei Mahomet den Marokkanischen Thron. Da dies aber wider die Verordnung des Großvaters war, so begab sich sein entflohener Oheim Mulei Molukko von Konstantinopel, wo er sich bisher aufgehalten und durch seine Klugheit und Tapferkeit die Achtung der Türken erworben hatte, nach Algier, verband sich mit seinem Bruder Mulei Hamed, und entriß mit Hülfe eines Türkischen Hülfsgeschwaders seinem Neffen die Krone. Der entthronte Fürst nahm seine Zuflucht zu den Kristen, und suchte zuerst* bei dem Spanischen Monarchen, und

* 1576.

da dieser sich mit seinem Niederländischen Kriege entschuldigte, bei Sebastian Hülfe und Unterstüzzung zur Wiedererlangung der verlornen Herrschaft.

War Mahomet's Antrag in Madrit mit Kälte aufgenommen worden, so hörte man ihn dagegen in Lissabon mit Entzükken an; denn dem schwärmerischen Sebastian schien er ein unmittelbarer Ruf vom Himmel, in Afrika zugleich mit seiner Herrschaft den heiligen Katholischen Glauben auszubreiten. Ohne Bedenken erhielt Mahomet, der sich damals zu Tanger befand, das Versprechen: daß der König nicht nur in eigener Person nach Afrika überschiffen, sondern auch mehrere Europäische Fürsten auffordern würde, ihn mit vereinten Kräften wieder auf den väterlichen Thron zu sezzen. Sebastian säumte nicht, seine Zusage zu erfüllen. Er sandte seinen Staatssekretär Pedro von Alkazoba nach Madrit, bei Philip dem 2ten seinem Oheim, um eine der Infantinnen für ihn zu werben, und ihn um Theilnahme an dem beschlossenen heiligen Kriege zu ersuchen. Eine persönliche Zusammenkunft beider Monarchen in dem Kloster U. L. Frauen zu Guadaloupe an der Spanischen Grenze,* war die Folge dieser Gesand-

* 1577.

schaft. Bei einer geheimen Unterredung, welche sie hier hatten, und bei der Niemand, als der berühmte Herzog von Alba zugegen war, widerrieth Philip dem Anschein nach sehr ernstlich den Zug nach Marokko; und entwikkelte ihm alle damit für seine Person und sein Reich verknüpften Gefahren. Alle Vorstellungen aber waren fruchtlos, und vielleicht sah Philip das thörigte Beginnen seines Neffen nicht ungern, denn seine schlaue Politik ließ ihn die Folgen davon ziemlich richtig vorher sehen. Er versprach endlich 50 Galeeren und 5000 Kriegsleute zu dem Zuge herzugeben, ein Versprechen, welches jedoch nicht gehalten ward.

Nach der Rükkehr von der Spanischen Grenze betrieb Sebastian mit dem größten Eifer die Zurüstungen; und seine Ungeduld überflog den langsamen Gang der Anstalten, welche durch die gänzliche Erschöpfung der Finanzen sehr verzögert wurden. Weder die Vorstellungen seiner weisesten Räthe über die Gefahr der Unternehmung, noch die Abmahnungen seiner Großmutter, welche der Gram tödtete, und seines alten Großoheims Henrich, der sich weigerte während seiner Abwesenheit die Regentschaft zu übernehmen, machten irgend einen Eindruk auf ihn.

Er verwarf die Gründe der kalten Ueberlegung mit der raschen Unbesonnenheit eines vier und zwanzigjährigen Jünglings, der nur auf die verführerische Stimme der Leidenschaft hört. Selbst das in jenen Zeiten des Aberglaubens so gefürchtete Vorzeichen, ein damals eben erschienener Komet, konnte ihn nicht zurükschrekken, denn er schien eben so wohl Marokko als Portugal zu bedrohen.

Endlich waren die Zurüstungen vollendet. Sebastian ernannte fünf vornehme Portugiesen, unter welchen sich der Erzbischof von Lissabon befand, zu Reichsregenten während seiner Abwesenheit. Am Johannistage 1578 schiffte er sich ein, beseelt von Freude und stolzen Erwartungen. Seine Kriegsmacht bestand aus 9 bis 10000 Portugiesen, aus 2000 Spaniern, geführt von Don Alfonso de Aguilar, 3000 Teutschen, unter dem Obersten Amberger, welche der Prinz von Oranien gesandt hatte, und 600 Italienern unter Thomas Stukley, die eigentlich von dem Pabste für die Katholischen Irländer bestimmt waren, aber sich zu diesem Zuge hergegeben hatten. Dazu kam noch eine Menge Freiwilliger, zum Theil aus den ersten Geschlechtern des Königreichs; unter andern

Don Antonio Prior von Crato, der in der Folge Ansprüche auf die Portugiesische Krone machte, Theodosio des Herzogs von Braganza achtjähriger Sohn, der Herzog von Aveiro, die Grafen von Vimiosa, Vater und Sohn, die Bischöfe von Coimbra und Porto, und viele andere mehr, welche alle glühend von Religionseifer und Durst nach Abentheuern, entschlossen waren, sich unter den Augen eines kriegerischen Königs auszuzeichnen. Ein ungeheurer Tros folgte dem Heere. Ganze Schaaren von Fuhrleuten, Marketendern, und anderm Gesindel, Bedienten und Leibeignen, Freudenmädchen und Weibern, ja sogar mehr als 200 säugende Kinder, begleiteten dasselbe. Viele dieser thörigten Menschen, von leichtgläubiger Hoffnung verblendet, unternahmen die Reise, um sich in den Provinzen, welche das Heer erobern würde, niederzulassen, und sie hatten sich zum Theil mit Strikken versehen, die gefangenen Mauren, ihre künftigen Sklaven damit zu binden. Die Menge der Nichtstreitenden übertraf bei weitem die Zahl der Kriegsleute; ein Portugiesischer Schriftsteller selbst giebt jene auf 26000 Köpfe an. Das Loos dieser Unglüklichen war traurig, die wenigsten sahen ihr Vaterland wieder.

Die Fahrt über die Meerenge ging glüklich von statten. Der König selbst mit einigen Schiffen landete bei Tanger, welches damals so wie Arzilla, Oran und Ceuta im Besizze der Kristen war. Hier erwartete ihn sein Schüzling Mulei Mahomet mit einem Gefolge von 300 Maurischen Kriegern. Der größte Theil der Flotte landete bei Arzilla, wohin auch Sebastian und Mahomet von Tanger abgingen.

Man hatte weder daran gedacht einen zwekmäßigen Plan für den Feldzug zu entwerfen, noch die nöthigen Anstalten für den Unterhalt des Heers getroffen; Sebastian war zwar ein braver Soldat, aber die Talente und Kenntnisse eines Felherrn fehlten ihm ganz. Indes ward beschlossen, zuerst gegen die Stadt Larache vorzudringen, und sich derselben zu bemächtigen. Zur Bedekkung der Flotte wurden 1000 Mann zurük gelassen; ein anderer Haufe ward nach Magazan abgesandt; das Hauptheer, bei welchem der König, Mulei Mahomet und dessen Sohn Mulei Scheich sich befanden, brach gegen Larache auf. Johann von Cordova führte die 2300 Mann starke Reiterei desselben. Er stieß auf einen zahlreichen Haufen leichtberittener Mauren, griff ihn an, und vernichtete ihn

fast ganz; wobei den Kristen ihre Pistolen sehr gute Dienste thaten. —

Mulei Molukko, dem die Geschichte das ehrenvolle Zeugniß giebt, daß er sich durch Weisheit, Thätigkeit, liebreiche Herablassung und andere trefliche Eigenschaften unter den Fürsten seiner Nazion auszeichnete, hatte indes alles angewandt, um seinem Gegner den kräftigsten Widerstand entgegen zu sezzen, und sich im Besiz des Marokkanischen Throns zu behaupten. Die unruhigen Araber, welche der Gegenparthei anhingen, hatte er geschlagen, und ihnen ihre Pferde genommen; auch die Päſſe, welche nach ihren Wohnsizzen führten, besezt, um sich den Rükken gegen ihre Angriffe zu sichern. Darauf zog er, obgleich durch eine heftige Krankheit, die Folge einer mit Verstopfung verbundenen Hipokondrie, äußerst entkräftet, in Person den Kristen entgegen, als sie auf dem Wege nach Larache waren. Sein Heer ward auf 40000 Streiter geschäzt. Es befand sich eine zahlreiche Reiterei bei demselben, die er mit den weggenommenen Pferden der Araber vortreflich beritten gemacht hatte. Eine Schaar reitender Büchsenschüzzen, die sämtlich rothe Müzzen trugen, zeichnete sich dabei vorzüglich aus.

Das Kristliche Heer, 14000 Mann Fußvolk und 2300 Reiter stark, erschien im Angesichte der Feinde; und Sebastian voll stolzen Vertrauens auf seinen vermeinten himmlischen Beruf zur Bekämpfung der Ungläubigen, ließ sich nicht schrekken durch die dreimahl stärkere Anzahl der Mauren, sondern brannte vor Begierde sich mit ihnen in offener Feldschlacht zu messen. Die Kristen schlugen ihr Lager auf in einer weiten öden Ebene ohne Baum und Strauch, zwischen zwei Flüssen, die eine Meile von einander entfernt sind, ohnweit Alkassar, von wo man bis Larache noch etwa fünf Meilen hat. Sie umgaben es mit einer Wagenburg von Feldwagen, Karren, Tonnen und anderem Geräthe, zur Sicherung wider nächtliche Ueberfälle. Don Alvaro Perez, der mit 500 Reitern und 1200 Landsknechten, unter dem Hauptmann Balliotin, den Vortrab machte, lagerte sich in einiger Entfernung vom Hauptheere, um die Vereinigung mit den Arabern zu erleichtern; denn Armabach, ein Arabischer Anführer, der sich bei Sebastian befand, hatte 10000 von seiner Nazion aufgeboten, zu den Kristen zu stoßen; aber sie zögerten, um erst abzuwarten, ob das Kriegsglük die Kristen begünstigen werde. Perez eröffne-

öffnete das ernstere Kriegsspiel durch ein Paar glükliche Gefechte mit den Mauren, wofür Sebastian ihn und die Anführer der Büchsenschüzzen und Landsknechte mit kostbaren Ringen und anderm Geschmeide belohnte. Der König aber dürstete nach einer allgemeinen Schlacht. Und es war auch Zeit einen entscheidenden Kampf zu wagen, denn schon zeigte der Mangel an Lebensmitteln seine furchtbare Gestalt im Kristlichen Lager.

Montags am 4ten August,* rükten die Heere zur Schlacht aus. Die öde weite Ebene ohnweit der Stadt Alkassar, in welcher das Lager der Kristen stand, ward der Schauplaz des furchtbaren Kampfs, der in wenigen Stunden Tausenden von Unglüklichen Leben oder Freiheit kostete. Der Bischof von Koimbra, welchem die Nacht zuvor geträumt haben soll, die Portugiesen wären geschlagen und alle in die Hände der Mauren gefallen, weshalb er auch sein Gepäkke eiligst zurüksandte, — ertheilte dem Kristlichen Heere den Segen. Darauf ritt Sebastian, schimmernd in grüner Waffenrüstung, auf einem weissen prächtig geschmükten Rosse, dem treflichsten,

* 1578.

welches Portugal je hervorgebracht hatte, durch die Reihen seiner Krieger, und forderte sie auf: Muthig zu stehen im Kampfe für Freiheit und Glauben. Das Fußvolk stand in der Mitte, auf beiden Flügeln schüzte es die Reiterei. Im Rükken der Kristlichen Schlachtordnung floß der kleine Fluß Mucazan, welcher gegen Larache hinströmt.

Dem Heere der Kristen gegenüber hatten die Schaaren der Mauren, zusammengesezt aus mehreren Nazionen, sich zum Kampfe geordnet. Ihre Stellung hatte die Form eines halben Mondes, dessen Spizzen die leichte Reiterei bildete. Unter einem schreklichen Getöse von Trommeln und Pfeifen zogen sie heran, und dehnten ihre Flügel weit über die Seiten des viermahl schwächern Kristlichen Heers hinaus, um es bei ihrer Ueberlegenheit zu umstrikken und einzuschließen. Mulei Molukko war unfähig ein Roß zu besteigen. Er ließ sich in einer Sänfte ein Lager bereiten, und erwartete in der Nähe des Schlachtfeldes den Ausgang des Kampfs. Mulei Hamed, sein Bruder, stand an der Spizze der Reiterei.

Immer noch hofften die Kristen, daß ein Theil der bei dem feindlichen Heere befindlichen Araber

zu ihnen übergehen werde, und verzögerten deshalb den Angriff mehrere Stunden, wodurch sie vielleicht den Grund zu dem Unglükke des Tages legten. Endlich gegen Abend erhob sich die Schlacht. Beide Theile brannten von Wuth und wildem Religionshaß. Die Kristliche Reiterei, geführt von dem Herzoge von Aveiro und Johann von Cordova, brach zuerst gegen die Feinde hervor. Diese, mit ihren leichten Rossen vermochten dem Ungestüm ihrer schwergerüsteten Gegner, so lange diese geschlossen blieben, nicht zu widerstehen, und bald lag ein großer Theil der Maurischen Reiter zu Boden geschmettert durch das Geschüz der Kristen, oder niedergehauen durch ihre Reitergeschwader. Was nicht stürzte entfloh in größter Verwirrung. Auf die Araber machte diese Flucht einen tiefen Eindruk, und vielleicht hätten sie das Schlachtfeld ohne Widerstand verlassen, hätte nicht der übrige Theil des Heers noch unerschrokken Stand gehalten.

Schnell dringt die Schrekkensbotschaft von der Flucht seiner Reiterei zu Molukko's Lager, und rüttelt den schon halb Entseelten noch einmahl wieder auf aus dem beginnenden Todesschlummer. Er rafft sich empor mit Anstrengung seiner lezten Kräfte, taub gegen die dringenden

Vorstellungen seiner Begleiter, läßt sich auf ein Roß heben, sammelt die Flüchtlinge und sendet sie von neuem in die Schlacht; sinkt dann, von dieser gewaltsamen Anstrengung tödtlich erschöpft, vom Rosse, und stirbt nach wenigen Minuten, ohne die Folgen seiner heroischen That noch zu erleben. Nach einigen Maurischen Berichten, soll Molukko schon vor der Schlacht zu Alkassar, anderthalb Stunden von der Wahlstatt entfernt, gestorben seyn. Man verschwieg seinen Tod, und ein treuer Sklave, Namens Mirvan, ertheilte während dem Treffen die Befehle, als ob sie von seinem verstorbenen Herrn gegeben wären.

Die Schlacht war auf der ganzen Linie der Streitenden entbrannt. Ueberall ward mit der wildesten Erbitterung gekämpft und gemordet. Aber die außerordentliche Ueberlegenheit der Mauren in Absicht der Anzahl der Krieger, von der sie auf der ebenen Fläche des Schlachtfeldes den furchtbarsten Gebrauch machten, entriß den Kristen alle Früchte ihres Muths, so tapfer und unerschrokken die leztern auch anfangs kämpften.

Die Portugiesischen Regimenter Silveira und Norogna wurden zuerst angegriffen, überflügelt und in Unordnung gebracht. Die Verwirrung

theilte sich auch den Spaniern und Italiern mit, und ward allgemein, als es einigen Maurischen Abtheilungen gelang, in das Gepäkke der Kristen zu fallen. Zwar unternahm die Reiterei der lezteren noch einige wüthende Angriffe auf die Mauren, aber sie entschieden nichts; denn das Kristliche Heer war schon überall umringt, und kämpfte nur noch im wilden Handgemenge, ohne Ordnung und Zusammenhang.

Von allen, welche der Schlacht beiwohnten, zeichnete sich keiner so sehr durch romantischen Heldenmuth aus, als Sebastian. Unwiderstehlich war er an der Spizze der Ritterschaft in die dichten Haufen der Feinde eingedrungen. Drei Rosse schon sind unter ihm getödtet, er selbst ist verwundet, und immer noch unterhält er mit wenigen Tapfern den Kampf wider die ihn rings umgebenden Mauren. Dunkel, verworren und ungewiß sind die Nachrichten von seinen ferneren Schiksalen; selbst die, welche von Augenzeugen herrühren. Doch scheint die folgende wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Als die Schlacht schon verloren war und der König sich in der größten Gefahr befand, riethen ihm viele, sich dem Kampfe zu entziehen und seine

Person in Sicherheit zu bringen; und der Alkaide Ventuda, ein des Landes kundiger Mohr, erbot sich ihn sicher hinweg zu führen. Aber Sebastian von dem Fantom der eingebildeten Ehre, zu seinem Verderben unaufhörlich verfolgt, erwiederte: Was würde aus meiner Ehre werden, wenn es hieße, ich sei geflohen! — Er schlug sich darauf bis zu dem Rükhalte durch, wo noch einige Reiterhaufen in Ordnung waren, und muthig wider die sie umringenden Mauren kämpften. Der König forderte Wasser seinen brennenden Durst zu stillen, trank und goß sich auch etwas zwischen den Harnisch hinein, um seinen Körper abzukühlen und zu erfrischen. Das Gefecht dauerte fort, und ein Portugiese nach dem andern fiel.

Endlich stürzte sich Sebastian begleitet von Christoph von Tavora, welcher nie von seiner Seite wich, von dem Grafen Alfonso von Vimiosa und Nugno Mascaregnas mitten unter die Feinde. Mancher der lezteren erlag unter den Streichen der vier Helden. Aber bald wurden sie umringt von den Feinden, welche ihnen zuriefen: sich zu ergeben! Sebastian, zu Tavora sich wendend, sagte: Nein, nur mit dem Tode muß ein König seine

Freiheit verlieren! Da sprengte der Graf von Vimiosa, voll Schmerz und Verzweiflung über die Worte des Königs, Todverlangend in das Gedränge der Feinde, und ward niedergehauen. Jezt rief ein Renegat, der sich unter den Mauren befand, und den König erkannte, ihm und Tavora zu: Wollt ihr das Leben erhalten, so folgt mir! Er jagte voran, sie folgten, aber die Feinde eilten ihnen nach und holten sie ein. Der Kampf entglühte von neuem. Tavora fiel, der König ward entwaffnet und gefangen. Auch Nugno Mascaregnas fiel den Siegern in die Hände. Bald geriethen die lezteren in Streit und Handgemenge über den Besiz ihres vornehmen Gefangenen. Da kam ein Maurischer Hauptmann herbei, gebot ihnen Ruhe, und um dem Zwist ein Ende zu machen, gab er dem Könige einen Hieb mit dem Säbel auf den unbedekten Kopf über die Augenbraunen, daß er vom Rosse stürzte, worauf ihm die übrigen Mauren, um ihm den Rest des Lebens zu rauben, noch mehrere Wunden an denen vom Harnisch nicht bedekten Theilen des Körpers beibrachten. — Anderen Nachrichten zu Folge, stekte Sebastian, da er sah, daß aller fernere Widerstand unnüz sei, ein weißes Tuch auf eine Lanze, zum

Zeichen, daß er sich ergeben wolle; aber die Mauren, welche die Bedeutung dieses Zeichens nicht kannten, fielen über ihn her, und hieben ihn nieder mit allen seinen Begleitern. — So viel ist gewiß, daß Niemand etwas Entscheidendes von dem Ende des Königs zu sagen wußte. Man hatte ihn nur, von den Feinden umringt, vom Pferde stürzen sehen, und hielt ihn für todt, weil ihn Niemand wieder sah.

Die siegenden Mauren erwürgten alles was ihnen von den Kristen in die Hände fiel, besonders war das Blutbad unter dem wehrlosen Tros entsezlich. Ueber 12000 wurden ein Opfer des Todes und die ihr Leben retteten, wurden gefangen und als Sklaven fortgeführt. Mehr als 17000 traf dies harte Schiksal, unter welchen sich der Prior von Crato, der jüngere Graf von Vimiosa, der Bischof von Koimbra und viele andere der vornehmsten Theilnehmer des unglüklichen Zuges befanden. Auch ein Haufe von tausend Weibern und säugenden Kindern ward den Siegern zur Beute. Nur wenige vom Kristlichen Heere retteten Leben und Freiheit. Die Portugiesische Flotte unter Diego von Sousa, welche auf der Höhe von Larache gekreuzt hatte, segelte auf die Nachricht von dem tragischen Aus=

gange der Schlacht, an der Küste bis Tanger herab, und nahm die unglüklichen Trümmern des Kristlichen Heeres auf.

Mulei Mahomet, Sebastian's Schüzling, entkam zwar lebend aus der Schlacht, aber er ertrank in dem Flusse Makazan, über welchen er, vertrauend seinem treflichen Rosse, sezzen wollte, um nach Arzilla zu flüchten. Mulei Hamed erfuhr erst nach der Schlacht den Tod seines Bruders Molukko; er bestieg nun den Marokkanischen Thron und ließ, wie man sagt, den treuen Mirvan, dem er den Sieg zu verdanken hatte, ermorden, weil er ihm den Ruhm desselben entzogen habe.

Einen so unglüklichen Ausgang hatten das abentheuerliche Unternehmen und die unwürdige Regierung Sebastians. Wenige von den Portugiesen, welche ihn nach Afrika begleitet hatten, sahen ihr Vaterland wieder. Aber die gefangenen Spanischen Officiere wurden in der Folge, durch Vermittelung eines gewissen Korsikaners, Namens Andrieto Casparo, eines Lieblings des neuen Marokkanischen Monarchen, aus der Sklaverei entlassen, wofür König Philip der 2te den ersteren reichlich belohnte.

Ganz Portugal gerieth in Bestürzung über die blutige Niederlage bei Alkassar, und fast alle Geschlechter des Adels legten Trauer an, denn die meisten hatten eins oder mehrere ihrer Glieder verloren. So bald die erste Nachricht von dem Verluste der Schlacht und dem Verschwinden des Königs in Lissabon eintraf, benachrichtigten die Reichsverweser den Staatsrath davon, und die Rechtsgelehrten entschieden: daß so lange man noch keine gewisse Nachricht von dem Tode des Königs habe, der Thron noch nicht für erledigt gehalten werden, und Don Heinrich, Sebastians Großoheim und rechtmäßiger Nachfolger, bis dahin die Regierung nur als Reichsverweser übernehmen könne. Lezteres geschah auch *, und der Kardinal ward sogleich in dieser Würde bestätigt. Indes kam schon am nächsten Montage Don Francisko de Sousa von Tanger an, und übergab dem Kardinal einen Brief von Melchior de Amaral, worin dieser meldete: daß Sebastian todt sei und daß er selbst ihn in dem Hause des Alkalden Suffiano zu Alkazarquivir begraben habe. — Auf diese Anzeige ward nunmehr der Thron für erledigt erklärt; die Wappen wurden wegen des

* 22. Aug. 1578.

Absterbens des Königs zerrissen, man hielt dem Verstorbenen ein feierliches Leichenbegängniß, und krönte einige Tage darauf den Kardinal zum Könige von Portugal.*

Diese Umstände erzählt Seabra da Silva, der neueste Portugiesische Geschichtschreiber. Wäre der Inhalt des von ihm angeführten Schreibens vollkommen gegründet, und wäre es erwiesen, daß der, welchen Melchior von Amaral zu Alkázarquivir begraben sah, auch wirklich König Sebastian gewesen sei: so ließen sich dadurch alle in der Folge entstandenen Zweifel an dem wirklichen Tode des unglüklichen Fürsten widerlegen. Doch weiter unten mehr über diesen so oft und lange bestrittenen Gegenstand.

Der alte schwachköpfige und bigotte Henrich regierte nur ein Jahr, und starb Kinderlos**, ohne daß etwas wegen der Nachfolge bestimmt worden wäre, welches die Spanische Parthei, zu welcher vorzüglich die Geistlichkeit gehörte, immer zu verhindern suchte. Nicht weniger als fünf Kronprätendenten traten nach seinem Tode auf. Unter ihnen befand sich der Prior von Crato, welcher bald wieder aus

* 28. August. ** 1580.

der Marokkanischen Gefangenschaft zurükgekehrt war. Aber der mächtigste von allen war König Philip der 2te von Spanien, des verstorbenen Königs Neffe von mütterlicher Seite. Er verdrängte alle seine Nebenbuhler; ein Heer von 22000 Spaniern unter dem alten Herzog von Alba brach in Portugal ein, und unterwarf das ganze Land. Philip ließ sich zu Lissabon krönen, vereinigte Portugal mit der Spanischen Monarchie * und der Erzherzog Albert von Oestreich ward zum Statthalter des Landes ernannt.

Wie schonend und gelinde auch Philip seine neuen Portugiesischen Unterthanen behandelte, so war ihnen doch die Herrschaft der Spanier ein unerträgliches Joch. Es beleidigte ihren Stolz, ihr geliebtes Vaterland, ein so altes nicht unberühmtes Königreich, jezt auf einmahl zu einer bloßen Provinz eines benachbarten verhaßten Staats herabgesunken zu sehen; und mit Sehnsucht wünschten sie die milde Regierung ihrer ehemaligen Fürsten zurük. Jene Unzufriedenheit und diese Wünsche veranlaßten sehr natürlich immer wieder neue Untersuchungen der,

* 1582.

gleich nach der unglüklichen Schlacht bey Alkassar aufgeworfenen und seitdem so oft wiederholten Frage: ob König Sebastian denn auch wirklich todt sei? Und diese Frage gab wieder Veranlassung zu näherer Prüfung der Nachrichten von seinem Tode, welche man in der ersten Bestürzung so unbedingt als wahr angenommen hatte. Bei ruhigerer und kälterer Erwägung fand man sie nichts weniger als befriedigend, sie ließen hundert Zweifeln Raum, und so kam es denn, daß sich fortdauernd die Sage erhielt, Sebastian sei nicht todt, sondern lebe noch irgendwo unbekannt und verstekt.

Was vorzüglich die Zweifel an seinem Tode erregte, sind folgende Umstände und Thatsachen. Es waren überhaupt nur wenige Portugiesen aus der Schlacht von Alkassar zurükgekommen, und von allen diesen hatte keiner den König wirklich todt gesehen. Also nur von den Mauren, welche seinen Leichnam gefunden hatten, und von den gefangenen Portugiesen, welche diesen Leichnam nach seiner Auffindung in Augenschein genommen, und als den ihres Königs anerkannt hatten, schrieb sich die Nachricht seines Todes her. Freilich war die Aussage der Mauren und

jener Portugiesen gerichtlich aufgezeichnet worden, aber ob die darüber ausgestellte Urkunde die Zweifel an Sebastians Tode entkräften könne, mag ein kurzer Bericht von denen mit der Auffindung seines angeblichen Leichnams verknüpften Umständen darthun.

Niemand hatte den Körper des Königs gleich nach seinem Tode oder in seinen Waffen gesehen. Erst am Tage nach der Schlacht, da Mulei Hamed bei Todesstrafe befahl, alle gefangenen Portugiesen vor ihn zu führen, ward nach dem Könige gefragt, und jezt that Nugno Mascaregnas, der einzige der noch von seinem Gefolge am Leben war, die Anzeige wo und wie er ihn habe fallen sehen. Der Marokkanische Fürst gab hierauf Befehl, seinen Leichnam aufzusuchen und aufzuheben, und ein Portugiese, Namens Resendius, mußte die zu diesem Geschäfte ausgesandten Mauren begleiten. Nach einiger Zeit kam einer von den lezteren zurük und brachte einen über ein schlechtes Pferd hangenden, ausgekleideten, durch Wunden, Blut und die auflösende Hizze jenes glühenden Klima's entstellten Todten ins Lager, welchen er an der Stelle wo Sebastian gefallen seyn sollte, aufgehoben hatte. Diese Erscheinung erregte allge-

meines Aufsehen im Lager, alles strömte vor dem Zelte Mulei Hamed's zusammen, um den Leichnam zu sehen, und Eduard Meneses, Ferdinand de Castro, Melchior Amoral, Mascaregnas, Resendius und mehrere andere gefangene Portugiesen, welche zugegen waren, erkannten ihn öffentlich für den Körper ihres ehemaligen Königs Sebastian. Man hörte hierauf ein allgemeines Wehklagen unter den Gefangenen und Mulei Hamed selbst vergoß Thränen bey dem Anblik des Todten, über die Unbeständigkeit und Vergänglichkeit menschlicher Größe. Der Leichnam ward nach diesem Auftritt in eine Kiste mit ungelöschtem Kalk gethan, und zu Alkazarquivir beerdigt. Hier blieb er ein ganzes Jahr lang, denn unter Don Henrichs Regierung bekümmerte man sich nicht um ihn. Erst nach Philips des 2ten Gelangung zur Portugiesischen Krone, ward er zurükgefordert, und anfangs nach Ceuta und von da nach Lissabon gebracht, wo er in der Königlichen Gruft zu Belem bestattet ward.

Wie scheinbar nun auch jene Erkennungsszene vor dem Zelte Mulei Hamed's für den wirklichen Tod des Königs zeugt, weil die Erkennung durch ein Anzahl von Personen geschah,

welche den unglüklichen Fürsten im Leben genau gekannt hatten: so findet man sie doch bei etwas näherer Beleuchtung nichts weniger als genugthuend und überzeugend. Es entsteht die Frage: Konnten und wollten jene Männer, welche den gefundenen Leichnam als den Körper ihres Königs anerkannten, auch die Wahrheit sagen? und hier drängen sich dem Unbefangenen allerdings eine Menge von Zweifeln auf. Wie war es möglich von einem so entstellten und unkenntlichen Leichnam etwas Gewisses und Ueberzeugung zu behaupten! Hätte man ihn in seiner Kleidung, in seinen Waffen gefunden, so würden diese Bedekkungen ihn als den, wofür man ihn hielt karakterisirt haben; aber in dem Zustande und unter den Umständen worin man ihn fand, konnten wol schwerlich selbst diejenigen, welche den König am genauesten gekannt hatten, bestimmt angeben, ob es sein Körper sei. Eben so zweifelhaft ist es, ob jene, durch welche die Anerkennung geschah, auch Wahrheit sagen wollten? War dies auch bei einigen von ihnen der Fall, so hatten andere dagegen vielleicht ihre Gründe, warum sie ihre wahre Meinung verheimlichten. Konnten sie nicht deshalb seinen Tod bestätigen, um ihm, wenn er noch am Leben

seyn

seyn möchte, Flucht und Rettung dadurch zu erleichtern?

Wenn nun jene Erkennungsszene nicht von der Art ist, daß sie den Tod des Königs unwidersprechlich beweist, so muß lezterer auch immer zweifelhaft bleiben, denn aus der obigen Erzählung ergiebt sich, daß es bei der ersten Wiedererkennung blieb, da der Körper nachher in eine Kiste mit ungelöschtem Kalk gelegt ward, der ihn gleich verzehren mußte.

Ein berühmter Reisender der damaligen Zeit, Namens Leblanc von Marseille, welcher der Schlacht von Alkassar als Augenzeuge beigewohnt und einen schriftlichen Bericht von derselben hinterlassen hat, sagt: er habe den vermeinten Leichnam Sebastians, welchen man in eine Kiste mit ungelöschtem Kalk verschlossen, zwar gesehen, aber viele hätten behauptet, es sei der Körper eines gemeinen Schweizers, und der König lebe noch. Und nicht nur unter den gefangenen Portugiesen zweifelte man an dem wirklichen Tode Sebastians; auch unter den Mauren erhielt sich noch lange nachher die Sage: er lebe noch unbekannt als Sklave unter ihnen, denn unter den Todten habe man ihn nicht gefunden.

Alle diese Umstände, welche man erst nach und nach in Portugal erfuhr, erregten bei dem Volke häufige und nicht ungegründete Zweifel an dem Tode ihres unglüklichen Fürsten. Vergebens bestätigten ihn die aus der Marokkanischen Gefangenschaft zurükkehrenden Spanischen Officiere; man traute ihren Aussagen schon darum nicht, weil sie Spanier waren, und die Meinung von dem begrabenen Schweizer erhielt sich. Selbst die Grabschrift in der Gruft zu Belem über den Gebeinen dessen, den man dort als den wahren Sebastian bestattete, beweist die Zweifel der Nazion über seinen Tod. Sie lautet: Hoc jacet in tumulo, si fama est vera, Sebastes!

Die Unzufriedenheit der Portugiesen mit der Spanischen Regierung, und die mancherlei Gerüchte über Sebastians wahres Schiksal, veranlaßten nach und nach mehrere Abentheurer und Betrüger, sich für den verschwundenen unglüklichen Fürsten auszugeben.

Der erste falsche Sebastian erschien im Jahre 1585. Er soll der Sohn eines Webers aus Alkazobar gewesen seyn, und hatte sich als Laienbruder in den Orden U. L. F. vom Berge

Karmel begeben. — Seiner Ausschweifungen wegen ward er aus dem Orden gestoßen, worauf er eine Einsiedelei in der Gegend von Albuquerque bezog, wo er anfangs einen ziemlich anstößigen Lebenswandel führte. Auf einmahl verbreitete sich das Gerücht von ihm, daß er König Sebastian sei. Aber die Obrigkeit ließ ihm nicht Zeit diese Rolle lange fortzuspielen. Man bemächtigte sich seiner, ließ ihn auf einem großen Pferde mit gebundenen Händen durch Lissabon führen, um ihn dem Volke öffentlich als einen Betrüger darzustellen, und sodann auf die Galeeren schmieden.

Matthäus Alvarez, der Sohn eines Steinmez von der Insel Terzera, war der zweite, welcher sich für Sebastian ausgab. Er lebte als Einsiedler in der Nachbarschaft der Stadt Friceira, und durch ein Ohngefähr entstand unter den Landleuten der dortigen Gegend die Sage von ihm, er sei König Sebastian, der hier in der Verborgenheit seine Sünden abbüße. Sie drangen in ihn, sich zu erkennen zu geben, und Eigennuz und Eigenliebe verleiteten ihn, das Volk in seinem Irrthum zu bestärken. Nun zeigte er sich öffentlich als Fürst, seine Anhänger ergriffen die Waffen und schlugen sich mit den

wider ihn ausgesandten Spanischen Truppen. Aber sie wurden besiegt, der unglükliche Alvarez ward gefangen, nach Lissabon geführt, und dort nebst mehrern seiner Anhänger öffentlich gehangen und geviertheilt.

Die Geschichte des dritten falschen Sebastians ist verwikkelter, als der kurze Roman jener beiden ersten Betrüger. Die Erscheinung desselben war das Werk der Antispanischen Parthei*, und ihr Urheber Michael de los Santos ein Augustinermönch. Pater Michael ein gelehrter und Rånkevoller Mann, war Beichtvater und eifriger Anhänger des Priors, Don Antonio von Crato, und ward als solcher nach Philips des 2ten Thronbesteigung aus Portugal entfernt und als Beichtiger im Frauenkloster zu Madrigal in Kastilien angestellt. Sein glühendster Wunsch, der auch hier in seiner Verbannung ihn nie verließ, war sein Vaterland von der Spanischen Herrschaft zu befreien, und mit der Krone desselben das Haupt seines ehemaligen geliebten Beichtsohns des Prinzen Antonio zu schmükken.

Einst erfuhr er, daß sich ein gewisser Gabriel de Spinosa zu Madrigal niedergelas-

* 1594 und 1595.

sen habe. Er hatte diesen Mann, welcher aus Toledo gebürtig und jezt mit einer jungen von ihm entführten Portugiesin nach Madrigal gekommen war, um mit kleinen Pasteten zu handeln, während des Spanischportugiesischen Kriegs kennen gelernt, dem jener beigewohnt hatte. Der Pater, auf alles aufmerksam was nur irgend ein Mittel zur Ausführung seiner großen Entwürfe abgeben konnte, hatte kaum Spinosa's Anwesenheit in seiner Nähe erfahren, so beschloß er auch, sich seiner dabei zu bedienen. Ihn die Rolle eines falschen Sebastians spielen, durch ihn Portugal den Spaniern entreißen zu lassen, und dann die Portugiesische Krone dem Prior von Crato zuzuwenden, — das war der Plan, welcher schnell in seinem erfinderischen Kopfe gereift war. Gabriel de Spinosa, der von dem lezten Theile desselben nichts erfuhr, gab seine Einwilligung, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen. Jezt wandte sich Pater Michael an die Donna Anna von Oestreich, eine natürliche Tochter des berühmten Don Juan de Austria, welche sich in dem Kloster zu Madrigal aufhielt, entdekte ihr unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, daß König Sebastian noch lebe, und forderte sie

auf, dem unglüklichen Monarchen zur Wiedererlangung seines Reichs behülflich zu seyn, in welchem Falle sie vielleicht seine Gattin und also Königin von Portugal werden könne.

Der angebliche Sebastian ward ihr vorgestellt und die gute Dame, des Klosterlebens vielleicht überdrüssig und lüstern nach der ihr eröffneten reizenden Perspektive, erkannte ihn nicht nur für ihren Königlichen Vetter und versprach ihm ihre Unterstüzzung, sondern schenkte ihm auch ihr ganzes Geschmeide, und sezte ihn durch diese Freigebigkeit in den Stand, daß er nach Valladolid gehen und dort in einer glänzenden Gestalt erscheinen konnte. Mehr bedurfte es nicht, um die Aufmerksamkeit des Volks auf sich zu ziehen. Zu seinem Unglük gerieth er mit einem gemeinen Weibe in Bekanntschaft, und ließ ihr unvorsichtigerweise einige seiner Kostbarkeiten sehen. Sie hielt ihn jezt für einen Gauner und theilte ihren Verdacht dem Richter von Valladolid mit. Sogleich ward er verhaftet, seine Effekten wurden durchsucht, und da sich außer den Kostbarkeiten mehrere Briefe des Pater Michael und der Donna Anna darunter vorfanden, worin ihm das Prädikat Majestät beigelegt ward, so ward diese sonderbare Entdekkung an

den Spanischen Hof berichtet. Nun wurden Donna Anna und Pater Michael ebenfalls eingezogen, und allen dreien ward der Prozeß gemacht. Die Folter preßte dem Pater und Spinosa das Geständniß ab, beide verloren das Leben durch den Strang, und die betrogene Prinzessin mußte ihre Leichtgläubigkeit durch Einsperrung in ein strenges Kloster büßen. —

Die wiederhohlten Erscheinungen dieser falschen Sebastiane, obgleich sie endlich alle als Betrüger entlarvt wurden, trugen wenigstens dazu bei, unter den Portugiesen das Andenken an den verlornen König von Zeit zu Zeit zu erneuern, und den allgemeinen Volksglauben zu erhalten, daß er sich aus der Schlacht von Alkassar gerettet und an irgend einen unbekannten Ort, aus Schaam über die erlittene Niederlage und zur Büßung seiner Sünden, zurükgezogen habe. Achtzehn Jahre nach der Verbindung Portugals mit Spanien trug sich endlich eine Begebenheit zu, welche den Zweifeln darüber, daß Sebastian bei Alkassar geblieben sei, neue Nahrung gab, und das Räthsel seines Todes so verwikkelte, daß es noch bis jezt nicht gelöst ist.

Im Jahre 1598 trat in Venedig ein Unbekannter auf, der sich öffentlich für den todtge-

glaubten Sebastian ausgab. Er erzählte: es sei ihm gelungen, sich nebst seinem Panierträger Don Kristoval de Tavora, aus der Schlacht bei Alkassar zu retten. Er habe sich darauf nach Algarbien eingeschifft, und sich dort insgeheim von den empfangenen Wunden heilen lassen. Aus Kummer und Schaam über die erlittene Niederlage, habe er unerkannt sein Vaterland wieder verlassen, einen Zug nach Indien und Persien gemacht, und dort verschiedenen kriegerischen Unternehmungen beigewohnt. In der Folge habe er sich in Georgien in ein Kloster zurükgezogen, wo endlich die Liebe zum Vaterlande wieder erwacht sei, und ihn zu dem Entschluß bewogen habe, dahin zurük zu kehren. Er habe sich also auf den Rükweg nach Europa gemacht, und sich zuerst nach Sizilien gewandt. Von dort habe er seinen Begleiter, Cotizo von Cosenza nach Portugal geschikt, um durch ihn Nachrichten aus diesem seinen Reiche zu erhalten. Da Cotizo aber nicht zurükgekehrt sei, so habe er beschlossen, selbst dahin zu gehen, vorher jedoch dem heiligen Vater seine Ehrfurcht zu bezeugen. Auf dem Wege nach Rom aber sei er von seinen eigenen Leuten geplündert und durch diesen Un-

fall gezwungen worden, sich nach Venedig zu begeben.

Die Erscheinung dieses Unbekannten und seine sonderbare Geschichte erregten unter allen Volksklassen in Venedig großes Aufsehen. Die dort anwesenden Portugiesen fanden mit Erstaunen die höchste Aehnlichkeit zwischen ihm und ihrem verlornen Könige; eine Aehnlichkeit welche nicht nur in Wuchs und Gestalt Statt fand, sondern sich auch in kleinen körperlichen Eigenheiten, in einer Narbe unter dem Auge, einer Warze unter der Fußsohle und einer Verkürzung der linken Hüfte, welche man an beiden fand, auffallend zeigte. Dabei wußte er die geheimsten Anekdoten aus Sebastians Leben, welche außer dem leztern nur Wenigen bekannt seyn konnten. Wie außerordentlich es übrigens auch scheinen möchte, daß ein König blos einer einzigen verlornen Schlacht wegen, Thron und Reich verlassen haben solle, um als Abentheurer in fernen Ländern umher zu ziehen: so ließe sich doch ein solches Phänomen noch allenfalls aus dem mächtigen Einfluß überspannter Begriffe von vermeinter Ehre und Schande auf ungebildete und schwärmerische Menschen erklären, und wie mächtig jene auf Sebastian wirkten, beweißt

die Geschichte seines Lebens, und besonders sein Betragen in der Schlacht bei Alkassar. Ueberdem hielt man noch in jenem Zeitalter selbstauferlegte Strafen und Bußen für eingebildete Sünden für höchst verdienstlich; und ein so folgsamer Schüler der Jesuiten, als Sebastian, war gewiß über dieses thörigte Vorurtheil nicht erhaben. Uebrigens stimmen alle Schriftsteller über den Punkt der außerordentlichen Aehnlichkeit zwischen dem Unbekannten und dem wahren Sebastian, und über die genaue Kenntniß des ersteren von den geheimsten Privatangelegenheiten des lezteren überein.

So bald der Spanische Botschafter zu Venedig, Dominico Mendoza die Geschichte des Unbekannten erfuhr, erklärte er ihn für einen Betrüger, und trug bei dem hohen Rathe auf seine Verhaftung an. Sein Verlangen ward erfüllt, der Fremde ward eingezogen und von dem Gerichtshofe der Zehner, in Gegenwart des Gesandten, abgehört. Er betheuerte, daß er der wahre, seit der Schlacht von Alkassar verschwundene Sebastian sei, wie jeder, der ihn gekannt habe, bezeugen müsse, daß das Portugiesische Reich ihm mit Recht zugehöre, und daß er jezt gekommen sei, um es von Philip zurük

zu fordern. Darauf erzählte er mit der größten Freimüthigkeit die Geschichte seiner Schiksale seit dem unglüklichen Tage bei Alkassar; und erinnerte endlich seine Richter, auf ihre Einwürfe gegen die Richtigkeit seiner Angabe, an einige Briefe, die er als König während des lezten Türkenkriegs an die Republik geschrieben, und worin er seine Bereitwilligkeit, ihr Beistand zu leisten, dargethan habe; Briefe, welche sich wirklich noch in den Archiven der Republik vorfanden.

Drei Jahre lang blieb dieser sonderbare Fremdling in den Gefängnissen der Staatsinquisition verhaftet, ohne daß etwas über ihn entschieden ward. Die geflüchteten und geächteten Portugiesen, welche sich in Venedig befanden, und ihn sämtlich für ihren verlornen König erkannten, boten alles auf, um ihm seine Freiheit zu verschaffen. Selbst König Henrich der 4te von Frankreich, ließ den Venetianischen Senat durch seinen Gesandten Dû Fresne ersuchen: in der Sache zu sprechen, um die Portugiesen nicht im Irrthum zu lassen. Endlich erfolgte das Erkenntniß, dessen Inhalt war: daß der Verhaftete binnen acht Tagen, bei ewiger Galeerenstrafe, Venedig räumen solle.*

* 1601.

War er ein Betrüger, wie die Spanier behaupteten, warum erklärte ihn das so strenge und gefürchtete Tribunal der Zehner, welches in jenem Fall wol wenig Umstände mit ihm gemacht haben würde, nicht öffentlich dafür, und begnügte sich troz der dringenden Vorstellungen des Spanischen Gesandten mit seiner Verweisung? Warum ward die Untersuchung wider ihn so sehr in die Länge gezogen, wenn nicht dringende Umstände vorhanden waren, welche seine Richter zweifelhaft machen mußten? und war es den Spaniern nicht möglich während dieser langen Zeit seine Betrügerei durch überzeugende Beweise aufzudekken? Diese Fragen, veranlaßt durch die Entscheidung der Venetianischen Staatsinquisition, führen sehr natürlich auf die Vermuthung: daß dieser so hellsehende und gut unterrichtete Gerichtshof keine Gründe haben mußte, den Unbekannten für einen Betrüger zu halten.

Der leztere, nach erfolgter Entscheidung, verließ in aller Stille Venedig, um, wie er sagte, in sein Königreich Portugal zurük zu kehren. Die ihn begleitenden Portugiesen waren zweifelhaft, welchen Weg er nehmen sollte, durch die Schweiz, Graubündten und Frankreich; oder durch das Florentinische nach Livorno, um sich dort einzu-

schiffen. Unglüklicherweise hielt man den lezten für den sichersten, und der Unbekannte machte sich als Dominikaner verkleidet auf die Reise. Aber kaum hatte er das Toskanische Gebiet betreten, so wandten sich die ihm überall nachspührenden Spanischen Spione an den Großherzog Ferdinand den 1sten, welcher ihn aufheben ließ und an die Spanische Regierung zu Neapel auslieferte, um sich die Gunst des Hofes von Madrit zu erwerben.

Man findet verschiedene Anekdoten von der Zusammenkunft dieses unglüklichen Mannes mit dem Spanischen Vicekönig von Neapel, Don Ferdinand Ruiz de Castro Grafen von Lemos, aufgezeichnet. Als der erstere vor dem Grafen erschien, sagte er: Bedekt euch, Graf von Lemos! Der stolze Spanier verwies ihm seine Kühnheit; worauf der Gefangene erwiederte: Euer Betragen, als kenntet ihr mich nicht, ist wahrlich sehr sonderbar. Seid ihr nicht zweimahl als Gesandter meines Oheims Philip bei mir gewesen? und ist nicht selbst der Degen, welchen ihr hier an eurer Seite tragt, ein Geschenk von mir? — Nach anderer Meinung soll er den Vicekönig daran erinnert haben, daß er ihm einst einen Degen und seiner Gattin einen Brillant-

ring geschenkt habe. Lezterer habe ihm hierauf ein ganzes Bund von Degen und alle Juwelen seiner Frau vorlegen lassen; und sogleich habe der Gefangene nicht nur die rechten Stükke herausgefunden, sondern auch zum Erstaunen aller Anwesenden, an dem Juwel der Gräfin eine Stelle gezeigt, wo man unter einem verborgenen Schieber den Namen Sebastian fand. — Dieser Vorfall mit dem Degen und Ringe, soll sich jedoch andern Nachrichten zu Folge, nicht mit dem Grafen von Lemos, sondern mit dem Herzoge und der Herzogin von Medina Sidonia zugetragen haben, welche gekommen waren, den Gefangenen zu sehen.

Der leztere ward zu Neapel als ein Betrüger auf einem Esel umhergeführt, und sodann auf die Galeeren gebracht. Aber bald nachher mußte er auf Befehl des Madridter Hofes nach Spanien gesandt werden, und da bei seiner Ankunft auf der Spanischen Küste ganz Portugal in Bewegung gerieth, so brachte man ihn in die Burg San Lucar de Barameda. Hier starb er nach kurzer Zeit. Ob sein Tod natürlich war? darüber schweigen die Nachrichten. Wahrscheinlich ward er das Opfer der Herrschsucht und einer grau-

samen Politik. Nie hat man wieder etwas von dem Unglüklichen gehört.

Dies war das Ende eines Mannes, dessen Geschichte ungemeines Aufsehen in der Welt erregt hatte, den die Portugiesen den wahren Sebastian nannten, und den selbst die Stimme des unparteiischen Publikums seiner Zeit, ja sogar aufgeklärte Männer vom ersten Range nicht für einen Betrüger hielten. Nur die Spanier erklärten ihn dafür und behaupteten: er sei eigentlich ein Kalabrese gewesen und habe Marcus Tullius Cotizone geheißen. Es ist schwer zu bestimmen, wer von beiden Theilen Recht habe, die Spanier oder Portugiesen; denn die ungewissen Nachrichten von dem Tode König Sebastian's, die von allen Schriftstellern anerkannte Aehnlichkeit des Unbekannten mit dem Könige, das Verfahren des Venetianischen Staatstribunal's gegen ihn, und endlich das Betragen der Spanischen Regierung selbst, die ihm nicht, gleich den übrigen falschen Sebastianen, als überführten Verbrecher, öffentlich den Prozeß machen ließ, sondern sein Schiksal in den Schleier des Geheimnisses verhüllte — lassen noch jezt mit Recht uns zweifeln: ob wir den unglüklichen Unbekannten für den, wofür er

sich ausgab, oder für einen Betrüger halten sollen?

Sechzig Jahre lang blieb Portugal eine Spanische Provinz. Unter der schimpflichen Regierung des schwachen Philips des 4ten zersprengten die Portugiesen die Fesseln der Spanischen Herrschaft, erhoben ihr Vaterland wieder zu einem eigenen unabhängigen Staate, und riefen Johann den 4ten, damaligen Herzog von Braganza, zu ihrem Könige aus.* Seitdem herrschen die Nachkommen desselben über Portugal, eine Reihe Ruhmloser und Geistesarmer Fürsten, Sklaven der Bigotterie und Weichlichkeit. Immer tiefer sank das unglükliche Land von seiner ehemaligen Größe herab, und jezt, ohnmächtig und am Gängelbande der Meerbeherrschenden Britten, ist es kaum noch ein Gespenst von dem, was es zu den Zeiten der Emanuele war.

* 1640.

Große

Große Seeschlacht bei Lepanto.

Historisches Gemählde
aus
dem sechzehnten Jahrhundert.

Große Seeschlacht bei Lepanto.

Solimann der 2te, einer der berühmtesten und glüklichsten Regenten seines, an ausgezeichneten Fürsten reichen Zeitalters, war seit dem Jahre 1520 Beherrscher des Reichs der Osmannen. Die Macht dieses einst so gefürchteten Volks, erhob sich unter seiner langen und Thatenvollen Regierung, zu dem höchsten Gipfel ihrer Größe. Sieg auf Sieg erfochten Solimanns zahlreiche Heere, das Schrekken dreier Welttheile; nur erst fast schon am Ziele seiner glorreichen Laufbahn verließ ihn das unbeständige Glük, und er sah bei der unvergeßlichen Belagerung von Malta, seine unüberwundenen Waffen plözlich mit Schande bedekt. Eine solche Demüthigung, die schmerzlichste, welche der stolze Eroberer je erlitten hatte, konnte nicht ungerächt bleiben. Zur Vergeltung bemächtigte er sich der Insel Szio, ließ die Italienischen Küsten verheeren, und that endlich in Person einen Einfall in Ungarn, wo er die Stadt Sigeth belagerte.*

* 1566.

Dieser Ort hat eine sehr feste Lage in einer morastigen Gegend an der Sklavonischen Grenze und ward damals für eine Vormauer Steiermarks wider die Türken gehalten. Er war mit 2500 Kriegsleuten, unter dem Oberbefehl des Grafen Nikolaus von Serini besezt. Bei der Erscheinung des Osmannischen Heers verband sich die ganze Besazzung durch einen feierlichen Eid: zu kämpfen bis auf den lezten Mann, und vereint zu leben und zu sterben! Ritterlich vollzog die wakkere Kriegerschaar diesen heroischen Entschluß. Sie widerstand lange mit unerschütterlichem Muthe der ganzen feindlichen Macht, und als die Festungswerke alle vernichtet waren, und endlich auch das Schloß, ihre lezte Schuzwehr in Flammen stand; that der heldenmüthige Serini, an der Spizze von 300 auserlesenen Kriegsleuten einen Ausfall, und starb mit dem Schwerte in der Hand. Die Osmannen erstiegen hierauf die Ruinen von Sigeth, deren Besiz sie mit dem fast unglaublichen Verluste von 36000 Streitern theuer genug bezahlt hatten; und trugen Serini's Haupt als Trophäe in ihrem Lager umher. Solimann aber erlebte die Eroberung nicht. Er war einige Tage zuvor zu Fünfkirchen an einem bösartigen Fieber

gestorben, im 74sten Lebens-Jahre und im 46sten seiner glänzenden und rühmlichen Regierung. Sein Feldherr Mahomet verschwieg seinen Tod, bis der Sohn und Nachfolger des Verstorbenen, Selim der 2te, welchen Solimann mit der schönen Russin Roxelane erzeugt hatte, im Lager angelangt war. Der neue Beherrscher, welcher zwar die Macht des Vaters, aber keine seiner großen Eigenschaften geerbt hatte, zog sich aus Ungarn zurük, und schloß einen Waffenstillstand mit Maximilian dem 2ten, dem damaligen Teutschen Kaiser und Könige von Ungarn.

Allgemeiner Friede beglükte jezt das Osmanische Reich. Um so auffallender war es, daß dennoch auf Befehl des Sultans die größten Waffenrüstungen gemacht werden mußten. Niemand wußte oder konnte nur muthmaßen, wohin das drohende Wetter sich wenden würde; bis man endlich mit Erstaunen das Räthsel gelöst sah, als Selim dem versammelten Divan erklärte: daß sein Wille sei, sich der Insel Zipern zu bemächtigen.

Die Republik Venedig, welche um diese Zeit schon einen Theil ihrer alten Glorie verloren hatte, befand sich seit 1492 im Besizze jener schö-

nen im Mittelländischen Meere gelegenen Insel, welche die Urwelt zum Wohnsiz der Liebesgöttin wählte, und die noch jezt das Vaterland eines lieblichen Weingewächses ist. Die lezte Besizzerin derselben Katharina Cornaro, hatte sie der Republik durch ein Testament vermacht, und die ungeduldige Erbin, um das kostbare Vermächtniß nicht zu verlieren, bemächtigte sich desselben noch bei'm Leben Katharinen's. Ungern unterwarfen sich die der Griechischen Religion zugethanen Zipriotten, dem Joche der stolzen und unduldsamen Republikaner, und hätten vielleicht jeder andern Herrschaft williger gehuldigt. Achtzig Jahre später erfüllte das Schiksal ihren Wunsch, aber auf eine schrekliche Art.

Schon als Thronfolger ging Sultan Selim, der Sage nach, mit dem Gedanken um, den Venetianern die Erbschaft Katharinens zu entreißen; und die Veranlassung zu dem Wunsche, sich derselben zu bemächtigen, soll folgende gewesen seyn. Ein Portugiesischer Jude, Namens Miquez, der sich mit einer geraubten schönen Kristin nach Konstantinopel geflüchtet hatte, sezte ihm einst Ziperwein vor. Der Prinz, ein unmäßiger Trinker, fand ihn vortreflich. Und da er erfuhr, daß er außerhalb den Türki-

schen Staaten wachse, beschloß er: das Land, welches ein so köstliches Getränk liefere, dereinst mit seinem Reiche zu verbinden. — Diese Anekdote gehört vielleicht, gleich so vielen andern, welche uns die Geschichtschreiber als Wahrheiten hinterlassen haben, in das weite Feld der Dichtungen; die Folge bewies jedoch, daß Sultan Selim, die Eroberung der Insel fest beschlossen hatte. Vergebens widerrieth Mehemet der Großvezier das Unternehmen; Piali der Großadmiral und Mustafa, ein Feldherr, dem nachher der Oberbefehl über die zu der Ausführung desselben bestimmte Kriegsmacht übertragen ward, sprachen mit Eifer dafür, und bestrebten sich, dem Divan zu beweisen: daß die Osmannen, seit der Unterjochung des Mammelukischen Reichs in Egipten gegründete Ansprüche auf Zipern hätten, weil diese Insel stets in gewisser Abhängigkeit von Egipten gestanden habe. Der Wille des Großherrn und Piali's und Mustafa's Gründe drangen durch. Die Unternehmung war unwiederruflich entschieden.

Die ganze Europäische Kristenheit gerieth in Besorgniß über die Zurüstungen der Osmannen. Sobald sie geendiget waren, erschien zu Venedig ein Gesandter des Sultans, forderte die Ueber-

lassung Ziperns an den großen Beherrscher der Rechtgläubigen, und drohete im Weigerungsfall mit einem Kriege. Sein Antrag ward natürlicherweise abgeschlagen, und sogleich eröffneten die Türken die Feindseligkeiten, durch Streifereien in Dalmazien und Albanien.

Die Republik, bisher im Frieden mit der Pforte, hielt nur eine schwache Besazzung auf Zipern, desto größeren Eifer wandte sie jezt beim Ausbruche des Kriegs auf die Verstärkung ihrer Land- und See-Macht. Pabst Pius der 5te, begierig den Namen eines Beschüzzers der Kristenheit zu verdienen, nahm sich der bedrängten Venetianer auf das nachdrüklichste an, und forderte auch die übrigen Kristlichen Mächte zu ihrem Beistande auf. Doch nur Spaniens König Philip der 2te, der mächtigste Kristliche Fürst seiner Zeit, und der Großherzog Cosmus von Toskana, waren zu ihrem Beistande bereit. Jener sandte 50 Galeeren unter der Anführung des Johann Andreas Doria, eines Verwandten des berühmten Genuesischen Seehelden Andreas. Auch der Pabst ließ 12 Galeeren auslaufen, unter Marko Antonio Colonna, der den Ruf eines großen und tapfern Feldherrn hatte. Cosmus von Medicis hatte dem

Pabste jene Fahrzeuge überlassen; er selbst unterhielt auf eigene Kosten die Hälfte derselben; Alfonso Appiano war Befehlshaber darüber und viele Ritter des Florentinischen St. Stefans-Ordens hatten sich als Freiwillige mit eingeschifft. Vor Suda auf der Insel Kandia, dem Sammelplazze der Kristlichen Flotte, vereinigten sich die Hülfsgeschwader mit den Venetianischen Schiffen, geführt von dem Patrizier Hieronimo Zeno.

Die Osmannische Flotte hatte indes den Kanal von Konstantinopel verlassen, und ihren Lauf nach Zipern genommen. Piali führte sie als Großadmiral, und Mustafa, sein Busenfreund, war Befehlshaber des Landheers. Die Venetianer, bei der geringen Kriegsmacht, die sie auf der Insel hatten, mußten die Vertheidigung derselben größtentheils den Zipriotten selbst überlassen.

Am 25sten des Heumonats,* landeten die Türken, und begannen ihre Unternehmungen mit der Belagerung Nicosia's, der Hauptstadt der Insel. Die Angriffe dauerten bis zum 9ten des Wintermonats, da ward die unglükliche Stadt mit Sturm erobert, und mehr als 25000

* 1570.

Menschen von jedem Alter und Geschlechte, empfingen Tod oder Sklaverei von den barbarischen Siegern. Reiche Beute ward dabei den leztern zu Theil, denn die Einwohner des Landes hatten einen großen Theil ihrer Schäzze und Kostbarkeiten in die Hauptstadt geflüchtet. Von den gefangenen Mädchen wurden mehrere der schönsten für den Harem des Großherrn bestimmt. Aber eine von ihnen, eine Heldin, welche wol der Liebe, aber keiner Gewalt die Blüthen ihrer Schönheit opfern wollte, verabscheute so sehr das sie erwartende Loos, daß sie das Pulver auf dem Schiffe, welches sie ihrer künftigen Bestimmung entgegenführte, anstekte und es in die Luft sprengte. Die Geschichte hat uns den Namen des edlen Mädchens aufbewahrt. Sie hieß Arnolde de Rokas.

Das tragische Schiksal der Hauptstadt verbreitete Schrekken über das ganze Land, und in der ersten Bestürzung unterwarf sich den Osmannen der größte Theil desselben, bis auf die feste Stadt Famagusta, an der äußersten Grenze der Insel, nahe am Meeeresgestade gelegen. Der unerschrokkene Marko Antonio Bragadino, ein edler Venetianer, war Befehlshaber in der Stadt. Als das feindliche Heer vor der-

selben erschien, trugen die Türkischen Kriegsleute die Köpfe der vornehmsten Einwohner Nicosia's auf Speere gesteckt, im Angesichte der Mauern umher, um durch so schrekliche Warnungszeichen den Bürgern und der Besazzung Furcht einzujagen, und Dandolo's, des Befehlshabers von Nicosia Haupt, sandten die Barbaren an Bragadino. Auf dieses abscheuliche Schauspiel folgte der Angriff. Der eingetretene Winter aber unterbrach die Belagerung bald, und Mustafa, der Osmannische Feldherr, verwandelte sie in eine Umschließung. Ungestört segelte hierauf das Türkische Geschwader nach Konstantinopel zurük.

Die Kristliche Flotte hatte indes als müßige Zuschauerin dieser Begebenheiten bei Kandia gelegen. Uneinigkeit herrschte unter den verschiedenen Anführern. Man stritt sich über das was gethan, oder nicht gethan werden sollte; und von Zeit zu Zeit wurden neue Verhaltungsbefehle eingeholt. Alle diese Umstände, gewöhnliche Erscheinungen bei kriegerischen Unternehmungen verbündeter Mächte, verzögerten das Auslaufen der Flotte, und als sie endlich die Anker hob, waren Jahreszeit und Gelegenheit nicht mehr günstig. Sie segelte nach der Küste

von Karamanien und trennte sich auf die Nachricht von der Eroberung Nicosia's, ohne einen Versuch zur Rettung der bedrängten Insel gewagt, oder nur einmahl einen Türken gesehen zu haben.

Die schauderhaften Szenen auf Zipern hatten indes ganz Europa mit Abscheu und Entsezzen erfüllt. Der Pabst war untröstlich, daß seine Bemühungen bisher so wenig gefruchtet hatten. Politik und Religionseifer bewogen ihn, von neuem alles aufzubieten, um eine allgemeine Verbindung der Kristlichen Staaten wider den Erbfeind des Evangeliums zu Stande zu bringen. Aber das fromme Heldenfeuer, von welchem einst die Streiter des Kreuzes glüheten, war erloschen; und die Aufforderungen des Statthalters Kristi, welche in früheren Zeiten Hunderttausende aus ihrem Vaterlande nach Palestina trieben, machten jezt nur einen schwachen Eindruk auf die Kristlichen Fürsten.

Der Kaiser schüzte den mit dem Sultan jüngst geschlossenen Waffenstillstand vor. Karl der 9te, König von Frankreich, entschuldigte sich mit dem zerrütteten Zustande seines Reichs. Die Teutschen Reichsfürsten waren zu sehr mit der

Reformation und ihren Folgen beschäftiget, um sich in auswärtige Angelegenheiten mischen zu können. König Sebastian von Portugal aber war zu jung, und Sigismund von Pohlen zu alt für so ungewisse und entfernte Abentheuer. Philip der 2te allein, der immer gehorsame Sohn des heiligen Stuhls, gab den Vorschlägen des Pabstes williges Gehör, nicht nur aus religiösen, sondern auch aus politischen Bewegungsgründen; denn seine Besizzungen in Italien und auf der Afrikanischen Küste machten ihn zu einem natürlichen Feinde der Osmannen. Die Venetianer selbst, durch eine schmerzliche Erfahrung belehrt, wie unzuverlässig die Hülfe der Bundesgenossen sei, hatten einen Abgesandten mit Friedensvorschlägen an den Großherrn geschikt; und nur erst, da dieser taub gegen alle Vorstellungen blieb, und die Räumung Ziperns unbedingt forderte, sahen sie sich gezwungen die Verbindung mit dem Pabste zu erneuern.

Unter diesen Verhandlungen verstrich der Winter. Im Lenzmonat des folgenden Jahres* ging die Türkische Flotte wieder unter Segel. Sie landete, vereint mit den Algierischen Ga-

* 1571.

Reeren, unter der Anführung Kilji Ali's, Unterkönigs von Algier, auf Kreta, plünderte darauf die Küste von Istrien und Dalmazien, durchschwamm stolz und siegreich das Adriatische Meer, und wandte sich endlich nach Zipern.

Hier hatte Mustafa, um die Eroberung der Insel zu vollenden, im Ostermonat die Belagerung Famagusta's von neuem eröffnet; nachdem es kurz zuvor den Venetianern gelungen war, eine Verstärkung von 1500 Mann unter dem verschlagenen Querini, in die Stadt zu werfen. Es giebt nur wenige Beispiele von solcher Wuth im Angriff, und einem so ausdauerndem unerschütterlichem Muthe in der Vertheidigung, als die Geschichte dieser merkwürdigen Belagerung aufstellt. Ein ungeheures, von Zeit zu Zeit durch neue Kriegerschwärme verstärktes Heer liegt vor der Stadt, und achtet weder Anstrengung noch Menschenverlust. Ein rasender Angriff folgt dem andern, jeder Schritt näher an's Ziel wird mit Strömen Blut's erkauft, jeder abgeschlagene Sturm ist die Loosung zu einem neuen.

Auf der andern Seite können weder die Menge noch die fanatische Wuth der Feinde, oder die Zerstörungen in der Stadt und an den Fe-

stungswerken, und der immer höher steigende Mangel an Lebensmitteln, die Tapferkeit und Standhaftigkeit der Belagerten erschüttern. Bürger und Kriegsleute scheinen von einem Geiste belebt, und die Anführer der lezteren, Baglione, Martinengo und Roca wetteifern in Heldenthaten mit dem unerschrokkenen Bragadino.

Am 7ten des Brachmonats springt eine Mine, von den Belagerern unter das Arsenal geführt; und die Explosion welche sie bewirkt ist so schreklich, daß ein großer Theil der Mauern in Schutt zusammenstürzt, und die ganze Stadt in Flammen gesezt wird. Wüthend stürmen die Türken durch die Maueröffnung herein: aber alle Einwohner stürzen ihnen zur Vertheidigung entgegen, und schlagen ihre Feinde nach einem rasenden Kampfe zurük. Und so allgemein und außerordentlich ist der Enthusiasmus bei diesem Vorfall, daß selbst Frauen und Mädchen ihren Männern und Geliebten in die Bresche folgen, und an ihrer Seite fechten und sterben.

Ein solcher Muth und so viel Beharrlichkeit verdienten die Belohnung eines glüklichen Erfolgs; aber das Schiksal hatte es anders beschlossen. Bis zur Mitte des Brachmonats ward die

Stadt mit immer gleicher Tapferkeit vertheidigt. Endlich da keine Aussicht auf Entsaz sich zeigte, verlangten die Einwohner Famagusta's mit den Feinden wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Die Türken bewilligten ihnen Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und freien Abzug. Drei Tage nach geschlossener Kapitulation wurden den Siegern die Thore geöffnet.* Aber Mustafa, dem weder der Muth und das Unglük eines Feindes, noch die Verbindlichkeit geschlossener Verträge heilig waren, brach die Kapitulation, um sich wegen des vor der Stadt erlittenen großen Verlusts zu rächen, nach dem verabscheuungswerthen Grundsaz, von den Kristen erfunden und nicht selten auch von ihnen ausgeübt: daß man Ungläubigen und Kezzern nicht Treu und Glauben schuldig sei. Der grausame Mustafa ließ die Anführer der Kriegsleute und den Stadtrath, welche auf das Versprechen eines sichern Geleits in das Lager gekommen waren, nebst 300 Bürgern niederhauen. Diejenigen von den Einwohnern und Kriegern, welche sich bereits eingeschifft hatten, wurden in Fesseln geschlagen und verloren Freiheit und Eigen-

* 4. August.

Eigenthum. Am schmählichsten verfuhren die fühllosen Barbaren mit dem tapfern Bragadino. Man schnitt ihm Nase und Ohren ab, und führte ihn so verstümmelt durch die Stadt, den Schauplaz seines Heldenmuths umher. Endlich ward er geschunden, seine Haut mit Stroh ausgestopft und an die Segelstange einer Galeere gebunden, welche als ein Denkmahl der Eroberung Famagusta's nach Konstantinopel gesandt ward. Dieser scheuslichen Trophäe folgte bald auch das siegreiche Heer, welches die Hauptstadt der Osmannen mit glänzendem Gepränge und großen Feierlichkeiten empfing. Der üppige Selim, entzükt sich im Besizze des Vaterlandes seines Lieblingsgetränks zu wissen, vergaß, daß ihn die Eroberung dieses kleinen Landes 60000 Mann gekostet habe.

So war nun Zipern die Beute der Osmannen geworden, ohne daß die kristlichen Mächte die Rettung der unglüklichen Insel versucht hätten. Schon am 20sten des Wonnemonats war zwischen der Republik Venedig, dem Pabste und dem Könige von Spanien ein Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß wider den Sultan geschlossen worden, und die Verbündeten hatten mächtige Rüstungen gemacht. Der Sammelplaz

für die Flotte der Kristen war in diesem Jahre der Hafen von Messina, wo sich das Venetianische Geschwader, welches bei Kandia gelegen hatte, mit den Schiffen der übrigen verbündeten Mächte vereinigte. Bald sah man dort die Auftritte des vorigen Sommers erneuert, und unter unnüzzen Verzögerungen verstrich eine Zeit nach der andern, bis Famagusta gefallen war. Jezt endlich fing man an, sich der langen Unthätigkeit zu schämen, und die ganze Armada segelte ab von Messina, um die Türkische Flotte aufzusuchen, welche einen vergeblichen Versuch Corfu zu überfallen gemacht, und jezt in dem Meerbusen von Lepanto, da, wo vor Zeiten die alte Corinth prangte, die Anker geworfen hatte.

Die Kristliche Flotte bestand, ungerechnet die geringeren Fahrzeuge und Lastschiffe, aus 208 Spanischen, Venetianischen, Päbstlichen, Maltesischen, Savoyischen und Florentinischen Galeeren; unter welchen sich vorzüglich sechs sogenannte Galeassen durch ihre kolossale Bauart auszeichneten. Die Venetianer bedienten sich hier zum erstenmahle dieser neuen Art von Schiffen, welche man zuvor noch nie auf den Gewässern des Meers erblikt hatte. Sie waren um ein Drittheil größer als die mächtigsten Galee-

ren, und führten 300 Ruder. König Philip der 2te kaufte in der Folge einige davon, ließ sie mit der berüchtigten unüberwindlichen Flotte auslaufen, und sie fanden bei dem unglüklichen Zuge derselben ihren Untergang in den Wellen.

Ein Heer von 24000 Kriegern, aus verschiedenen Nazionen, machte die Besazzung der Kristlichen Flotte aus. Mehrere Fürsten und Grafen wohnten dem Zuge als Freiwillige bei. Die Geschichtschreiber zeichnen unter ihnen vorzüglich Folgende aus: den in der Folge so berühmten Feldherrn Alexander Farnese, Prinzen von Parma, der mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge erschien, um die Erstlinge seines künftigen Kriegerruhms im Kampfe mit den furchtbarsten und unversöhnlichsten Feinden der Kristenheit zu erringen; den Prinzen Paul Jordan Ursini, den Grafen von Santafiora, und den Markis von Requesenz, jezt als Maltheserritter auf den Schiffen seines Ordens, und späterhin Statthalter des Königs von Spanien in den empörten Niederlanden. Auch hatte sich auf Befehl des Pabstes, eine große Anzahl von Jesuiten und Kapuzinern mit eingeschifft, um durch ihren Zuspruch den Muth der Kämpfenden zu begeistern und die Sterbenden

zu trösten. Geschüz und Lebensmittel waren im Ueberflusse vorhanden. Johann Andreas Doria und Johann von Cordova führten die Spanischen Galeeren; Augustin Barbarigo und Venieri die Venetianischen; Marko Antonio Colonna war Befehlshaber der Päbstlichen, und Justiniani Anführer der Malthesischen Schiffe. Den Oberbefehl über die ganze vereinigte Flotte hatten die Bundesgenossen dem berühmten Don Juan de Austria anvertraut.

Dieser Prinz, dessen Geburt dunkel ist, und dessen frühere Schiksale den Dichtungen eines Roman's gleichen, der eine kurze aber Thatenvolle Rolle spielte, und mit Recht für einen der größten und glüklichsten Feldherrn seiner Zeit gehalten ward, befand sich jezt ohngefähr im 26sten Jahre seines Alters. Er war ein Kind der Liebe Kaiser Karl's des 5ten, und ward zu Regensburg geboren. Seine Mutter ist nicht mit Gewißheit bekannt. Einigen Nachrichten zu Folge war es eine gewisse Barbara Blomberg aus Regensburg. Dieses junge schöne Mädchen mußte den Kaiser oft in schwermüthigen Stunden durch ihren entzükkenden Gesang aufheitern. Dabei geschah es leicht, daß sie ihm Liebe einflößte, denn ach! nie ist das Herz empfänglicher für diese verführerische Leiden=

schaft, als wenn es der Kummer sanften und zärtlichen Eindrükken öffnet. Nach Anderer Meinung soll Don Juans Mutter eine Person vom höchsten Stande gewesen seyn, und Barbara mußte nur den Namen dazu hergeben, um jene zu verheimlichen. Don Juan wenigstens hielt die Blomberg immer für seine wahre Mutter, und empfahl sie noch kurz vor seinem Tode seinem Halbbruder Philip. — Karl sandte den Knaben ein Jahr nach seiner Geburt nach Spanien, und ließ ihn dort insgeheim von dem Ritter Don Guiada de Villagarcia erziehen, ohne daß weder er selbst noch Andere seine wahre Abkunft erfuhren. Erst nach seiner Abdankung eröffnete Karl seinem Sohne Philip den Zusammenhang der Sache, und empfahl ihm Don Juan als seinen natürlichen Bruder. Zwei Jahre nach Karl's Tode, bei einer öffentlichen Jagd, wozu Don Juan und sein Erzieher eingeladen waren, erkannte Philip den erstern, im Beiseyn seines ganzen Hofes, für seinen Bruder, und entdekte dem erstaunten Jünglinge, der sich bisher für den Sohn seines Pflegevaters gehalten hatte, das Geheimniß seiner Geburt. Von jezt an blieb Don Juan am Hofe des Königs, und seine glänzenden Eigenschaften, verbunden mit einer

vortheilhaften Gestalt, erwarben ihm allgemeinen Beifall. Der Wille seines Vaters hatte ihn für die Kirche bestimmt, aber sein feuriger Geist zog die Waffen vor. Das Mistrauen seines Bruders und die Abneigung des Thronfolgers, jenes stolzen und düsteren Don Karlos, der ein so tragisches Ende nahm, verleideten ihm den Hof, und sein edler Ehrgeiz wünschte an der glorreichen Vertheidigung Malta's wider die Türken Theil zu nehmen. Aber ein Versuch, welchen er deshalb machte, ward durch ein strenges Verbot seines argwöhnischen Bruders vereitelt. Endlich sandte ihn Philip zu seiner Freude in das Königreich Granada wider die Morisken, Nachkommen der alten Mauren in Spanien; und es glükte ihm, dem langwierigen Kriege mit diesem unglüklichen Volke ein erwünschtes Ende zu machen. Diese erste siegreiche Unternehmung gründete seinen Waffenruhm. Bald darauf ging er nach Italien, und ward dort zum Oberbefehlshaber der vereinigten Kristlichen Flotte ernannt. Man erfand für ihn den stolzen Titel Generalissimo, und der Pabst ließ ihm vor seiner Abreise nach Messina, zu Neapel durch den Unterkönig Antonio Perenotte einen geweiheten Heerführerstab, zum Zeichen seiner erhabenen Würde, überreichen.

Dies waren die Feldherren und die Macht der Kristlichen Flotte. Die der Osmannen, welche anzugreifen jene, wie oben erwähnt ward, den Hafen von Messina endlich verlassen hatte, übertraf die erstere um eine kleine Anzahl Galeeren. Der Kampfdürstende und erfahrne Hali führte sie als Großadmiral. Unter ihm standen der Pascha Pertev, Mehemet, Bassa von Negropont, Sirok, Bassa von Alexandrien, und Kilji Ali, Befehlshaber des Algirischen Hülfsgeschwaders, bekannt unter dem Namen Ulazzali, Kalabrese von Geburt, und der kühnste und entschlossenste Seemann seiner Zeit. Sobald der Türkische Großadmiral die Nachricht von dem Auslaufen und dem Heranzuge der Kristen empfing, ließ er die Anker lichten, und durchbrach mit vollen Segeln die Wogen, um den Lauf der Feinde zu beobachten.

Ohnweit den Curzolarischen Inseln, da wo sich das uralte Vorgebirge Actium erhebt, und die Nachwelt an den entscheidenden Seesieg August's über seinen Mitbuhler* um die Herrschaft der Römischen Welt erinnert, — in dieser ewigmerkwürdigen Gegend, kamen die feindlichen Flotten einan-

* Markus Antonius.

der ins Gesicht. Die ganze Meeresfläche, so weit das Auge reichte, war mit Schiffen bedekt. Beide Theile brannten vor Begierde, ihre Kräfte in einem entscheidenden Kampfe zu messen. Ungesäumt ordnen sie sich zur Schlacht.

Hali theilte die Osmannische Flotte in drei Haufen. Er selbst nebst Pertev hielt mit 160 Galeeren die Mitte. Mehemet und Sirokko standen mit 80 Galeeren auf dem rechten, und der kühne Ulazzali mit seinem Geschwader nahm den linken Flügel ein. Die ganze Stellung hatte die Form des zunehmenden Mondes.

Der Türkischen gegenüber bildete die Kristliche Flotte ihre Schlachtordnung. Doria hatte mit 50 Galeeren den rechten, und Barbarigo mit einer gleichen Anzahl den linken Flügel. Der Generalissimo selbst nebst Colonna, Venieri, Justiniani, und der Blüthe der Ritterschaft, befanden sich in dem Mittelpunkte der Flotte. — Zwischen Don Juan und Venieri herrschte ein Misverständniß. Der erstere zürnte mit Recht auf diesen, weil er einen Spanischen Hauptmann, der sich seinen Befehlen widersezt und einen an ihn abgeschikten Officier erstochen hatte, eigenmächtig hatte aufhängen lassen. Jezt im Angesichte des

Feindes und im Begriff einen Kampf auf Tod und Vernichtung zu wagen, verzieh Don Juan dem Venetianischen Admiral seine Verlezzung der Kriegsgesezze, und beide versöhnten sich feierlich.

Der Morgen* stieg flammend über das Meer herauf. Beide Flotten hatten sich bis auf tausend Schritte einander genähert, und begrüßten sich mit einer Lage aus dem schweren Geschüz. Jezt läßt Don Juan die geweihete Flagge des Kreuzes am Bord seiner Galeere aufpflanzen. Das Erscheinen dieses geheiligten Sinnbildes des Aberglaubens und der Schwärmerei, ist für die Kristen die Loosung zum Angriff. Donnerndes Schlachtgeschrei steigt auf von allen ihren Schiffen; gleich einem tausendfachen Wiederhall brüllen die Türkischen Galeeren es nach.

In diesem Augenblik erhebt sich die Schlacht, von allen die in neueren Zeiten auf dem wilden Elemente des Meers gekämpft wurden, die größte und blutigste. Sie stellt ein niegesehenes gräßliches Schauspiel dar. Alle die schreklichen Trabanten der Grausamkeit und Mordgier, welche in der Brust des Kriegers die lezten Funken der Menschlichkeit erstikken, Fanatismus, Rache, Ruhmsucht

* 7. Oktober 1571.

und Hunger nach Raub und Beute kämpfen hier auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth. Tod und Zerstörung ist die Loosung bei Türken und Kristen. Dabei sind alle Werkzeuge des Mordens und der Vernichtung von alter und neuer Erfindung, Bogen, Wurfspieße, Schwerter, Speere und Enterhaken, Kanonen und Musketen, in Bewegung und Thätigkeit. Kein Kampf aus der Ferne, keine künstlichen Wendungen und Bewegungen um den Vortheil des Windes. Die geringen Kenntnisse jener Zeit von der Seetaktik, und die Erbitterung der Streitenden verstatten kein regelmäßiges Gefecht. Man eilt nur, im nahen Handgemenge die Glut der wilden Leidenschaften abzukühlen. Fast alle Schiffe entern eines das andere. Jedes derselben wird der Schauplaz eines eigenen blutigen Gemezzels.

Auch Alexander Farnese, der Telamonide unter den Helden seiner Zeit, jezt noch ein feuriger Jüngling, springt, hingerissen von Muth und jugendlichem Ungestüm, einer der ersten auf eine feindliche Galeere. Ein breites Kampfschwert mit beiden Händen schwingend, stürzt er sich unter die Feinde, und bahnt seinen Kriegern, die kaum zu seiner Unterstüzzung nacheilen können, den Weg zum Siege. Als nach der Schlacht Don Juan

die unvorsichtige Kühnheit seines Neffen* und trauten Jugendfreundes tadelt, erwiedert er im Geschmakke des Zeitalters: Er vertraue dem Gebete der frommen Marie von Portugal, seiner jungen Gattin, die ihm den Segen des Himmels erflehe!

Bald sind alle Fahrzeuge mit Todten und Verwundeten bedekt. Schauerlich wimmert die Todesklage der Sterbenden aus den Blutgerötheten Wogen herauf, wo sie zwischen den Leichnamen ihrer Waffenbrüder einem ähnlichen schreklichen Schiksale entgegengerissen werden. Vergebens ist ihr Jammergeschrei und ihr Flehen um Rettung; es verhallt wie leise Laute in dem Sausen, und Brüllen und Donnern der Schlacht. Ganze Schiffe sinken berstend in den Abgrund, oder fliegen krachend zur Luft auf.

Und immer noch ist es ungewiß, auf welche Seite der Sieg sich wenden wird, bei der Anstrengung einer fast gleichen Masse von Kräften und der gleichen Tapferkeit und Wuth der Kämpfenden. Endlich gelingt es nach langem und heftigen Kampfe dem unerschrokkenen Republikaner Barbarigo, welchem in dieser Schlacht die Unsterblichkeit

* Alexanders Mutter war Kaiser Karl's des 5ten Tochter, Margarethe. Er ward zugleich mit Don Juan am Hofe Philip's des 2ten erzogen.

des Heldentodes bestimmt ist, die Galeere seines Gegners Sirok in den Grund zu bohren, und durch den Verlust dieses Führers Verwirrung und Schrekken über den rechten Flügel der Osmannen zu verbreiten.

Aber am furchtbarsten wüthet die Schlacht im Mittelpunkte der Flotten, da wo in Person die Oberbefehlshaber kämpfen. Ihre Galeeren stoßen auf einander, wie zwei düstere Verderbenschwangere Wetterwolken. Auf der einen steht Hali, der Großadmiral der Osmannen, an der Spizze von 400 der besten Janitschaaren; ihm gegenüber führt Don Juan eine fast gleiche Anzahl Spanischer Veteranen, welche damals noch für die treflichsten Krieger Europa's galten, in's Treffen. Beide Theile kämpfen mit einer Beharrlichkeit und Erbitterung, welche, erzeugt durch Fanatismus und Nazionalhaß, hier durch die Furcht vor einer endlosen Sklaverei, und dort durch die Aussicht auf unendlichen Ruhm, genährt werden. Lange dauert unentschieden der schrekliche Zweikampf der beiden Galeeren. Schon liegt ein großer Theil der Kämpfenden zu Boden gestrekt. Schwächer und schwächer ringt Don Juans Schiff gegen die vereinte Wuth der Wellen und des Feindes. Da wird Hali plözlich durch eine Kano-

nenkugel darniedergeschmettert. Dieser Zufall entscheidet. Die Spanier entern die feindliche Galeere, werfen sich hinein, und mezzeln die über den Tod ihres Anführers bestürzten Türken wie wehrloses Schlachtvieh nieder. Herabgerissen vom Hauptmast wird Mahomet's Fahne, und das Panier des Kreuzes aufgepflanzt. Hali's Haupt, auf eine Pike gestekt, sieht vom Hintertheile des Schiffes herab, und lautschallendes Siegsgeschrei wälzt sich bei diesem Anblik von den Schiffen der Kristen empor.

Das Schiksal des Tages hing an dem Unglük der feindlichen Kapitane. Schrekken des Todes verbreitet ihr Verlust über die ganze Türkische Flotte. Die Kristlichen Ruderer auf derselben ergreifen den günstigen Augenblik des allgemeinen Entsezzens, zersprengen ihre Fesseln, und vermehren dadurch die Verwirrung unter den Feinden. Eine Galeere nach der andern wird von den Kristen angegriffen, erobert, gegen die Wolken gesprengt, in den Abgrund gebohrt. Die ganze Fläche des Meers ist mit Leichnamen und Trümmern bedekt. Niedergewürgt ohne Mitleid und Schonung, werden Wehrlose, Verwundete und Kämpfende. - Mit so empörender Rache vergalten hier die Kristen ihren Feinden die auf Zipern ver-

übten Gräuel. Höher und glänzender würde die Fakkel ihres Ruhmes leuchten, hätten sie jene verhindert, statt sie nur zu rächen.

Noch zwei schrekliche Stunden dauerte das Morden, dann war die Niederlage der Osmannen allgemein. Vielleicht wäre es um ihre ganze Flotte gethan gewesen, hätte nicht der kühne Ulazzali einen Theil derselben gerettet. Dieser entschlossene Seemann, der sich an diesem für seine Waffenbrüder so unglüklichen Tage mit Ruhm bedekte, stand während dem Treffen wider Doria's Galeeren, und focht mit günstigem Erfolge; indes sein Gegner — wenn die Beschuldigungen einiger Geschichtschreiber gegründet sind — wenig Eifer und guten Willen für die Sache der Verbündeten zeigte. Ja der tapfere Kalabrese bemächtigte sich sogar in der wilden Verwirrung der Schlacht einiger Venetianischen Schiffe, obgleich die gigantischen Galeassen ihm furchtbaren Widerstand entgegenboten. In der Folge des Kampfs entrissen ihm die siegreichen Kristlichen Galeeren den größten Theil der gemachten Eroberungen wieder; und da er endlich die Schlacht für seine Nazion unwiederbringlich verloren sah, zog er sich mit 28 Galeeren, dem Ueberreste der zahlreichen und mächtigen Osmannischen Flotte, und mit einigen Prisenschiffen im Angesichte der

Sieger, mit so bewundernswürdiger Ordnung und Standhaftigkeit zurük, daß sein Rükzug ihm rühmlicher ward, als eine gewonnene Schlacht.

So endete der Würgetag bei Lepanto, dessen glüklichen Ausgang für die Kristen die Starkglaubigen dem Gebete des heiligen Vaters zu Rom, die Vernünftigeren aber einem günstigen Südwinde zuschrieben, der sich beim Anfange des Treffens zum Vortheile der ersteren erhob. Seit der entsezlichen Niederlage, welche Sultan Bajazeth der 2te von dem Mungolen Timur erlitt, hatte die Osmannen kein so schreklicher Schlag getroffen. Darf man den Berichten der Geschichtschreiber trauen, so wurden 20000 von ihnen getödtet oder von den Wellen verschlungen; 4000 gefangen und an's Ruder geschmiedet; und 10000 Kristensklaven befreit. Ueberdem wurden 30 Galeeren versenkt, und 130 nebst 300 Kanonen und einer unermeßlichen Beute fielen den Kristen in die Hände.

Aber auch die lezteren hatten ihren Sieg theuer erkauft. Sie verloren 10000 Mann, welche theils in der Schlacht fielen, theils nachher an den empfangenen Wunden starben, und 15 Galeeren. Unter den Todten von höherem Range, betrauerten die Venetianer vorzüglich den treflichen Barbarigo. Auch verwundet waren viele vornehme

und merkwürdige Männer; unter andern Miguel Cervantes Saavedra, der unsterbliche Verfasser des Don Quixote, welcher unter Marko Antonio Colonna diente, während der Schlacht sehr tapfer focht, und durch einen Schuß die linke Hand verlor.

Die eroberten Galeeren führte Don Juan nach Messina, und von da wie im Triumphe nach Neapel.

Schnell erscholl im Süden und Osten Europa's die Nachricht von diesem großen Siege. Konstantinopel gerieth dadurch in Schrekken, und der Schmerz des Sultan's war so heftig, daß er in mehreren Tagen keine Nahrung nahm. Bei den verbündeten Mächten dagegen verbreitete sie allgemeine Freude, und Don Juans Lob tönte von allen Lippen. Sein Name war der gefeierteste des Tages.

In Venedig wurden glänzende Feste gegeben, und der Jubel des Freudetrunkenen Volks stieg bis zu Ausschweifungen. Dort und in Rom öffnete man die Kerker, stellte öffentliche Dankgebete an, und feierte von den Kanzeln durch Gedächtnißreden das Andenken der in der Schlacht gefallenen Krieger. Der Pabst war außer sich vor Entzükken.

Von

Von heiliger Begeisterung ergriffen, rief er aus: Es war ein Mann von Gott gesandt, des Name war Johannes!* Er stiftete ein jährliches Fest zum Andenken der Schlacht; und seinem Feldherrn Colonna ward bei seiner Rükkehr, nach dem Vorbilde der alten Römer, die Ehre eines Triumphs zuerkannt. Man warf bei seinem Einzuge die Thore nieder, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen.

Auch in Madrid herrschte große Freude. Nur Philip nahm keinen Theil daran, und empfing die Siegesbotschaft mit seiner gewöhnlichen Kälte. Don Juan, sagte er, war glüklich, ab er wagte viel! Ja es gab Mitglieder im Spanischen Staatsrath, welche der Meinung waren: Der Prinz habe den Tod verdient, und müsse sterben wenn er nicht des Königs Bruder sei, weil er wider die ausdrüklich erhaltenen Verhaltungsbefehle, nichts in der Levante zu unternehmen, sondern nur die Afrikanischen Küsten zu beunruhigen, die Macht der Spanischen Monarchie auf's Spiel gesezt habe, ohne ihr einen beträchtlichen Vortheil erfechten zu können.

Wahr ist es, die große und schrekliche Schlacht bei Lepanto, von welcher die Mordszenen bei Vi-

* Juan.

gos und Abukir, der Nachwelt ähnliche doch minder Gräuelvolle Nachbildungen aufgestellt haben, brachte keine der mit Recht erwarteten großen und glüklichen Folgen hervor. Wäre die siegreiche Flotte vom Schlachtfelde aus ungesäumt nach Konstantinopel gesegelt, wo Schrekken und Bestürzung allen Muth gelähmt hatten: so hätte sie vielleicht das Türkische Reich bis in seine Grundfesten erschüttert. Aber der erlittene eigene Verlust, die Theilung der Beute, leeres Siegesgepränge und langweilige Berathschlagungen hielten sie in Unthätigkeit zurük, bis die kostbare Zeit verloren war. Don Juan selbst war durch strenge Befehle seines Hofes gebunden, und konnte auch troz seines stolzen und vielsagenden Titels, nichts ohne Zustimmung des Päbstlichen und Venetianischen Admirals unternehmen. So geschah es, daß die Türken weder Zipern noch irgend eine andere ihrer Eroberungen wieder verloren. Ulazzali's außerordentliche Thätigkeit stellte während des Winters auch die vernichtete Flotte wieder her, und dieser unternehmende Krieger, jezt Großadmiral der Osmannen, erschien schon im nächsten Frühjahr wieder mit einem mächtigen Geschwader an den Küsten der Kristlichen Staaten. Aber der Feldzug

dieses Jahres verstrich ohne irgend eine wichtige Begebenheit.*

Endlich schlossen zuerst die Venetianer einen Frieden mit den Türken,** wodurch diese im Besiz von Zipern blieben. Spanien, beschäftigt durch die Revoluzion seiner Niederländischen Provinzen, hatte schon längst keinen Eifer mehr für die gemeinschaftliche Sache gezeigt, und Pius der 5te ward durch den Tod vom Schauplaz abgerufen. Ein solches Ende nahm der wider die Osmannen geschlossene große Bund. Umsonst waren die Ströme Blut's vergossen, welche den Meerbusen von Lepanto rötheten, und alle die schauderhaften Auftritte jener Schlacht, dienten am Ende zu nichts, als daß sie Don Juan den Ruhm eines großen und glüklichen Kriegers erwarben.

Dieser Held hatte nach der Trennung der verbündeten Mächte, die Küsten der Barbarei überfallen und Tunis erobert. Es war hierauf im Werke, einen eigenen Staat für ihn in jenem Lande zu bilden. Aber Philip's Mistrauen hinderte die Ausführung dieses Plans, Tunis fiel wieder unter die Botmäßigkeit seiner alten Beherrscher zurük, und Don Juan mußte einige Jahre unthätig in Italien verleben. Dort, unter einem

* 1572. ** 15. April 1573.

glüklichen Himmel, in dem Lande der Liebe und des Genusses, entschädigte er sich in den Armen der zärtlichen Diana von Falanka, für den Verlust seiner Hoffnungen auf Größe und neuen Ruhm.

Endlich sandte ihn sein argwöhnischer Halbbruder als Statthalter in die Niederlande.* Man hegte dort große Erwartungen von den Talenten des Siegers bei Lepanto, aber die Verwirrung in jenen einst so glüklichen Provinzen, hatte damals schon einen solchen Grad erreicht, daß selbst ein Held wie er die Ruhe nicht wieder herstellen konnte. Auch war er bald am Ende seiner Laufbahn. Er starb am 1sten des Weinmonats 1578, nicht ohne Verdacht empfangenen Giftes, im blühenden Alter von 33 Jahren, beweint von seinen Kriegern und bedauert von allen die ihn kannten; nur von Philip nicht, der seinen frühen Tod vielleicht verschuldete. Der Leichnam des Helden ward seinem Verlangen gemäß nach Spanien gebracht, und in der Gruft des Eskurial's bestattet.

* 1576.

Dreijährige Belagerung von Ostende.

Historisches Basrelief.

Belagerung von Ostende, von 1601 bis 1604.

Fünf und dreißig Jahre schon dauerte in den Niederlanden der Kampf der jugendlichen Freiheit mit dem alten Despotismus. Fast alle die merkwürdigen Männer, welche bei'm Anfange und bei der Fortsezzung des großen Drama's die Hauprollen gespielt hatten, die Alba's, Egmont's, Requesenz, Parma's und der große Wilhelm von Oranien, waren wieder abgetreten von der Bühne, und andere Helden und Staatsmänner hatten ihre Namen berühmt gemacht; Blut in Strömen war geflossen; eine Reihe schauderhafter Gräuelszenen hatte die Menschheit geschändet; blühende Provinzen waren in Einöden verwandelt; die reichsten Städte in Armuth versunken, und auf ihren Ruinen minderbeträchtliche gleich neuen Schöpfungen emporgestiegen; Spanien hatte seinen Handel, seine Schäzze, und den Kern seiner Krieger verloren: — und immer noch war die Revoluzion nicht geendigt, und es war noch unentschieden, ob die sieben nördlichen Provinzen, welche sich durch

die berühmte Utrechter Verbindung* von den übrigen getrennt und für einen eigenen unabhängigen Freistaat erklärt hatten, ob sie ihren Nakken wieder unter das eiserne Joch ihrer ehemaligen Tirannen beugen, oder das Palladium der selbstgeschaffenen Freiheit im siegreichen Kampfe behaupten würden. König Philip der 2te von Spanien, ein Fürst, den Geist und Talente zum Beherrscher der größten Monarchie seiner Zeit, Herz und Karakter zu einer Geißel des Menschengeschlechts bestimmt zu haben schienen, hatte durch seine Strenge und durch die Barbarei seines Feldherrn, des Blutdürstigen Alba, den Ausbruch jenes großen, durch mancherlei Umstände schon längst vorbereiteten Brandes veranlaßt. Zu spät sah er endlich ein, daß es durch Gewalt ihn schwerlich gelingen werde, die Flamme zu unterdrükken, und seine abgefallenen Unterthanen zum Gehorsam zurük zu führen. Das Ende seines Lebens nahete heran, und er beschloß jezt am Abende desselben noch einen Versuch zu machen, die vereinigten Niederländer durch eine neue gelinde Regierung mit ihrer alten Verfassung wieder auszusöhnen.

Albert von Oestreich, der dritte Sohn Kaiser Maximilian's des 2ten, war in Spanien

* Geschlossen am 23. Jenner 1579.

erzogen, und hatte Philip dem 2ten, seinem Großoheim, als Unterkönig von Portugal und zulezt als Statthalter der Niederlande, nicht unwichtige Dienste geleistet. Er besaß manche schäzbare Eigenschaft; nur jener düstere Ernst, der Mangel an Popularität und die steife Grandezza des Spanischen Hofes, gaben seinem Wesen ein ungefälliges zurückstoßendes Kolorit. Diesen seinen Großneffen wählte Philip zum künftigen Gemahl für sein Lieblingskind, die Infantin Clara Isabella Eugenia, und beschloß, der lezteren die Niederlande zum Brautschaz mitzugeben. Die Verlobung geschah, und der schon dem Tode nahe König trat der Infantin die Souveränität über jene Provinzen feierlich ab.* Zwar starb er, ehe die Vermählung vollzogen war, aber sein Sohn und Nachfolger, Philip der 3te, bestätigte die Verfügung des Vaters.

Die neuen Beherrscher der Niederlande wurden mit Freude in den gehorchenden oder Spanischen Provinzen empfangen;** die Bewohner derselben erwarteten Hülfe und Erleichterung von ihnen, und sie hatten auch gewiß den besten Willen, die Hoffnungen und Wünsche des leidenden Volks in Erfüllung zu bringen. Aber wo war die Möglich-

* 6. Mai 1598. ** Junius 1600.

keit, Licht und Ordnung in das Chaos der Zerrüttung zu zaubern, worin das unglükliche Land begraben lag. Die öffentlichen Angelegenheiten befanden sich in der höchsten Verwirrung, Uneinigkeit und Partheigeist herrschten unter den vornehmsten Staatsbedienten, die Schazkammern waren ausgeleert und die Kriegsleute droheten unaufhörlich mit Empörung.

In einem so trostlosen Zustande giebt es kein dringenderes Bedürfniß, als das Ende des Kriegs. Friede ist die Gottheit, von deren Segenverbreitender Macht man Rettung von dem allgemeinen Verderben und glüklichere Tage hofft; Friede ist der gemeinschaftliche Wunsch aller Partheien. Doch wie Sehnsuchtsvoll auch jedes Auge auf dieses Ziel gerichtet war, wie viel auch darüber gesprochen ward: so schien man doch gerade jezt weiter als je davon entfernt zu seyn. Die Gährung war noch zu heftig; noch wenig gemildert die gegenseitige Erbitterung durch alle die Tausende von Opfern, die ihrer Wuth schon gefallen waren. Und auf was für Bedingungen sollte man sich auch vergleichen? Eine Versöhnung mit ihren ehemaligen Tirannen hätte die vereinigten Niederländer in Gefahr gesezt, einen Theil ihres ausgebreiteten Handels und ihrer Indischen Eroberungen, die uner-

schöpflichen Quellen ihrer Macht, zu verlieren und auf jene zurükfallen zu sehen. Ueberdem waren ihr Staat und ihre Freiheit noch nicht so fest gegründet, um schon jezt mit Sicherheit die Waffen aus der Hand legen zu können. Vergebens ließ daher Albert, nach seiner Ankunft in den Niederlanden, eine Aufforderung an die vereinigten Provinzen ergehen: sich ihrer angebornen Fürstin, die sie mit Gelindigkeit und Milde regieren werde, zu unterwerfen! Dieser Antrag, der vor zwanzig Jahren vielleicht mit Freude angenommen worden wäre, fand jezt kein Gehör, und die verlangte Unterwerfung ward abgeschlagen. Es blieb also nichts übrig, als die Entscheidung den Waffen zu überlassen. Das Schiksal war noch nicht versöhnt, es wollte keinen Frieden, und der Krieg wüthete fort.

Beide Theile hatten sich mit dem größten Eifer gerüstet, und schon im Jenner* den Feldzug eröffnet. Der Erzherzog selbst übernahm nach seiner Ankunft den Oberbefehl über die Spanisch-Niederländischen Truppen; dämpfte eine Rebellion, welche unter den Spanischen Kriegsleuten ausgebrochen war; musterte darauf in Begleitung der Infantin das Heer bei Gent, und führte es von dort nach

* 1600.

der Küste von Flandern, wo die vereinigten Niederländer eine Landung unternommen hatten.

An der Spizze der gesammten Kriegsmacht der lezteren stand damals, als GeneralCapitain des Landheers und Oberadmiral der Flotte, Prinz Moriz von OranienNassau, zweiter Sohn Wilhelms des Verschwiegenen, einer der berühmtesten Fürsten und Helden seiner Zeit, und nicht unwürdig seines großen Vaters. Man wirft ihm vor, daß Ehrgeiz und Privatabsichten, mehr als das Interesse des Vaterlandes, seine Handlungen geleitet hätten. Wenn aber auch dieser Vorwurf, der vielleicht allen ausgezeichneten Männern seiner Art nicht ganz mit Unrecht gemacht wird, gegründet wäre: so bleibt ihm doch der Ruhm, durch seinen unternehmenden Geist und sein hohes militärisches Genie dem Niederländischen Freistaat die wichtigsten Vortheile erfochten, und das von seinem unsterblichen Vater angefangene Werk mit starker und entschlossener Hand fortgeführt zu haben. Fern in das Ausland war der Ruf seiner Waffenerfahrenheit erschollen, und viele junge Leute aus Teutschland und Frankreich nahmen Dienste bei seinem Heere, um sich unter einem solchen Meister in der Kriegskunst zu künftigen Helden und Feldherrn zu bilden.

Durch ein großes und glänzendes Unternehmen, welches die Eroberung von Niewport, Dünkirchen und der ganzen Flandrischen Küste zum Gegenstande hatte, wollte er den Feldzug des Jahrs 1600 auszeichnen. Mit einem ansehnlichen Heere von Niederländern, Engländern, Schottländern und Hugenotten schiffte er sich in Seeland ein, und landete bei Philippine in Flandern. Schon hatte er sich hier verschiedener Plätze und Schanzen an der Küste bemächtiget, als der Erzherzog mit seiner ganzen Macht sich ihm plözlich entgegenstellte. Diese schnelle und unerwartete Erscheinung versezte den Niederländischen Feldherrn auf einmahl in die gefährlichste Lage. Vor sich den Feind und hinter sich das Meer, sah er sich auf einen so engen Raum eingeschränkt, daß er kaum sein Heer in Schlachtordnung aufstellen konnte. Nichts blieb hier übrig als Kampf auf Sieg oder Untergang. Genie, Tapferkeit und Waffenglük retteten den Helden aus seiner Gefahrvollen Lage. Er erfocht einen blutigen Sieg über seinen Gegner;* aber der große Zwek seiner kühnen Unternehmung, die nur durch Ueberraschung gelingen konnte, war dennoch verfehlt. Zwar belagerte er Niewport, aber die Thätigkeit des Erzherzogs hinderte alle weiteren Fort-

* 2. Jul. 1600.

schritte, und er sah' sich endlich genöthigt, die Belagerung aufzuheben, seine Truppen zu Ostende einzuschiffen,* und wieder nach Seeland zurük zu kehren.

Im folgenden Jahre** griff Moriz die Stadt Rheinbergen an, und während er mit der Belagerung derselben beschäftiget war, zog der Erzherzog, dessen Ansehn troz der verlornen Schlacht bei Niewport, durch die Rettung Flandern's, sehr gewachsen war, vor Ostende.

Diese Stadt liegt an der Küste von Flandern, zwischen Sluis und Niewport, und war anfangs nur ein geringer, offener, von Fischern bewohnter Ort, mit einem unbedeutenden Hafen. Erst in der Folge, da sich durch das Sinken einer Sandbank eine Art von Kanal bildete, den man die Geule nennt, wurde der Hafen etwas ansehnlicher, blieb aber doch noch über ein halbes Jahrhundert ganz vernachlässiget. Einige Zeit nach dem Ausbruch der Revoluzion fing man an, das Städtchen mit Thoren zu versehen und mit Pallisaden einzuschließen.*** Englische und Niederländische Abentheurer ließen sich dort nieder, die Bevölkerung wuchs, und die Einwohner machten sich

* Ende Jul. ** 1601. *** 1572.

durch ihre Seeräubereien gefürchtet. Nach dem Genter Frieden* schlug sich Ostende zu der Parthei der vereinigten Niederländer. Als der Herzog von Parma in der Folge ganz Flandern der Spanischen Herrschaft wieder unterwarf,** ließ er auch diese Stadt durch de la Motte angreifen, aber ohne Erfolg; denn die Einwohner vertheidigten sich mit hartnäkkiger Tapferkeit. Vielleicht ward auch der Angriff nicht mit Nachdruk unternommen, weil man den Ort für wenig bedeutend hielt. Auch kam er erst seitdem in Ruf und Ansehn, die Staaten der vereinigten Provinzen sahen die außerordentliche Wichtigkeit seines Besizzes ein, ließen ihn stärker befestigen, und versahen ihn mit einer zahlreichen Besazzung, welche durch ihre Streifereien die ganze Provinz beunruhigte. Bald erhoben die Einwohner und die Staaten von Flandern bittere Klagen über diese Bedrükkung, und Albert, damals Spanischer Statthalter in dieser Provinz, ward dadurch veranlaßt, gleich nach der Eroberung von Calais, Ostende abermals anzugreifen.*** Aber auch ihm widerstand die Stadt, und man begnügte sich seitdem, in ihrer Nähe kleine Forts oder Schanzen anzulegen, um dadurch den Streifzügen der Besazzung Einhalt zu thun. Doch das

* 1576. ** 1584. *** 1596.

Mittel war unzureichend, und entsprach der Absicht nicht.

Auf der allgemeinen Staatenversammlung zu Brüssel,* wo über die dringendsten Staatsbedürfnisse und die wirksamsten Mittel dagegen, lange und eifrige Berathschlagungen gehalten wurden, wiederholten die Staaten von Flandern ihre Beschwerden über das Unheil, welches von Ostende, wie aus der offenen Büchse der Pandora, über ihre Provinz erging, und drangen mit Ernst auf Abstellung desselben. Ihren Klagen ein Ende zu machen, gab es nur ein entscheidendes Mittel: Ostende mußte angegriffen und erobert werden. Denn so lange die vereinigten Niederländer noch im Besiz dieser Stadt blieben, war keine Aussicht da, Flandern von der Geißel, die es schon so lange und schmerzlich fühlte, zu befreien.

Aber welche Schwierigkeiten bot die Belagerung eines Ortes dar, der auf das stärkste befestiget, mit allen Bedürfnissen im Ueberflusse versehen war, und durch eine zahlreiche Besazzung, unter einem tapferen und entschlossenen Anführer, vertheidiget ward? eines Ortes, der überdem wegen seiner Lage und bei dem Uebergewichte der vereinig-

* 1600.

nigten Niederländer zur See, stets durch Verstärkung an Mannschaft und Zufuhr frischer Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse unterstüzt werden konnte. Und alle diese Schwierigkeiten schienen noch abschrekkender und unüberwindlicher, weil man in einem Zeitalter lebte, wo nicht nur die Festungen gewöhnlich mit dem größten Muthe und der eigensinnigsten Beharrlichkeit vertheidigt wurden, sondern wo auch die Belagerungskunst, welche erst ein Jahrhundert später in den Vauban's und Coehorn's ihre eigentlichen Schöpfer fand, noch in der Kindheit lag, so daß die Vertheidiger den Vortheil über die Angreifenden hatten; Umstände, welche oft allein schon hinreichend waren, manche Belagerung fruchtlos zu machen, oder zu einer außerordentlichen Dauer zu verzögern.

Wenn aber auch diese Betrachtungen vermögend gewesen wären, den Erzherzog von einem so gewagten und zweifelhaften Unternehmen abzuhalten: so gab es dagegen auch nicht minder wichtige und dringende Bewegungsgründe, welche ihn dazu anfeuern mußten. Die Vorstellungen der Staaten von Flandern verdienten um so mehr die größte Rükſicht, da diese Provinz einen ansehnlichen Theil der öffentlichen Lasten trug. Ueberdem bot die Eroberung, wenn sie glükte, was doch

troz aller Hindernisse nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich war, die größten militärischen Vortheile dar, denn mit dem Verluste von Ostende ward den vereinigten Niederländern das immer offene Thor nach Flandern verschlossen, ihr Handel ward eingeschränkt, und ihre Flotten verloren einen sichern Sammelplaz. Und endlich in welchem Glanze mußte nicht der Eroberer, nach so viel besiegten Schwierigkeiten, seinen neuen Unterthanen, den Feinden, ja selbst dem ganzen Europa erscheinen! Diese Gründe gaben in der Wage der Berathschlagungen den Ausschlag, und bestimmten den Erzherzog, sich Ostende's, es koste was es wolle, zu bemächtigen.

Und so war denn nun jene so berühmt gewordene Belagerung beschlossen, welche durch ihre außerordentliche Dauer, durch die Standhaftigkeit und unermüdete Thätigkeit, womit beide Theile alle ihre Geistes- und Körperkräfte theils zum Angriff, theils zur Vertheidigung aufboten, durch den großen Verlust auf beiden Seiten, und durch die Wichtigkeit des Orts, über dessen Schiksal sie entschied, eine der merkwürdigsten Begebenheiten des Niederländischen Revoluzionskrieges ward; deren Geschichte zwar auf der einen Seite ein schauderhaftes Bild des Elends, des Blutvergießens

und der Zerstörung zeigt, aber auch zugleich als Gegenstük ein erhabenes und anziehendes Gemählde von den außerordentlichen Wirkungen des Genie's, der Kraft und des Muths, deren die Menschen fähig sind, vor uns aufstellt. Sie bereicherte die Belagerungskunst durch eine Reihe neuer Erfindungen, und bildete gleichsam einen eigenen Krieg, denn alle übrigen kriegerischen Unternehmungen hörten während derselben entweder ganz auf, oder ward ja eine ausgeführt, so war es doch gleichsam nur eine Episode in jener großen Epopee, welche mit der Haupthandlung in der genauesten Verbindung stand, und von der man immer wieder auf diese zurükkam.

Ein auserlesenes Heer ward zu der Belagerung von Ostende zusammengezogen. Es bestand aus Spaniern, Teutschen, Wallonen und Flämingern, zählte 18000 Mann Fußvolk und Reiterei, und war mit einem ansehnlichen Zuge schweren Geschüzzes und allen zu einer so wichtigen Unternehmung nöthigen Erfordernissen versehen. So auf das treflichste ausgerüstet, erschien es, von dem Erzherzoge und seiner Gemahlin selbst begleitet, am

5ten des Heumonats* im Angesichte der Stadt, und berennte sie.

Die alte Italienische Art der Befestigung war jezt beim Anfange des 17ten Jahrhunderts, von der neueren Niederländischen schon größtentheils verdrängt. Man sah nicht mehr die ehemaligen kolossalen Steinwälle, zwar von furchtbarem Ansehn, aber dem Geschüz nur geringen Widerstand leistend; dafür erhoben sich Wälle von Erde mit einer Bekleidung von Mauerwerk. Zwischen den Bollwerken, welche an die Stelle der Thürme getreten waren, wurden zur besseren Vertheidigung des Hauptwalls (Courtine), welcher jene verbindet, besondere Werke (Cavaliere) angelegt. Jenen umgab noch ein niederer Erdwall (Faussebraye), welcher den Graben und den bedekten Weg vertheidigte, und die äußere Abdachung (Glacis) des lezteren ward durch eine Art von Vorgraben, mit Pallisaden eingefaßt, beschüzt. Das Ganze war durch verschiedene Außenwerke, Ravelins, halbe Monde, Contregarden, deren häufigern Gebrauch erst dieser merkwürdige Krieg veranlaßte, verstärkt, um den Feind desto länger von dem Hauptwall abzuhalten, und oft wurden auch außerhalb des bedekten Weges noch besondere Werke zur Behaup-

* 1601.

tung der Zugänge und vortheilhaftesten Außenposten angelegt. — Dies war die Ansicht des größten Theils der Niederländischen Festungen zur damaligen Zeit. Auch Ostende war auf diese Art befestigt, und die Lage der Stadt und ihre Gemeinschaft mit dem Meere erleichterte die Vertheidigung und erschwerte den Angriff.

Karl van der Noot war Oberbefehlshaber des Orts, als die Feinde vor demselben erschienen. Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse waren im Ueberflusse vorhanden, die Festungswerke befanden sich im treflichsten Zustande, und die Besazzung betrug 7 bis 8000 Mann; denn die vereinigten Staaten hatten auf die erste Nachricht von einer wahrscheinlichen Belagerung, 4000 Mann Verstärkung und alle noch fehlenden Bedürfnisse gesandt. Mit ruhiger Entschlossenheit erwartete der unerschrokkene Niederländer den Angriff.

Das erste Geschäft der Belagerer war, die Stadt einzuschließen. Friedrich von Berg und Augustin von Mexia, die Unterfeldherrn des Erzherzogs, welche sich schon in den früheren Feldzügen dieses Kriegs ausgezeichnet hatten, vollzogen es, jener auf der östlichen und dieser auf der Westseite des Orts. Aber da sie hierbei den Fehler begingen, sich den Festungswerken zu sehr zu

nähern, so wurden sie durch das Geschüz von den Wällen und einen wüthenden Ausfall — einer Lieblingsunternehmung der damaligen Zeit — gezwungen, ihre Stellung zu verändern, und sich etwas weiter zurük zu ziehen. Die Umschließung geschah auf die gewöhnliche Art, durch Aufführung weitläuftiger Linien, welche aus Forts und Redouten, die durch einen Wall und Graben zusammenhingen, bestanden, und eine eigene ungeheure Festung bildeten, in deren Mittelpunkte die belagerte Stadt lag. Nach Vollendung der Linien ward zum Angriff geschritten, und die Laufgraben wurden eröffnet. Die Belagerten wurden dabei aus einigen Außenwerken vertrieben, und die Belagerer warfen drei Schanzen auf, welche die Namen St. Marta, St. Maria und St. Anna erhielten. Die ersteren dagegen boten alle ihre Kräfte und Thätigkeit auf, um den Feinden ihre Arbeiten zu erschweren, und bedienten sich dabei zum erstenmahle in diesem Kriege der sogenannten Contreapprochen, einer Erfindung, wodurch den Feinden die Führung der Laufgraben erschwert, und sie desto länger von der Festung zurükgehalten wurden.

Indes so vor Ostende der blutige Wettstreit zwischen Angriff und Vertheidigung sich erhob, sandten die Staaten der vereinigten Provinzen den

Ritter Franz von der Veere, den tapfern Uchtenbrok und noch eine Anzahl auserlesener Soldaten dahin. Die Verstärkung langte glüklich im Angesichte des Feindes an, und Franz von der Veere, ein kühner, verschlagener und erfahrner Kriegsmann, übernahm, an van der Noot's Stelle, den Oberbefehl in der belagerten Stadt.

Tag und Nacht rollte jezt der Donner des Geschüzzes. Man beschoß sie mit Kanonen, Haubizzen und Mörsern. Mancher wakkere Krieger von beiden Seiten fand hier den Tod. Von allen welche den Belagerten fielen, ward keiner mehr von ihnen bedauert, als der Französische Oberst Chatillon, ein Enkel des berühmten und unglüklichen Admirals Coligny, welcher bei Vertheidigung eines Außenwerks erschossen ward.

Mit unermüdeter Thätigkeit sezten die Belagerer ihre Arbeiten fort, ohne sich durch das heftige Feuer der Vertheidiger abhalten zu lassen. Ihr vornehmstes Augenmerk dabei war stets darauf gerichtet, der Stadt die Gemeinschaft mit dem Meere abzuschneiden; denn gelang ihnen dieses, so verlor jene die Hauptstüzze ihrer Erhaltung, und ihr Fall war gewiß. Es wurden daher auf der Seite von Bredene

und in den Dünen oder Sandhügeln auf dem flachen Ufer des Meeres Batterien und Schanzen angelegt, um sie von hieraus zu beschießen. Um diesen Werken, welche auf einem Boden lagen, der täglich von der Fluth bespühlt ward, einen festern Grund zu verschaffen, verfertigte man eine besondere Art von Wasserfaschinen, welche 24 Fuß lang und durch eingebundene Steine beschwert waren. Adrian Hermanson, Profos des Regiments Barlamont, war der Erfinder dieser Maschine, und ein Zimmermeister, Namens Adrian Mellin, unterstüzte ihn bei Verfertigung derselben. Zum Unglük für die Belagerer ward der Erfinder getödtet, und sein Tod unterbrach die Arbeit, bis sein Sohn Anton Adrianson sie auf's neue unternahm. Kaum aber war das Werk vollendet, so ward ein Theil davon durch die Fluth hinweggerissen, den andern stekten die Belagerten durch Kunstfeuer in Brand, und nur mit einem Verlust von 300 Mann konnten die Spanier das Feuer löschen, und ihr Geschüz aus den flammenden Faschinenhaufen zurükziehen.

Dieser unglükliche Erfolg bewies, daß das angewandte Mittel seinem Zwekke, den Eingang des Kanals zu versperren, nicht entspreche, und

daß man andre Wege einschlagen müsse, wenn man ihn erlangen wolle. Der Graf von Boucquoi, einer der vornehmsten und berühmtesten Spanischen Befehlshaber, hatte im Quartiere Brederode eine Verschanzung angelegt, um das Landen der Feinde auf dieser Seite zu verhindern, und die einlaufenden feindlichen Schiffe zu beschießen, welches jedoch wegen der Entfernung nur mit geringer Wirkung geschah. Nichts schien zwekmäßiger zu seyn, als hier einen Damm in das Meer aufzuführen, und durch denselben die Mündung des Kanals zu verschließen. Zwar war ein solches Unternehmen mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, und erforderte einen außerordentlichen Aufwand von Kräften, denn das Werk mußte Festigkeit genug erhalten, um der Gewalt der Wogen widerstehen zu können; aber der Genius eines Zeitalters, welches die wunderbare Brükke des Herzogs von Parma vor Antwerpen und mehrere andere ähnliche Riesenwerke hervorgebracht hatte, bebte vor keinen Anlagen dieser Art, wie ungeheuer sie auch seyn mochten, zurük. Die unermüdeten, von brennendem Ehrgeiz beseelten Spanischen Soldaten, machten sich mit rastlosem Eifer an die Arbeit.

Man verfertigte eine neue Art von Faschinen (Saucisses), erfunden von Christoph Propergeius, welche aus starken und dikken Aesten bestanden, durch drei Reihen Faßreifen zusammen gehalten wurden, und Bunde von 46 Fuß Länge und 15 Fuß Dikke bildeten. Da diese Größe sie aber so schwer und unbeweglich machte, so gab man ihnen in der Folge nur 23 Fuß Länge und 12 Fuß Stärke. Um sie fortzubewegen wurden Seile mit Scheiben an Schiffsankern und Pfählen, die in den Sand getrieben waren, befestiget. So brachte man sie vorwärts bis an den Kanal, schichtete sie dann über einander bis zu der gehörigen Höhe, und erbauete eine Schanze darauf, welche den Namen der Karlosschanze erhielt. Sie war aus gewöhnlichen Faschinen aufgeführt, und hatte einen gedielten Fußboden zum festen Standpunkt für das Geschüz.

Von dieser Schanze aus ward der Damm weiter in's Meer hin verlängert. Man führte hölzerne Gerüste in der Form eines lateinischen T aus der Tiefe empor, und bedekte sie mit einer Lage ähnlicher großer Faschinen, welche mit Weiden an die Gerüste geflochten, und oben

mit Lagen von Kies und Sand beschwer twurden. Eine dreißig Fuß dikke mit Schießscharten versehene Brustwehr schüzte den Damm gegen das Geschüz der Belagerten. Mit ungeheurer Anstrengung ward er 500 Schritte weit vorwärts getrieben, dennoch entsprach auch dieses Werk, so neu in seiner Erfindung und so kühn in der Ausführung, den davon gehegten großen Erwartungen nicht; denn troz desselben behielten die Belagerten die Gemeinschaft mit dem Meere, und sieben schwere Kanonen, gegen die Spizze des Dammes von ihnen gerichtet, bestrichen ihn mit solcher Wirkung, daß wegen des heftigen Feuers Keiner dort ausdauern konnte. Zwar machte die Karlosschanze das Einlaufen der Schiffe sehr beschwerlich, aber die Vertheidiger der Stadt halfen diesem Nachtheil dadurch ab, daß sie den bedekten Weg durchstachen, und so die Schiffe sicher in den Stadtgraben brachten, der ihnen nun zum Hafen dienen mußte.

Während der Aufführung jenes kolossalischen Dammes, sezten die Spanier auch ihre übrigen Arbeiten mit unermüdeter Thätigkeit fort. Auf der Seite des Quartiers St. Alban rükten sie der Stadt näher, und bemächtigten sich einiger dort liegenden Werke der Belagerten. Auch auf

der Seite des Hafendamms waren sie mit ihren Laufgraben bis an die Pallisadirung desselben vorgeschritten. Schon hatten ihre Batterien eine beträchtliche Bresche in das Seebollwerk gewühlt, schon rüsteten sie sich lezteres mit Sturme anzugreifen; da kamen die Belagerten ihnen zuvor, durchstachen des Nachts bei steigender Fluth den Damm vor der Bastion, und das mit Heftigkeit dagegen stürzende Wasser, vergrößerte die Oeffnung so, daß es das ganze Werk wie eine Insel umfloß, und den Belagerern alle Aussicht benahm, den Angriff von dieser Seite mit der Hoffnung auf einen glüklichen Erfolg zu führen. Zwar litten die Festungswerke selbst hier und dort durch die Ueberschwemmung, aber weit nachtheiliger noch wurden die Folgen derselben für die Belagerer, denn die Belagerten leiteten das ausgetretene Gewässer gegen ihre Schanzen, und nicht selten wurden sie durch die Elemente selbst bei diesem Geschäft unterstüzt. So erhob sich am 25sten des Herbstmonats ein heftiger Sturm, welcher das Wasser der Ueberschwemmung mit solcher Heftigkeit in das Land trieb, daß alles überfluthet ward, und die Spanier sich eilend auf ihre Schanzen flüchten mußten.

Vier Monat hatte nun schon die Belagerung gedauert, und noch immer lag Ostende, wie ein Felsen im Kampfe der wüthenden Meereswogen unerschüttert da. Verloren waren alle Anstrengungen und alles vergossene Blut der Belagerer, denn wenig näher gekommen waren sie ihrem Ziele, obgleich der Erzherzog kein Mittel unversucht ließ den Gang der Unternehmung zu beschleunigen, und oft selbst mit seiner Gemahlin im Lager erschien, um durch seine Gegenwart die Thätigkeit der Truppen und ihrer Anführer zu beleben.

Jezt nahete der Winter heran und mancherlei Krankheiten, Folgen der erduldeten Beschwerden, und einer durch die Ausdünstungen der ausgetretenen Gewässer verdorbenen Atmosphäre, thaten sich unter den Belagerten hervor. Vorzüglich wurden die Engländer, deren sich einige Tausend in der Stadt befanden, häufige Opfer derselben; und Ritter Veere mußte es geschehen lassen, daß alle jene Bundesgenossen aus Furcht vor der Seuche Ostende verließen, und nach ihrem Vaterlande zurükkehrten. Durch diesen Abgang und durch den Verlust, welchen Feind, Krankheiten und Mühseligkeiten verursacht hatten, sank die Besazzung bis auf 3000

Köpfe herab, und der Erzherzog von ihrer Schwäche unterrichtet, beschloß diese zu benuzzen, und die Stadt von zwei Seiten zugleich bestürmen zu lassen. Der Hauptangriff sollte dabei gegen die sogenannte alte Stadt gerichtet werden, wo ein heftiger Orkan große Verwüstungen angerichtet hatte.

Glücklicherweise ward Veere durch einen Gefangenen noch frühe genug von dem Vorhaben der Feinde unterrichtet, und da er bei der geringen Anzahl seiner Krieger, die es ihm nicht erlaubte die einzelnen Werke mit gehöriger Mannschaft besezzen zu lassen, mit Recht für die Folgen desselben fürchtete: so beschloß er der Uebermacht der Feinde, eine Kriegslist entgegen zu sezzen, um sie dadurch so lange hinzuhalten, bis er wieder im Stande seyn würde, ihnen durch Waffengewalt zu widerstehen. Er ließ deshalb insgeheim, und ohne daß selbst seine Unterfeldherrn etwas davon wußten, dem Erzherzoge einen Waffenstillstand anbieten, wobei er ihm zugleich Hoffnung auf baldige Uebergabe der Stadt machte. Albert, der mit Ungeduld das Ende einer Belagerung wünschte, deren Dauer schon jezt seine Erwartung übertroffen hatte, willigte mit Freuden in den An-

trag seines Gegners, so verdächtig er ihm auch hätte seyn sollen, da es zu der Zeit die militärische Ehre nicht erlaubte, daß ein tapferer Befehlshaber die ihm anvertraute Festung früher, als nach einem Sturme auf dem Hauptwall übergeben hätte. Beide Theile stellten einander Geißeln zur gegenseitigen Sicherheit. Aber fast hätte ein unvorhergesehener Umstand Veere's ganzen Plan vereitelt. Kaum wurden unter der Besazzung die zwischen ihm und dem feindlichen Oberfeldherrn gepflogenen Unterhandlungen ruchtbar, deren wahren Zwek sie nicht kannten: so hielten ihn die Soldaten für einen Verräther und droheten mit Empörung. Besonders gerieth die ehemalige Besazzung der sogenannten Andreasschanze in die äußerste Unruhe. Sie hatte dieses Fort im vergangenen Jahre für 125000 Gulden an die vereinigten Niederländer verkauft, war darauf in die Dienste der leztern getreten und fürchtete jezt an die Spanier ausgeliefert zu werden, und den Lohn ihrer Verrätherei zu erhalten.

Wollte sich Veere nicht den Folgen einer allgemeinen Rebellion seiner Kriegsleute aussezzen, so mußte er den Feinden die erhaltenen Geißeln zurükschikken, und die Befehlshaber der

Besazzung zu Theilnehmern seines Geheimnisses machen. Gemeinschaftlich mit den leztern ward nun beschlossen, einige der vornehmsten feindlichen Officiere in die Stadt zu lokken, um an ihren Personen ein Gegenpfand für die noch in der Gewalt der Belagerer befindlichen Geißeln zu haben. Der Anschlag gelang nach Wunsch, und die Unterhandlungen mit dem feindlichen Feldherrn wurden nun zum Schein eröffnet. Sie hatten, wie sich leicht erwarten läßt, nur langsamen Fortgang, weil die Belagerten ganz außerordentliche und ungewöhnliche Forderungen machten.

Während der Unterhandlungen ruheten alle Unternehmungen wider die Stadt, und die Feinde ließen sogar von ihrer sonstigen Wachsamkeit nach, in der gewissen Erwartung der Uebergabe. Desto thätiger war Veere die kostbare Zeit der Waffenruhe auf das vortheilhafteste zu benuzzen. Die beschädigten Festungswerke werden ausgebessert und durch neue vermehrt. Man sorgt für die Wiedergenesung der Kranken. Die Erhohlung giebt der Besazzung neue Kräfte, und eine Verstärkung von 5 Fahnen Fußvolks aus Seeland wird glüklich in die Stadt gebracht.

Veere hatte jezt reichliche Früchte von seiner List geerndtet. Er glaubte sich nun wieder stark genug zum Widerstande, und erklärte daher den feindlichen Abgeordneten frei heraus: Nur seine bedrängte Lage habe ihn veranlaßt, mit ihnen wegen der Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, aber es sei ihm nie Ernst damit gewesen; jezt da er Verstärkung erhalten habe, würde er seine Ehre und Pflicht auf das schändlichste verlezzen, wenn er sie übergeben wolle, und er sähe sich daher genöthigt, die Unterhandlungen abzubrechen.

Es würde zu weitläuftig seyn, hier untersuchen zu wollen, ob Veere recht that, daß er sich einer Kriegslist gegen seinen Feind bediente, die man wol unredlich nennen könnte, und die vielleicht nicht einmahl durch seine misliche Lage entschuldiget wird. Bitterer Tadel von allen Theilen traf sein Betragen bei dieser Gelegenheit, und selbst die Staaten der vereinigten Niederlande bezeugten in der Folge ihr Misfallen darüber.

Grenzenlos war der Zorn des Erzherzogs über den ihm gespielten Betrug. Das Gerücht von der baldigen Uebergabe hatte sich überall verbreitet, und eine Menge Neugieriger aus

allen Gegenden Flanderns waren in der Nähe von Ostende zusammengeströmt, um Zuschauer eines so interessanten Schauspiels zu seyn. Und jezt erfuhr Jedermann, daß der leichtgläubige Fürst sich habe überlisten lassen. Also nicht genug, daß die Hoffnung auf ein baldiges rühmliches Ende der Belagerung, womit er sich so gewiß geschmeichelt hatte, zerstört war, auch sein Stolz war auf das empfindlichste gekränkt. So schmerzliche Beleidigungen forderten ein blutiges Opfer der Rache.

Kaum hatte sich das zwischen den durchstochenen Dämmen eingedrungene Gewässer ein wenig um die Stadt her verlaufen: so wurden furchtbare Zurüstungen zu einem Sturme wider die Werke der alten Stadt und wider das Seebollwerk am Hafen gemacht. Veere, dem das Glük immer hold war, erhielt bald durch einen Ueberläufer Nachricht von dem Vorhaben der Feinde, und säumte nicht, im Stillen die wirksamsten Gegenanstalten zu treffen.

Am 7ten des Wintermonats* rükt das Spanische Fußvolk in dichtgeschlossenen Reihen zum Sturme gegen das Bollwerk an der Seeseite heran. Die ersten, der Gefahr am meisten ausge-

* 1602. Nach andern war es der 9te.

sezten Reihen sind mit vollständigen Harnischen angethan, um ihr desto unerschrokkener entgegen zu gehen. Den Bewaffneten folgen 600 Arbeiter, und den Beschluß macht die Reiterei, welche eine dichte Mauer bildet, um den Rükzug des Fußvolks mit Gewalt zu hindern.

Ein schrekliches Kanonenfeuer von den Wällen, ein Hagel von Kugeln und Granaten, Kettengliedern und andern Eisenstükken, welche in Körben mit Eisendraht beflochten aus Haubizzen und Granaten geworfen wurden, und ganze Lagen von Beutelkartätschen mit Musketenkugeln, eine neue Erfindung von der man in dieser Belagerung zuerst Gebrauch gemacht haben soll, — sprühete unter furchtbarem Krachen von den Wällen den Stürmenden entgegen, und schmettert ganze Reihen von ihnen todt oder verwundet zu Boden. Aber immer treten andere an die Stelle der Gefallenen, und so dauert der Kampf mit ununterbrochener Wuth und unentschieden, bis das nächtliche Dunkel ihn unterbricht. Die tapfern Spanier, troz der langen ermattenden Blutarbeit, behaupten die Nacht hindurch den Posten, bis zu welchem sie sich durchgeschlagen haben; und kaum dämmert der

Morgen herauf, so wird das Gefecht mit gleicher Erbitterung erneuert.

Jezt aber macht der entschlossene Veere von einem Mittel Gebrauch, welches den Kampf plözlich zum Vortheil der Besazzung entscheidet. Es befanden sich zwei Schleusen in der Stadt, wovon die eine bestimmt war, das Wasser zur Zeit der Ebbe in demjenigen Theile des Kanals, welcher innerhalb der Stadt lag, zu erhalten, und die andere dazu diente, es auf der andern, gegen das Feld heraus führenden Seite zu dämmen. Beide Schleusen läßt Veere in einem Augenblik öffnen. Plözlich stürzt das Wasser in die Vertiefung des sogenannten alten Hafens, wohin die Stürmenden vorgerükt waren, verschlingt eine Menge derselben, und macht alles Pulver unbrauchbar.

Vergebens versuchen die noch übrigen sich durch schnellen Rükzug vor dem Ungestüm des wilden Elements zu retten; die Schwerter ihrer eigenen Reiterei zwingen sie Stand zu halten, und den Unglüklichen bleibt nichts übrig als die schrekliche Wahl, ohne Vertheidigung und Hoffnung eines glüklichen Erfolgs durch die Geschosse der Feinde, oder in den Wellen um-

zukommen. Endlich erhielt die Reiterei Befehl zum Rükzuge.

So endete dieser fruchtlose Sturm, welcher die Belagerer 800, und ihre Gegner nur 40 Mann gekostet haben soll. Den ersteren ward ein vierstündiger Waffenstillstand zur Beerdigung ihrer Todten zugestanden, und der Erzherzog war entschlossen den folgenden Tag den Angriff zu erneuern. Aber eine Meuterei, welche unter den Spanischen und Italienischen Regimentern ausbrach, hinderte die Unternehmung jenes Vorhabens. Sie klagten laut, daß man sie wie Sklaven behandelt und gleich unvernünftigen Thieren auf die Schlachtbank geliefert, indem man sie durch die Reiterei gezwungen habe, ihren Posten auch da noch zu behaupten, als schon jede Möglichkeit eines günstigen Ausgangs verschwunden gewesen sei. — Die Aufrührer weigerten sich deshalb zu fechten. Der über den unglüklichen Erfolg des vorigen Tages und über den Ungehorsam seiner Truppen gleich heftig erbitterte Erzherzog, ließ 50 der Strafbarsten hinrichten, und es gelang ihm durch dieses Beispiel von Strenge die Empörung zu dämpfen.

Mehrere Befehlshaber des Belagerungsheers riethen jezt, eine Unternehmung aufzugeben, deren geringer Erfolg dem großen Aufwande von Blut und Kosten bisher so wenig entsprochen habe, und wobei man sich nicht einmahl mit der Hoffnung, es durch Hunger zu beendigen schmeicheln könne, da alle angewandten Mittel der Stadt die Gemeinschaft mit dem Meere abzuschneiden, vergebens gewesen wären. Aber Albert, welcher glaubte, daß bei dieser Belagerung, einem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit, sein ganzer Ruhm auf dem Spiele stehe, war durch keine Vorstellungen zu bewegen, davon abzulassen. Sie dauerte also fort, aber einige Zeit hindurch mit minderer Thätigkeit als bisher. Der Erzherzog selbst, an dessen Stelle der General Rivas den Oberbefehl über das Belagerungsheer übernahm, begab sich nach Gent, theils um neue Maaßregeln zur nachdrüklicheren Fortsezzung der Belagerung zu treffen, und die Früchte der großen Versprechungen des Spanischen Hofes einzusammeln, theils dem Prinzen von Oranien entgegen zu wirken.

Dieser Feldherr hatte im vergangenen Jahre* die Stadt Rheinbergen erobert, und darauf

* Julius 1601.

Herzogenbusch drei Wochen vergebens belagert.* In der Folge ward ihm der Oberbefehl über ein mächtiges Heer übertragen, welches die Staaten der vereinigten Provinzen aufgestellt hatten, um durch Brabant in Flandern einzudringen, und Ostende zu entsezzen. Zwar widerrieth Moriz den Zug, weil er ihn für zu gewagt hielt; aber die Staaten bestanden darauf, denn König Henrich der 4te von Frankreich, und die Königin Elisabeth von England hatten ihn vorgeschlagen, und beide mußten aus Gründen der Politik geschont werden. Mit 18000 Mann Fußvölkern und 5000 Reitern brach Oranien auf, und führte sein Heer über die Maas** und durch das Bischofthum Lüttich nach Truyen an die Grenze von Brabant. Ohnweit davon zu Tienen hatte sich ein Spanischer Heerhaufen, unter dem Admiral Mendoza und dem Marchese Spinola, der jezt zum erstenmahle auf dem Schauplazze dieses Krieges erschien, zusammengezogen. Er dekte die Straße nach Brabant, und blieb unbeweglich in seiner vortheihaften Stellung, ohne die Schlacht anzunehmen, welche der Niederländische Feldherr anbot. Eine starke feindliche Macht im Rükken zu lassen, und dennoch

* Jenner 1602. ** Junius 1602.

zwischen den Festungen Brabant's hin nach Flandern vorzudringen, wäre ein zu unbesonnenes Wagestük gewesen, als daß ein so erfahrner General als Moriz, es hätte unternehmen sollen. Er war daher gezwungen, sich gegen die Maas zurük zu ziehen,* wo er, um doch etwas ausgerichtet zu haben, Grave belagerte und eroberte.**

Auf das Schiksal Ostende's hatten diese Vorfälle keinen Einfluß; so wenig als eine Empörung, welche auf's neue unter den Spanischen Truppen ausbrach. Nie waren dergleichen Rebellionen so häufig, als während des Niederländischen Freiheitskriegs; und man kann sie daher zu den karakteristischen Eigenheiten desselben zählen. Unrichtige Auszahlung des Soldes, gab gewöhnlich die Veranlassung dazu, und die unglüklichen Bürger und Landbewohner empfanden nicht selten die Folgen davon, denn die Empörer machten sich oft durch Plünderung ihres Eigenthums bezahlt Sie kehrten dann entweder aus freier Bewegung, oder durch Strenge, Vorstellungen und Befriedigung eines Theils ihrer Forderungen bewogen, zu ihrer Pflicht zurük und zeichneten sich zuweilen wieder durch außerordentliche

* Julius 1602. ** 9. Sept. 1602.

Beweise des Muths und Gehorsams aus. So ward auch jezt vor Ostende der Aufruhr der Spanischen Krieger bald wieder gestillt, ohne von bedeutenden Folgen gewesen zu seyn.

Die Belagerten hatten indes das Jahresfest der Belagerung feierlich begangen. Aber ihre Anzahl war von neuem sehr vermindert. Schwert und Krankheiten hatten viele hinweggerafft, und eine beträchtliche Anzahl, besonders von den Engländern, war zu den Feinden übergegangen, verführt durch die glänzenden Versprechungen der lezteren, welche in weitläuftigen Briefen, die an Pfeile geheftet in die Stadt geschossen wurden, enthalten waren. Die Staaten der vereinigten Provinzen faßten daher den Beschluß, die Besazzung von Ostende regelmäßig alle sechs Monat ablösen zu lassen, um diesen so wichtigen Ort, wenn er auch endlich nicht zu retten wäre, doch wenigstens so lange als möglich zu erhalten.

Die erste Ablösung, eine auserlesene und treflich gerüstete Mannschaft, führten der Oberst Friedrich von Dorp ein Holländer, und der tapfere Schotte Edmund, in die Stadt. Der erstere übernahm nun den Oberbefehl, worauf sich der unerschrokkene Veere mit der als

ten Besazzung einschiffte, und zum Heere des Prinzen von Oranien stieß. Die beschädigten Festungswerke wurden wieder hergestellt, und da die Arbeiter stets richtige Bezahlung empfingen, so blieben sie immer in Thätigkeit und bei gutem Willen.

Jenes an sich so unbedeutende und von den Dichtern und Filosofen gleichverächtlich behandelte Metall, welches aber dennoch ein unentbehrliches Mittel zur Glükseligkeit der Menschen und ein mächtiger und immer wirksamer Hebel bei allen ihren Unternehmungen ist — das Geld, fehlte glüklicherweise den vereinigten Niederländern nicht; und erst jezt hatte sich ihnen wieder eine neue ergiebige Quelle des Reichthums eröffnet. Mitten unter den Stürmen eines langen und verheerenden Kriegs, dessen Wuth jedoch die Belagerung von Ostende auf einige Zeit von den Nördlichen Provinzen größtentheils entfernte, stifteten sie die berühmte Ostindische Handlungsgesellschaft, durch deren glükliche Thätigkeit in der Folge Ströme von Gold aus fernen Weltgegenden in das Mutterland geleitet wurden.

Die Veranlassung zur Errichtung dieser so wichtigen Verbindung, gab ein Umstand, der anfangs dem jugendlichen Freistaat die heftigste Er=

schütterung drohete, und doch zulezt keine der gefürchteten gefährlichen Folgen hervorbrachte. Die vereinigten Niederländer hatten, so lange Philip der 2te lebte, troz ihres Kriegs mit Spanien, einen freien Handel mit allen Europäischen Staaten dieser Monarchie getrieben. Aber bald nach der Ankunft des Erzherzogs und seiner Gemahlin in den Niederlanden, erging ein strenger Befehl der neuen Regenten und des Madridter Hofes, welcher den sogenannten Rebellen allen ferneren Handelsverkehr mit den Europäischen und Indischen Besizzungen Spaniens und Portugals untersagte. Groß und allgemein war die Bestürzung der vereinigten Niederländer über ein Verbot, welches den Grundpfeiler ihrer Existenz und Macht zu erschüttern und nieder zu stürzen drohete. So bald jedoch nur der erste Schrek vorüber war, sannen sie unverzüglich auf Mittel die nachtheiligen Wirkungen jenes Befehls abzuwenden. Es wird beschlossen, den Handel nach Indien mit verdoppelter Thätigkeit und mit bewaffneter Hand zu führen. Und um die Unternehmer desselben in den Stand zu sezzen, dabei mit desto größerem Nachdruk verfahren zu können, und zugleich aller schädlichen Konkurrenz unter ihnen selbst zuvor zu kommen, vereinigt

man sie in eine einzige Gesellschaft, welche das ausschließende Privilegium nach Indien zu handeln erhält.*

Diese Einrichtung gab dem Handel nach jener Weltgegend den höchsten Schwung, verwikkelte die Spanier dort in neue und kostbare Kriege, und vermehrte zugleich die Mittel der Republik ihren übermächtigen Feinden zu widerstehen. In einem Zeitraum von 130 Jahren seit ihrer Stiftung, verkaufte jene berühmte Handelsgesellschaft, für mehr als 1600 Millionen Gulden Ostindischer Waaren aller Art.

Wenn Handel, Kunstfleiß und Gewerbe den vereinigten Niederländern die Mittel verschafften, wodurch Genie und Muth belebt und zur Thätigkeit aufgeregt werden: so fehlte es ihren Feinden dagegen gewöhnlich an jenem Wunderwirkenden Metall, obgleich diese die Herren der reichen Goldadern der neuen Welt waren. Albert empfand jezt die Folgen dieses Mangels, denn er hinderte ihn die Belagerung von Ostende mit dem Nachdruk fortzusezzen, welchen seine Ungeduld forderte. Sein Heer war geschmolzen, die Kassen waren leer, und mit schmerzlichem Verlangen sah er der ihm von dem Madridter Hofe verspro-

* 30. März 1602.

chenen Unterstüzzung an Geld und Mannschaft entgegen. Aber wie wenig hatte er dort zu erwarten!

Seit Philips des 2ten Tode saß auf Spaniens Throne dessen Sohn Philip der 3te, ein schwacher, unmännlicher und sorgloser Fürst, der keine der rühmlichen Eigenschaften seines Vaters, sondern nur dessen finstere menschenfeindliche Bigotterie geerbt zu haben schien. Er überließ die Zügel der Regierung, welche sein Vater und Großvater selbst geleitet hatten, gleich anfangs seinem Lieblinge dem Herzog von Lerma, der ihn unumschränkt beherrschte. Durch eine Reihe blutiger Kriege auf beiden Elementen, durch die Vertreibung der Moriskos, durch die zahlreichen Auswanderungen nach der neuen Welt, und selbst durch die blutdürstige Wuth der Inquisition, war die Bevölkerung Spanien's geschwächt. Die Goldquellen Indiens hatten sich durch hundert Kanäle in auswärtige Länder ergossen, der Akkerbau war vernachläßigt, und der Handel befand sich größtentheils in den Händen der vereinigten Niederländer. So viel nachtheilige Umstände hatten der mächtigen Spanischen Monarchie, welche beim Ausbruche der Niederländischen Revoluzion den höchsten Gipfel ihrer Größe erreicht

hatte, schon einen beträchtlichen Theil ihrer Macht und ihres alten Glanzes entzogen, und der Herzog von Lerma, war nicht der Mann, welcher fähig gewesen wäre, die verlornen Kräfte des Landes wieder herzustellen. Vielmehr beförderte seine Verschwendung die Abnahme derselben noch mehr. Sie hatte den nachtheiligsten Einfluß auf alle Zweige der öffentlichen Angelegenheiten, und besonders auf die Führung des Kriegs in den Niederlanden. Daher kam es, daß der Erzherzog vergebens auf die ihm zugesagte Unterstüzzung wartete. Der Madridter Hof konnte keine seiner glänzenden Versprechungen erfüllen, und eine kleine Verstärkung an Mannschaft, war die ganze Hülfe, welche er von dorther erhielt.

In dieser Verlegenheit wandte er sich an die Staaten von Brabant und Flandern, und forderte sie dringend auf, ihn mit den nöthigen Geldsummen zur Fortsezzung der Belagerung von Ostende zu unterstüzzen. Die Brabanter aber schlugen sein Gesuch ab, unter Entschuldigungen wegen des traurigen Zustandes ihrer verheerten Provinz; und nur die Staaten von Flandern, welche bei dem Schikſale der belagerten Stadt am meisten interessirt waren, bewilligten eine Summe von 500000 Gulden.

Wie gering und wie wenig entsprechend den großen Erwartungen diese Unterstüzzung auch war, so gab sie doch den Arbeiten vor Ostende auf einmahl wieder neues Leben, und die Belagerung, welche einige Zeit hindurch das Ansehn einer bloßen Umschließung gehabt hatte, nahm nun wieder einen rascheren Gang an. Aber überall thürmten sich den Belagerern unübersteigliche Hindernisse entgegen; überall fanden sie einen thätigen und entschloßnen Feind, der immer auf neue Mittel sann, ihnen die Früchte ihrer Anstrengungen zu entreißen.

Gegen ihre aus Faschinen hochgethürmten Brustwehren, schossen jene Feuerpfeile mit starken eisernen Widerhaken versehen ab, um sie in Brand zu stekken; und dies gelang zuweilen so gut, daß nicht selten Werke, welche Monatlange Arbeit gekostet hatten, in wenigen Stunden dadurch vernichtet wurden. Die Belagerten hatten dieses Vertheidigungsmittel, dessen man sich schon lange nicht mehr bedient hatte, von der älteren Kriegskunst geborgt; ein anderes, welches die Feinde anfangs in nicht geringe Bestürzung sezte, erfanden sie selbst.

Es war nemlich gewöhnlich, während der Nacht von beiden Theilen Leuchtkugeln zu wer-

fen, um bei ihrem Scheine die gegenseitigen Bewegungen zu erkennen; eine Vorsicht, welche zu jener Zeit, wo nächtliche Unternehmungen noch so häufig Statt fanden, sehr nothwendig war. Da aber jene Kugeln unschädlich waren, so konnte man sie leicht durch darauf geworfene feuchte Erde und nasse Häute auslöschen, und dadurch ihren Zwek zum Theil vereiteln. Dies zu verhindern, bedienten sich die Belagerten einer neuen Erfindung. Sie stekten eine Granate in die Leuchtkugel, und warfen sie mit dieser gefährlichen Frucht in ihrem Schooße, unter die Feinde. Die leztern, unbesorgt, und nicht ahnend die verborgene Gefahr, eilen herbei die Kugel auszulöschen, und werden plözlich durch die plazzende Granate getödtet oder verstümmelt. Dadurch erreichten die Belagerten ihre Absicht, denn die Feinde wagten sich nicht mehr an die Todverbreitenden Leuchtkugeln, bis sie sich von der Erfindung näher unterrichteten, und ebenfalls Gebrauch davon machten.

Von Zeit zu Zeit wurden die Versuche, den Eingang zum Kanal zu sperren, wiederholt; aber sie gelangen nicht, und die darauf gewandte unermeßliche Arbeit, war gewöhnlich ganz fruchtlos verschwendet. Was die Belagerten nicht

ver-

vernichteten, das zerstörten die vereinigten Elemente des Wassers und der Luft. So hoben einst die durch einen heftigen Sturm empörten Wogen, eine Anzahl vor der Mündung des Kanals versenkter Schiffe, aus der Tiefe empor, und rissen sie mit sich hinweg.*

Einen für die Belagerer nicht minder ungünstigen Erfolg, hatte ein Angriff, welchen sie auf die Außenwerke am sogenannten Polder unternahmen. Sie hatten dazu die Nacht nach einem schreklichen Ungewitter gewählt, wobei ein Orkanmäßiger Sturm große Verheerungen in der Stadt und im Lager angerichtet hatte.** Wüthend war der Angriff, aber die Niederländer, durch den Revoluzionskrieg aus einer unkriegerischen Nazion in die tapfersten Streiter Europa's umgewandelt, schlugen die Feinde mit großem Verluste zurük. Der Sturm wird wiederholt, und die Spanier, entschlossen zu Sieg oder Tod, achten keine Gefahr. Die Leichname ihrer gefallenen Waffenbrüder müssen ihnen zur Brustwehr dienen, und so gelingt es ihnen endlich drei feindliche Schanzen im Sturme zu erobern. Ergrimmt über den heftigen Widerstand und den erlittenen

* Februar 1603. ** April 1603.

schreklichen Verlust, hauen sie die entschlossenen Vertheidiger alle bis auf den lezten nieder. Am folgenden Tage wagte die Besazzung einen Versuch zur Wiedereroberung der verlornen Schanzen, welcher beiden Theilen viel Blut kostete, aber ohne Erfolg war.

Karl van der Noot, schon aus den ersten Zeiten der Belagerung berühmt, war jezt wieder Befehlshaber in der Stadt, wo eine pestilenzialische Seuche ausbrach, und die Leiden und Mühseligkeiten, mit denen Einwohner und Kriegsleute zu kämpfen hatten, noch vermehrte. Die Unglüklichen, welche sie ergriff, wurden entweder schnelle Opfer des Todes, oder fielen in Wahnsinn. Dennoch ertrugen die Belagerten jedes Ungemach mit unerschütterlicher Beharrlichkeit. So mächtig wirkte auf sie der Geist eines Zeitalters, wo man durch Wall und Graben gedekt, oft lieber alle Gräuel und jede Art des menschlichen Elends über sich ergehen ließ, ehe man sich dem Feinde ergeben wollte; ein Geist, der nicht selten den Bürger und Kriegsmann gleich mächtig beseelte.

Unter diesen Umständen, da es noch immer zweifelhaft war: ob Ostende seine Freiheit behaupten, oder endlich nach einer langen und ruhmvollen Vertheidigung, erliegen werde? erschien auf dem Schauplaz der Belagerung eine neue merkwürdige Person, bestimmt von jezt an die Hauptrolle so wohl bei dieser als bei allen nachfolgenden kriegerischen Unternehmungen der Spanier zu spielen. Dies war der Marchese Ambrosio Spinola, ein edler und reicher Genuesischer Bürger.

Dieser außerordentliche Mann, dessen Geschichte beweist, daß die Moreau's unserer Zeit keine neuen Erscheinungen sind, — einer der größten Feldherrn seines Jahrhunderts und würdig der Gegner eines Moriz und Friedrich Henrich's von Oranien zu seyn, hatte sich eigentlich der Handlung gewidmet. Verdruß über die Versagung einer obrigkeitlichen Würde in seiner Vaterstadt, und sein nach Thaten dürstender Geist, trieben ihn die Stille des ruhigen Privatstandes, als er bereits das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte, mit den Stürmen einer kriegerischen Laufbahn zu vertauschen. Sein Bruder Federico Spinola hatte schon früher diesen Stand ergriffen, und führte mit einer

Anzahl eigener und Spanischer Galeeren glükliche Unternehmungen wider die Handlungsschiffe der vereinigten Niederländer aus. Ambrosio erbot sich auf den Fahrzeugen seines Bruders zu dienen, und warb auf eigene Kosten einige tausend Italienische Kriegsleute, um mit ihnen die Niederländischen Küsten zu beunruhigen. Er erschien in den Niederlanden, und stieß mit seinem Haufen zu dem Heere des Admirals Mendoza, welcher dem Prinzen von Oranien seinen Zug zur Befreiung Ostende's vereitelte; und da sein Bruder in einem unglüklichen Treffen gefallen war, das ihm Joost de Moor mit drei Seeländischen Schiffen vor dem Hafen von Sluis geliefert hatte:* so änderte er seinen Vorsaz, und begab sich in das Lager vor Ostende, um der Belagerung als Freiwilliger beizuwohnen.

Bald leuchteten hier die Funken seines vortreflichen militärischen Genie's hervor, und zogen die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Erzherzogs auf ihn. Je mehr der leztere ihn beobachtete, in einem desto vortheilhafteren Lichte erschienen ihm die hervorstechenden Talente des jungen Helden, und in kurzer Zeit hatte sich dieser Albert's Zutrauen in einem so hohen Gra-

* 26. Mai 1603.

de erworben, daß er dem bewunderten Genueser den Vorschlag that: den Oberbefehl über die Belagerung zu übernehmen. Nach einigem Weigern gab Spinola sein Wort, und reiste darauf nach Madrit, wo er sich durch einen förmlichen Vertrag zu der Einnahme von Ostende verpflichtet haben soll. Nach seiner Rükkehr ward er öffentlich zum Oberbefehlshaber des Belagerungsheers erklärt, und übernahm seine neue Würde, nicht ohne den Neid so vieler unter den Waffen ergraueter Spanischer Feldherrn zu erregen, welche sich durch die Erhebung eines solchen Neulings in dem Gewerbe des Kriegs, zurükgesezt glaubten.

Kaum war Spinola als Oberhaupt der Belagerungsarmee aufgetreten, so gewann die leztere plözlich eine ganz andere Gestalt. Er verstärkte sie mit 8000 Italienern, stellte die so sehr gesunkene Kriegszucht wieder her, und ließ es sein erstes Geschäft seyn, Verfügungen zur richtigen Bezahlung der Soldaten zu treffen, um ihnen jeden Vorwand zum Ungehorsam und zu Meutereien zu benehmen. Großmüthig verpfändete er zu jenem Behufe seine eigenen Güter, und strengte nun, nach diesen vorläufig getroffenen Einrichtungen, alle seine Kräfte an, um den Gang

der Belagerung zu beschleunigen, und die Stadt enger einzuschließen.

Es fehlte ihm nicht an geschikten Kriegsbaumeistern. Pompeo Justinio und Pompeo Tarjone, beide gebildet in der Italienischen Schule, damals noch der berühmtesten in Europa, waren Männer, deren Namen sich in der Kriegsgeschichte jener Zeiten ehrenvoll auszeichnen. Sie beeiferten sich durch Genie und Kunst die Absichten des Feldherrn zu befördern. Tag und Nacht sieht man die Soldaten beschäftigt neue Angriffswerke aufzuführen, troz des unaufhörlichen Kanonen- und Musketen-Feuers von den Wällen, gegen dessen mörderische Wirkungen sie Pompeo Justinio durch eine neue Erfindung seiner Kunst zu schüzzen sucht. Dies war die sogenannte flüchtige Sappe. Er ließ nehmlich während der Nacht bloß die Schanzkörbe in die Linien der Laufgraben sezzen, und sie am folgenden Tage mit Erde füllen, um die Sappe zur Vollendung zu bringen. Dadurch wollte er bewirken, daß die Arbeiter bei Verfertigung der Sappe, welche sehr nahe an den Werken der Belagerten aufgeführt ward, weniger durch das Musketen-Feuer der lezteren, leiden sollten. Zu eben diesem Zwekke wurden auch die sogenannten Blin-

den und Chandeliers aufgeführt. Jene bestanden aus zwei in die Erde gegrabenen Säulen, oben durch ein Querholz verbunden, welches eine Reihe aufrechtstehender Faschinen festhielt. Die Chandeliers waren zusammen gesezt aus zwei funfzehnfüßigen, in eine wagrecht liegende Schwelle eingezapften Säulen, zwischen welchen ebenfalls Faschinen angebracht waren, um gegen die Muskentenkugeln zu dekken. Aber troz dieser Sicherungs-Anstallten wurden doch durch das stets unterhaltene Feuer von den Wällen so viel Arbeiter getödtet und verwundet, daß selten die Hälfte derselben lebend und unverlezt in das Lager zurükkam. Und diese Arbeiter waren gewöhnlich Teutsche, denn den Spanischen Kriegsleuten erlaubte ihr Stolz nicht, sich für Geld zu Schanzarbeiten gebrauchen zu lassen, nur in Fällen der höchsten Nothwendigkeit legten sie ohne Bezahlung Hand an.

Mit nicht minderer Thätigkeit als auf der Landseite, ward auch auf der Seite des Hafens gearbeitet; denn Spinola's größte Aufmerksamkeit war auf diesen Punkt hin gerichtet, wo das wahre Geheimniß der Eroberung vergraben zu liegen schien. Man nahm die zur Sperrung des Kanals, welcher die Gemeinschaft mit dem

Hafen unterhielt, schon längst angefangenen Arbeiten von neuem vor, und Pompeo Tarjone, ein Römer von Geburt, der sich späterhin bei der berühmten Belagerung von Rochelle so sehr auszeichnete, führte die Aufsicht dabei.

Um den Boucquoischen Damm zu verlängern, läßt er hinter dem schon vorhandenen Theile desselben, zur Zeit der Ebbe, am Ufer aus Balken und Wasserfaschinen, große Flöße 50 bis 60 Fuß lang und 30 breit, verfertigen. An den Seiten der Flöße werden leere Tonnen befestiget, und der Boden unter ihnen wird hinweggeräumt. Die steigende Fluth erhob sie, und führte sie an die bestimmte Stelle. Haben sie solche eingenommen, so werden sogleich die Tonnen wieder von ihnen getrennt, und die Maschinen sizzen am Grunde fest. Darauf erhöht man sie mit Schutt und Steinen, und bildet so eine Fortsezzung des Dammes, welche gleich dem schon vorhandenen Theile mit einer Brustwehr versehen wird.

Die ersten Versuche mit diesen Flößen, gelangen zu Tarjone's außerordentlicher Freude, über alle Erwartung; der Damm ward da-

durch bis an den Eingang des Kanals verlängert, und man erbaute ungesäumt noch 16 Maschinen ähnlicher Art. Aber der Erfolg war nicht so günstig. Eine gut gerichtete Batterie der Belagerten von elf Kanonen, zerstörte während der Ebbe die Verbindung des Holzwerks mit den Faschinen. Als sich nun die Fluth erhob, ging jenes aus einander, und die Wellen führten das ganze Werk bis auf die lezte Spur hinweg. Andere Maschinen ähnlicher Art, welche Tarjone hierauf verfertigen ließ, hatten kein besseres Schiksal. Sie wurden von den Belagerten mit Feuerpfeilen und Brandkugeln angezündet, oder durch Stürme zertrümmert.

Bei allen diesen verschiedenen Unternehmungen, sah man den Feldherrn selbst sich jeder Anstrengung und Gefahr unterziehen, und beide mit seinen Kriegern theilen. Ueber Schwierigkeiten und Unfälle erhaben, zeigte er bei allen Launen des Glüks eine immer heitere Stirn. Er entsagte Schlaf und Bequemlichkeit, ertrug willig Mangel, Ermüdung und das Ungemach der Witterung, und brachte oft die Nacht bei dem gemeinen Krieger in der schlechtesten Hütte — denn damals bediente man sich noch nicht der

Zelte — oder auf solchen Posten zu, die der Gefahr und den Angriffen der Feinde am meisten ausgesezt waren. So strenge er auch pünktlichen Gehorsam von seinen Untergebenen forderte, so liebreich ließ er sich dagegen auch zu dem geringsten Soldaten herab, hörte seine Klagen theilnehmend an, sorgte so viel als möglich für seine Bedürfnisse, und feuerte ihn nicht nur durch eigenes Beispiel, sondern auch durch Belohnungen vorzüglicher Thaten, zum Heldenmuthe und zur Verachtung der Gefahren an. Einst zerschoß ein Artillerist mit dem zweiten Schusse das Ankerthau eines von seiner Mannschaft verlassenen feindlichen Schiffes; nachdem schon mehrere kühne Spanier, welche hinüber zu schwimmen und das Thau abzuschneiden versucht hatten, ihren Tod in den Wellen oder durch die Musketenkugeln der Feinde gefunden hatten. Das Schiff von seinem Anker befreit, ward von den Wogen an das Ufer getrieben, und von den Belagerern in Besiz genommen. Spinola, Augenzeuge dieses Vorfalls, hing dem Artilleristen, zur Belohnung für seine Geschiklichkeit, auf der Stelle eine goldene Kette um.

Aber wenn die Darstellung der erhabenen und glänzenden Eigenschaften, welche jener Feldherr

vor Ostende entwikkelte, der Seele, die so gern bei den Urnen großer und außerordentlicher Menschen vergangener Zeiten verweilt, einen wohlthuenden Genuß gewährt: so fehlt es dagegen bei dieser merkwürdigen Belagerung auch nicht an solchen Szenen, welche als schauderhafte Denkmähler von der Barbarei eines Zeitalters zu dessen karakteristischen Zügen rohe Wildheit gehört, den höchsten Unwillen und Abscheu erregen. Wie jeder Krieg um Meinungen, gleichviel ob der Gegenstand derselben religiös oder politisch ist, sich gewöhnlich durch Grausamkeit, Wuth und Erbitterung auszeichnet, weil jedes Individuum dabei Parthei nimmt: so ward auch der Niederländische Revoluzionskrieg, besonders in seinen früheren Epoken, mit der empörendsten Unmenschlichkeit von beiden Theilen geführt. Nur nach und nach, da die erste fanatische Wuth der Leidenschaften und der kochende Blutdurst der Gemüther ein wenig abgekühlt waren, fing man an zu Zeiten der Stimme des Mitleids und der Großmuth Gehör zu geben. Dennoch schändeten sich die kriegenden Theile auch jezt noch oft durch empörende Ausbrüche wilder Barbarei. Hier nur ein Beispiel, welches die ganze fühllose Rohheit des Zeitalters überzeugend beweist.

Ein aus Ostende segelndes Fahrzeug gerieth auf eine Sandbank, und fiel in die Gewalt der Spanier. Man fand fünf Frauenzimmer und zwölf kranke Soldaten darin, welche sämmtlich die Stadt verlassen wollten. Die ersteren wurden sogleich den wilden Begierden der Spanischen Kriegsleute preisgegeben, und nach den äußersten Mishandlungen nach Ostende zurükgeschikt. Die Soldaten, deren hülfloser Zustand ihren Feinden kein Mitleid einzuflößen vermochte, wurden auf Befehl des Erzherzogs gehangen, bis auf einen der zu kraftlos war die Leiter hinan zu steigen und deshalb durch einen Dolchstoß getödtet ward. Man wollte diese Schandthat nachher mit dem nichtigen Vorwande entschuldigen: daß jene Unglüklichen nicht zu Lande sondern auf dem Meere, wo die Kriegsverträge keine Kraft hätten, gefangen worden wären. Als Prinz Moriz davon Nachricht erhielt, vergalt er sie durch eine ähnliche Barbarei. Er ließ von seinen gefangenen Spaniern zwölf durch das Loos auswählen, und die welche die Todesnummern zogen, auf gleiche Art hinrichten; nur einem von ihnen, dessen große Jugend ihn zum Mitleid erweichte, schenkte er das Leben. —

Indes der blutige Wettstreit um den Besitz von Ostende ununterbrochen fortdauerte, rasteten auch in andern Gegenden des Kriegsschauplazzes die Waffen nicht. Moriz von Oranien belagerte Herzogenbusch zum zweitenmahle. Der Spanische Feldherr Marchese de Bella eilte der Stadt zu Hülfe; aber Moriz schlug ihn dergestalt auf's Haupt, daß er fast mit seinem ganzen Heerhaufen auf dem Schlachtfelde blieb. Bald darauf rükte der Erzherzog selbst zum Entsazze heran, und warf eine Besazzung von 3000 Mann in die Stadt. Endlich brach der Winter herein, und nöthigte Oranien, die Belagerung aufzuheben, und sein Heer in die Winterquartiere zu führen.

In diesem Jahre starb auch die alte Bundesgenossin der vereinigten Niederländer *, Elisabeth, Königin von England; eine Fürstin, welche die Nachwelt vielleicht bewundern würde, hätte sie nicht alle liebenswürdigen Eigenschaften ihres Geschlechts verläugnet, und sich nur den ausgearteten Schwächen desselben hingegeben. Durch ihre Feindschaft gegen Spanien, und durch öftere Unterstüzzungen an Geld

* 14. März 1603.

und Mannschaft, welche die Niederländer von ihr erhielten, hatte sie viel zur Gründung ihrer Freiheit beigetragen. Aber ihr Bestreben, den neuen Freistaat in einer drükkenden Abhängigkeit von ihrem Willen zu erhalten, und der Uebermuth ihres begünstigten Feldherrn Leicester, machten den Staaten die Verbindung mit ihr oft äußerst lästig. Jakob der 1ste, der Nachfolger der Verstorbenen auf dem Englischen Throne, sezte zwar das freundschaftliche Verhältniß mit ihren Bundesgenossen fort; aber seine friedlichen Unterhandlungen mit Spanien gaben wenig Hoffnung, daß er sich ihrer mit solchem Eifer annehmen werde, als seine staatskluge Vorgängerin.

Schon drittehalb Jahre hatte man jezt um den Besiz von Ostende gekämpft, und immer noch lag die Festung unbezwungen da. Diese außerordentliche und in neueren Zeiten beispiellose Dauer der Belagerung, machte sie zum allgemeinen Gespräche des ganzen gebildeten Europa. Man ward nicht müde sich davon zu unterhalten, und darüber zu urtheilen und zu richten.

Viele Fürsten und andere Neugierige aus allen Ständen und Gegenden machten sich auf, eine so merkwürdige Begebenheit in der Nähe zu sehen. Man beschrieb sie in Prose, besang sie in Versen, und ergoß seinen Wiz über sie in Anagrammen und Chronographischen Einfällen. Der in der Folge so berühmt gewordene Hugo Grotius, damals noch ein Jüngling, machte ebenfalls ein Gedicht auf das belagerte Ostende, welches mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Eine Menge lächerlicher und sonderbarer Gelübde, wurden für die Befreiung oder Eroberung von beiden Theilen gethan; und der Aberglaube der Zeit brütete hundert alberne Weißagungen und andere ähnliche Thorheiten aus. Aber jenes berüchtigte Gelübde der Infantin Clara Isabella, wodurch die Zahl der Farben noch mit einer neuen soll vermehrt worden seyn, scheint eher einer Erfindung der burlesken Niederländischen Laune, als einer wirklichen Thatsache ähnlich. Endlich entschied das Jahr 1604 über das Schiksal von Ostende, aber bis diese Entscheidung erfolgte, mußten beide Theile noch ein Uebermaaß von Blut und Kräften aufwenden.

Auf van der Noot waren als Oberbefehlshaber in der belagerten Stadt, Gistelles und van der Loon gefolgt. Beide verloren ihr Leben als wakkere Männer auf ihrem Posten. Jezt war es Daniel de Hertaing, Herr von Marquette, ein unerschrokkener und unternehmender Kriegsmann, werth, der Nachfolger solcher Helden zu seyn.

Bot Spinola alle Kräfte seines militärischen Genies und alle Hülfsmittel der Kunst auf, das angefangene große Werk rühmlich zu vollenden; so sezte ihm Marquette überall Wachsamkeit, Thätigkeit in Erschaffung neuer Hindernisse und die höchste Geistesgegenwart entgegen; und die Krieger auf beiden Seiten folgten dem großen Beispiele ihrer Anführer.

Die Belagerten hatten ein trefliches Werk in Gestalt eines halben Mondes aufgeführt, welches zur Sicherung des Hafens diente, und für die Belagerer in ihren Arbeiten gegen diesen Punkt, wohin stets ihr Hauptaugenmerk gerichtet war, sehr hinderlich ward. Nach einer heftigen Beschießung gelang es den lezteren endlich eine beträchtliche Bresche in dasselbe zu machen, worauf sie sich rüsteten, es mit stürmender Hand

anzu-

anzugreifen. Da sie aber durch die nassen Wassergraben verhindert wurden, sich dem Walle zu nähern: so ließ Pompeo Tarjone eine Maschine von neuer Erfindung verfertigen, bestimmt die Stürmenden gleich einer Brükke über den Graben auf den Wall zu helfen. Diese Sturmbrükke bestand aus einem starken Wagen mit vier metallenen Rädern, 24 Palmen hoch und 4 breit. Mitten auf dem Wagen erhob sich ein 50 Fuß hoher Mastbaum, an welchem man acht Fallbrükken von Segelthauen an Sparren und über's Kreuz geflochten sah, die an dem Mastbaum heraufgezogen und herabgelassen werden konnten. Vierzig Pferde waren hinreichend die sonderbare Maschine fortzubewegen. Aber als sie vollendet und alles zum Sturme gerüstet war, und sie nun in Bewegung gesezt ward, zerbrach verschiedenes an dem Holz und Eisenwerk, und die Räder schnitten so tief ein, daß sie nicht weiter fortgezogen werden konnte. Man mußte sie erst wieder in Stand sezzen, und ehe man damit zu Ende kommen konnte, hatte die Besazzung den Graben rings umher mit Pallisaden besezt, wodurch jeder fernere Gebrauch der Maschine vereitelt ward.

Nicht glüklicher liefen einige Versuche ab, welche die Belagerten von neuem zur Sperrung des Hafens machten. Der unermüdete Tarjone hatte eine Art von schwimmender Batterie aus Faschinenwerk und zusammengesezten Fahrzeugen erbauet, welche das Ansehn eines hölzernen Forts hatte, mit sechs Kanonen besezt war, und vor den Hafen gelegt werden sollte, um ihn den Belagerten zu verschließen. Aber alle Mühe und Anstrengung, welche man auf das kolossalische Werk verwendet hatte, war unnüz; denn nach seiner Vollendung und Zurüstung war es so schwer, daß es nicht von der Fluth gehoben werden konnte. Auch war zu besorgen, daß es entweder vom Sturme zerrissen, oder von den Belagerten in Brand gestekt werden würde. Deshalb blieb es ungebraucht liegen. Dagegen gelang es den Belagerern eine 50 Fuß breite Oeffnung, welche ein heftiges Ungewitter in den Boucquoischen Damm gerissen hatte, bald wieder zu verschließen.

Den entschlossenen Geist des Oberfeldherrn konnte das häufige Mislingen so mancher fruchtlos unternommenen Versuche, welche ihn dem vorgestekten Ziele näher bringen sollten, nicht erschüttern; und mit immer gleicher Beharrlich-

keit arbeitete er darauf hin. Aber unter seinen Truppen ward dadurch ein Geist der Muthlosigkeit und des Unmuths erzeugt, der sich bei einigen Vorfällen sehr auffallend äußerte. Einst beschloß Spinola einen Sturm auf den sogenannten Sandhügel, eine Redoute deren Besitz von der größten Wichtigkeit war, weil sie die ganze Stadt beherrschte. Aber die sonst so kühnen Spanischen und Italienischen Kriegsleute weigerten sich schlechterdings, dem erhaltenen Befehle zum Angriff zu gehorchen. Umsonst waren alle Bitten und Drohungen ihrer Anführer, keine Vorstellungen konnten sie bewegen, die Waffen zu ergreifen und auszurükken; so sehr hatte der Mangel an Hoffnung auf einen glüklichen Erfolg ihren Muth gelähmt. Zwei Teutsche Regimenter ließen sich endlich durch die größten Versprechungen gewinnen, den Angriff zu thun, und es gelang ihnen endlich nach einem rasenden Kampfe, und nachdem ein großer Theil der Stürmenden durch eine angezündete Mine in die Luft gesprengt worden war, die Redoute zu erobern.

Nicht minder thätig als über der Erde, war man auch im Schooße derselben. Noch zu

wenig vertraut mit dem Gebrauche und den Wirkungen des Geschůzzes, erforderte es oft lange Zeit, ehe es den Belagerern durch ihre Batterien gelang, das Feuer von den Werken der Belagerten zum Schweigen zu bringen. Deshalb sahen sie sich genöthigt nicht selten den langsamen Gang der Minen zur Eröffnung der Breschen zu wählen. Die Belagerten arbeiteten ihnen muthig entgegen, und so entspann sich ein eigener unterirdischer Krieg, der fast eben so viel Blut und Anstrengung kostete, als jener über der Erde; denn oft trafen die gegenseitigen Minirer auf einander und erwürgten sich, oder wurden unter den Trümmern der zusammenstürzenden Ruinen begraben.

Bei einer so unermüdeten Thätigkeit und Beharrlichkeit der Belagerer mußte es ihnen, troz der tapfersten Vertheidigung, doch endlich gelingen, immer weitere Fortschritte zu machen. Auch gewannen sie immer mehr Terrain; ein Außenwerk nach dem andern ward erobert; und der Angriff ward nun gegen die Hauptwerke gerichtet. Ein edler Wetteifer ergriff dabei die verschiedenen Nazionen, aus welchen das Heer bestand; die augenbliklichen Eindrükke der

Furcht und Muthlosigkeit waren schnell wieder verschwunden, und sie bestrebten sich einander an Tapferkeit zu übertreffen. Die Wallonen und Italiener eroberten zwei Ravelins, sezten sich darin fest, und bemächtigten sich darauf eines Bastions. Die Spanier besezten das Ravelin Poorscopine, nachdem sie die Besazzung desselben nach Sprengung zweier Minen vertrieben hatten. Und als einst alle vereint ein Bollwerk im Sturme erobert hatten, bestanden die Teutschen darauf das zweite allein zu stürmen, eine Ehre, welche ihnen auch zugestanden ward, und der sie sich durch Einnahme des angegriffenen Werks werth machten.

Der größte Theil der alten Festungswerke war jezt bezwungen und zerstört. Aber eine Schöpfung neuer Wälle stieg hinter den alten empor; denn Marquette hatte einen neuen Abschnitt anlegen lassen, welcher mit einem breiten Wassergraben, bedektem Wege und mehreren halben Monden davor versehen war. Man hatte dieser zweiten Festung, welche zwischen den Ruinen der ersten dalag, den bedeutenden Namen Neutroja gegeben, um die Belagerer dadurch an die zehnjährige Vertheidigung jener

Stadt des grauen Alterthums wider die Angriffe der vereinigten Griechen zu erinnern, der man nachzuahmen entschlossen sei. Selbst einzelne Theile der Stadt waren mit besonderen Festungswerken umgeben, und so nach und nach jedes Quartier derselben in ein eigenes Fort verwandelt worden.

Prinz Moriz hatte indes abermals einen Versuch zum Entsaz der bedrängten Festung gewagt Er brach mit 12000 Mann in Flandern ein, schlug den Spanischen General Velasco, der sich ihm entgegenstellte, und schloß die Festung Sluis ein, * um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Vergebens versuchte Spinola auf Befehl des Erzherzogs sie zu entsezzen, er konnte nirgend durchdringen, und Sluis ergab sich dem Sieger. **

Aber auch Ostende war jezt seinem Falle nahe, und der Einfall Oraniens in Flandern hatte die ihr drohende Gefahr nicht abgewandt oder gemindert. Die neuaufgeführten Werke, wie entschlossen sie auch vertheidigt wurden, konnten doch, da sie von frischer Erde aufge-

* April 1604. ** 19. August 1604.

worfen waren, weder den Breschebatterien der Feinde, noch der Gewalt des von den heftigen Nordostwinden empörten Gewässers lange widerstehen, und wurden leicht erobert und zerstört. Die Angriffs- und Vertheidigungswerke waren einander jezt so nahe, daß Belagerer und Belagerte oft mit einander sprechen und mit ihren achtzehnschuhigen Piken sich von den Wällen herab erreichen konnten. Zwar hatten die lezteren hinter dem ersten noch einen zweiten Abschnitt angelegt; zwar gelang es ihnen, eine Breschebatterie der Feinde und den über den Graben geführten Damm durch Feuer zu vernichten, auch unternahmen sie noch einen Ausfall wider die Posten der Teutschen; indes war die Stadt größtentheils in einen Steinhaufen verwandelt, ein beträchtlicher Theil derselben befand sich schon im Besiz der Feinde, und alle weitere Vertheidigung schien unnüz.

Nochmals einen Entsaz zu versuchen hielten die Staaten für zu gefährlich, auch war die Jahreszeit schon zu weit vorgerükt zu einer solchen Unternehmung. Ueberdem wünschten sie die 100000 Gulden zu sparen, welche die Vertheidigung der Stadt ohngefähr jeden Monat

erforderte. Marquette erhielt daher Befehl, den Belagerern eine Capitulation anzutragen, und jene auf die vortheilhaftesten Bedingungen zu übergeben.

Er ließ hierauf den größten Theil des Geschüzzes und was sich außerdem noch von Werthe auf dem Schutthaufen, welchen er bisher vertheidigt hatte, befand, in größter Stille einschiffen und fortschaffen, und in dem Augenblik da die Belagerer zu einem allgemeinen Sturme sich rüsteten, bot er ihrem Befehlshaber die Capitulation an. Sein Vorschlag ward mit Freuden angenommen, denn auch die Feinde wünschten ungeduldig das Ende ihrer langen Leiden herbei. Am 2ten des Herbstmonats kam die Capitulation zu Stande. Die Hauptpunkte derselben waren folgende: Die Besazzung erhält freien Abzug mit ihren Waffen und vier Kanonen, auch den Einwohnern ist es freigestellt ohne Hinderniß abzuziehen; die beiderseitigen Gefangenen werden freigelassen, und zur Fortbringung der Verwundeten und Kranken Wagen herbeigeschafft.

Auf diese ehrenvollen Bedingungen übergab endlich Marquette Ostende oder vielmehr die

Ruinen dieser Stadt. Er zog am 25sten September mit der Besazzung, welche noch aus 4300 Mann bestand, durch das feindliche Lager nach Sluis, wo Prinz Moriz diese tapferen Männer nicht als Ueberwundene, sondern als Sieger mit hohen Lobsprüchen empfing. Nicht mehr als ohngefähr 30 brauchbare Kanonen und ein Vorrath von Kriegsbedürfnissen wurden den Eroberern zu Theil. Nach dem Abzuge der Besazzung hielten der Erzherzog und seine Gemahlin ihren Einzug in die Stadt, deren Besiz sie mit dem Blute vieler Tausende ihrer Krieger, mit Millionen Goldes, und mit dem Verluste einer kostbaren Zeit erkauft hatten. Und was fanden sie für diesen unmäßigen Preis? ein Chaos von unförmlichen Hügeln, Gruben und Steinhaufen, einen verpesteten Kirchhof, der nicht mehr werth war erobert oder vertheidigt zu werden. Die Trümmer der Festungswerke lagen in solcher Verwirrung durch einander, daß man nicht unterscheiden konnte, welche zum Angriff oder zur Vertheidigung gedient hatten. Auch zog der größte Theil der Einwohner hinweg, und es dauerte lange ehe sich wieder Leute entschlossen, den mit Blut und Tod-

tengebeinen angefüllten Ort zu ihrem Wohnplaz zu machen.

Die Belagerer bezahlten die Eroberung mit 80000 Mann, und nicht viel geringer war der Verlust der Belagerten. Mehr als 150000 Niederländer, Engländer, Spanier, Teutsche, Italiener, Wallonen und Franzosen fanden in und um Ostende ihr Grab. Die Belagerung hatte 3 Jahr 2 Monat und 15 Tage gedauert, und man erstaunt um so mehr über diese außerordentliche Länge, wenn man sich erinnert, daß eben diese Stadt im Jahre 1706 in vier, und 1745 in acht Tagen erobert ward. Eine Reihe einsichtsvoller und entschlossener Befehlshaber, und ein Ueberfluß an geschikten Kriegsbaumeistern, welche der durch so zahlreiche Belagerungen ausgezeichnete Niederländische Revoluzionskrieg erzog; die damaligen Mängel in der Kunst des Belagerungskriegs und im Gebrauch des Geschüzzes; die nie unterbrochene Verbindung der Stadt mit dem Meere, und die dadurch entstehende Möglichkeit jene von Zeit zu Zeit mit den nöthigsten Lebens- und Kriegsbedürfnissen zu versehen, und die Besazzung ablö-

sen zu lassen; und der Geist des Jahrhunderts, welcher eine kurze und feige Vertheidigung mit der größten Schande brandmarkte, — alle diese Umstände machten eine so lange Erhaltung der belagerten Festung möglich.

Ostende ward zwar am Ende den Spaniern zu Theil, und die vereinigten Niederländer verloren auf immer diesen für sie so wichtigen Ort; aber der Verlust desselben ward ihnen durch mancherlei während der Belagerung errungene Vortheile reichlich vergolten. Denn nicht nur eroberte Prinz Moriz Grave und Sluis, sondern der Erzherzog ward dadurch drei Feldzüge nach einander verhindert, in die verbündeten Provinzen einzudringen; eine kostbare Ruhe, welche die Bewohner derselben treflich benuzten ihre Manufakturen zu vervollkommnen, und den ausländischen Handel zu dem höchsten Flor zu erheben.

Aber noch lange dauerte der Kampf zwischen der jugendlichen Freiheit und dem alten Despotismus, und noch manches Schlachtfeld ward mit Blute gedüngt, bis es endlich den

tapfern Niederländern gelang, das Schiff der Freiheit durch Sturm und Wellen unverlezt in den Hafen zu steuern. Glüklich, hätten die Enkel jener Helden ihren Ahnen geglichen! Aber ein ausgeartetes Geschlecht ohne Thatkraft und deshalb ein Spielwerk in den Händen übermüthiger Ausländer, bewohnt jezt das Land, welches einst der Schauplaz so großer Thaten war.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Remer, Julius August,

Historische Basreliefs in Darstellungen aus der Geschichte

Halle 1803

H.misc. 256
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739280-2